

*Chäara Verlag*



***Eduard Štorch***

***Abenteuer am großen Fluss***

# Abenteuer am großen Fluss

Eduard Štorch

## **Impressum**

Copyright: Chiara Verlag im vss-verlag  
Jahr: 2023

Lektorat/ Korrektorat: Annemarie Werner  
Covergestaltung: Hermann Schladt  
Übersetzung: Franz Groß

Verlagsportal: [www.vss-verlag.de](http://www.vss-verlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist  
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist  
ohne Zustimmung des Verfassers unzulässig.



# **Inhalt**

WIE RABENFEDER ZUM KLUGEN RABEN WURDE

Seite 6

WENN DIE SIPPE RUFT

Seite 184

**WIE RABENFEDER ZUM KLUGEN  
RABEN WURDE**

## **1. Kapitel - BEI DER SIPPE DER RABEN**

In einem lieblichen breiten Tal, an die Windung des Baches geschmiegt, lag vor ungefähr fünftausend Jahren eine kleine ärmliche Siedlung. Sie glich ganz einem Lager, wie es bis vor nicht langer Zeit noch herumziehende Roma zu errichten pflegten.

Der alte Knurr kam vom Wald her, eine trockene Föhre auf der Schulter. Vor seiner kümmerlichen Hütte ließ er sie in den festgestampften Schnee fallen und holte erst einmal tief Atem. Als er seine kapuzenartige, mit Hundefell besetzte Kopfbedeckung zurückschlug, konnte man seine schwarzen schweißnassen Haare sehen, die über seine rauen und gefurchten Wangen herabhingen. Sein bärtiges Kinn zitterte vor Erschöpfung. In seinem wärmenden Pelzwerk ähnelte der alte Knurr einem Bären. Um die Lenden trug er einen Riemen, in dem ein scharfgeschliffenes, fest an ein Ahornheft gebundenes steinernes Beil steckte.

Von der anderen Seite der kleinen Siedlung her hörte man zornige Schreie.

„Aha! Da tobt Wildling wieder...!“ sagte Knurr halblaut und knurrte, wie es seine Art war, leise vor sich hin.

Die Mehrzahl der Hütten bildete einen Kreis, nur wenige standen abseits. Ungefähr in der Mitte dieses Kreises stand eine mächtige Eiche. Ihre Krone war auf der einen Seite völlig vom Blitz zerschmet-

tert. Unweit dieser Eiche sah man im Schnee einen ausgebrannten Fleck, die gemeinsame Feuerstelle. Sie war von mehreren Steinsitzen umgeben. Heute war der Beratungsplatz leer; die Bewohner der Siedlung hockten an ihren Feuern in den armseligen verschneiten Hütten und verkrochen sich vor der Kälte. Nur einige Kinder und junge Burschen liefen bei der Hütte Wildlings zusammen. Diese stand etwas abseits von den Behausungen der Altansässigen der hier lebenden Sippe der Raben.

Wildling tobte wirklich. Er ärgerte sich, dass der harte, böse Winter kein Ende nahm. Die Hirsche warfen bereits die Geweihe ab, und gestern flogen Wildgänse über den Großen Fluss. Kinder wollen im Wald sogar die Spur eines Dachses gefunden haben, der aus seinem Winterschlaf erwacht war. Vom Frühling selbst aber war noch keine Spur zu sehen. Der Schnee lag kniehoch, und auf dem Teich beim Wald war das Eis noch so dick, dass man es nicht zerhacken konnte. Der alte Knurr, ein noch stattlicher Jäger, holte einen starken Klotz, den er hinter der Hütte liegen hatte, und schob ihn unter den mitgebrachten Baumstamm. Er wollte sich daranmachen, ihn in kurze Scheite zu zerkleinern. Er spuckte sich in die flache Hand und fasste das Beil — blieb aber sogleich wieder unbeweglich stehen, er horchte nach dem Gebrüll Wildlings.

Dieser jagte jetzt sein Weib um die Hütte herum. Sobald Tilka einmal stehenblieb, schlug er sie mit einem Fichtenzweig über den Rücken.

„Zwei Tage habe ich nichts zu essen bekommen!“ gröhnte Wildling. „Ich schlage alles kurz und klein! Hu-ho-haa!“

Und als das Weib ihm zwischen den Hütten davonlief, stürzte er sich auf die geheiligte Totensäule gegenüber der Pforte und rüttelte sie so wütend, dass die mit Riemen und Schnüren an der Säule befestigten Opfergaben und Reliquien in Bewegung gerieten.

Das Totem, ein behauener und geschmückter Eichenstamm, hatte ungefähr die Form einer menschlichen Gestalt mit großen Augen und einer langen schnabelförmigen Nase. An den Seiten waren aus Nadelholzreisig flügelartige Verzierungen angebracht und mit bewundernswerter Handfertigkeit hatte man mit den einfachen Steingeräten in die Säule heilige Zeichen geschnitzt, die wie Rabenspurten im Schnee aussahen.

Wildling schrie in seiner Wut das Totem an: „Eine solche Menge von Gaben hast du von uns angenommen! Immer bekamst du als erster etwas von unserer Jagdbeute und von unserem Schmaus, und jetzt, wo du helfen sollst, dass der Winter uns nicht zugrunde richtet, finden unsere Bitten bei dir kein Gehör! Bist mir ein feiner Beschützer der Sippe, lässt uns hungern und frieren! Hu-hu!“

Wildling spuckte den Sippengötzen an, packte einen gefrorenen Schneeklumpen und warf damit nach der Säule, dass es nur so krachte. „Gebete, Gaben, Honig, Milch, Blut — das alles nimmst du gern,

nicht wahr? Aber ein bisschen für uns sorgen, damit wir nicht verrecken wie die Rebhühner dort auf dem Schnee, dafür hast du keine Zeit! Ha-ha-ho-haa!“ Und wieder kam eine Salve von Schneedumpen geflogen. Die Totemsäule färbte sich weiß von den zerplatzenden Schneebällen.

Aus mehreren halb im Schnee begrabenen Hütten kamen die Bewohner herausgekrochen und beobachteten die unerhörten Lästerungen Wildlings. Voll Erregung erwarteten die Mitglieder der Sippe der Raben am Kunratitzer Bach, dass ihr allmächtiger Götze den schweren Schimpf sofort bestrafen werde. Das Sippentotem aber rührte sich nicht. Der Zeitpunkt furchtbarer Vergeltung war wohl noch nicht gekommen.

Auch Kohlrabe, der Häuptling der Siedlung, Sachem<sup>1</sup> und Zauberer kam heran. Er war ebenfalls in ein Bärenfell gehüllt und trug einen langen, geschnitzten Stab.

„Wilder Rabe, falte deine Flügel und mache den Schnabel zu!“ befahl er streng.

Der ergrimnte Wildling wagte keinen Widerspruch, zog aber ein mürrisches Gesicht.

„Wir müssen uns alle einschränken, Wilder Rabe,“ sprach Kohlrabe bedächtig weiter. „Auch in meiner Hütte werden die Mäuse nicht fett. Aber daran, dass du hungern musst, bist du selbst schuld! Ich habe die gesamte Getreideernte gerecht verteilt;

---

1 Sachem — gewählter Sippenrichter und Häuptling. in einer Person,

jede Hütte erhielt ihren Teil — auch du, Wildling! Beschuldige unser erhabenes Totem nicht, es habe seine Kinder ohne Hilfe gelassen. Du bist selbst schuld daran, dass es in deiner Grube kein Getreide mehr gibt.“

„Wir haben Vieh im Pferch“, unterbrach da Wildling die Rede des Sachem. „Lass eine Kuh schlachten, und wir können uns alle satt essen! Warum sollen wir hungern, wenn wir Kühe haben?! Habe ich nicht recht?“

„Kohlrabe — gestatte, dass wir eine Kuh schlachten! Wir sehnen uns alle nach Fleisch, damit wir uns wieder einmal satt essen können,“ ergriffen nun auch mehrere andere Angehörige der Sippe die Partei Wildlings.

„Ich erlaube es nicht!“ rief der Sachem erregt. „Wir haben einen Stier, die drei letzten Kühe, eine Färse und ein Kalb! Das ist mit einigen Schafen, Ziegen und Schweinen der ganze Besitz unserer Sippe und die einzige Sicherung unseres künftigen Lebens. Wir können unsere karge Habe nicht noch dadurch schmälern, dass wir eine Kuh oder ein Schaf schlachten. Hat uns im Sommer nicht großes Unglück betroffen, als fremde Räuber uns zwei Kühe und vier Schafe vom Weideplatz oberhalb des Großen Flusses raubten? Wir müssen warten, bis unsere Kühe Kälber bekommen, dann wird das Hab und Gut unserer Sippe wieder wachsen.“

„Ich werde im Schneetreiben elend zugrunde gehen!“ schrie Wildling. „Ich habe nichts mehr zu essen!“

„Gib uns eine Kuh, Kohlrabe!“ riefen wieder ein paar Männer. „Auf die Kälber können wir nicht warten; der Hunger wühlt jetzt grimmig in unseren Eingeweiden!“

Mit düsterem Blick trat der Häuptling nahe an Wildling heran. Ihm war klar, dass er den drohenden Aufruhr sofort unterdrücken musste, wenn nicht die ganze Siedlung dem Untergange geweiht sein sollte. Die hungrigen Menschen würden sich ja doch nicht mit einer Kuh allein zufriedengeben, sie würden in ihrem Unverstand den ganzen augenblicklich vorhandenen Viehbestand, den Kern des zukünftigen Reichtums, vernichten.

Wildling wich vor dem strengen Blicke des Sachem zurück.

„Wilder Rabe, schau mir in die Augen! Sage mir vor allen Leuten, wohin dein Getreide, deine gesamte Zuteilung, gekommen ist! Du warst früher ein guter Jäger und deine Hand war voll Kraft. Der Große Geist hat dich und deine Frauen gesegnet — drei Söhne hat er dir geschenkt. Warum aber zittern jetzt deine Knie und warum ist deine Hand so schwach, dass sie ohne Hilfe nicht einmal einen Baum fällen kann? Der Große Geist straft nach Gebühr. Deine Söhne hat er mit schlimmen Eiterbeulen heimgesucht und sie sind zu gleicher Zeit gestorben. Ebenso deine jüngere Frau. Und all das konnte nur ge-

schehen, weil du in deiner Hütte Feuerwasser zusammenbraust. Du bekamst ebenso viel Gerste und Weizen wie die anderen, aber nur dir keimt die Gerste jedes Mal — keinem andern! Dann lässt du sie trocknen, zerdrückst sie und setzt sie dampfender Hitze aus, damit du trinken kannst. So kannst du natürlich kein Mehl haben, um Brot zu backen... Ich spüre deinen Atem, der vom feurigen Gift verpestet ist — vergiftet sind auch die Worte, die aus deinem Mund kommen!“

„Du behauptest, ich sei betrunken... ? Du kennst Wildling noch nicht, stolzer Sachem. Keine einzige Kuh willst du schlachten lassen, obwohl wir vor Hunger verrecken! Noch bin ich nicht so schwach, um dir nicht zeigen zu können, wozu Wildling imstande ist!“

Kohlrabe biss die Zähne zusammen und wehrte den aufbrausenden Wildling, der sich auf ihn stürzen wollte, mit einem gewaltigen Faustschlag unter das Kinn ab. Wildling stürzte und überschlug sich ein paarmal im Schnee. Er scharrte wütend in ihm herum und wollte zu schreien anfangen. Aber die Zuschauer begannen ihn derart mit Schnee zu bewerfen, dass er bald Augen und Mund voll hatte und sich nur hilflos herumwälzen konnte.

Der Häuptling begab sich in seine Hütte zurück. Im Gehen rief er noch seinen Leuten, die sich ebenfalls langsam davonschickten, zu, dass er für den nächsten Tag eine große Jagd ansetze.

Als Wildling sah, dass alle Leute weggegangen waren, überfiel ihn Angst und er beklagte es schmerzlich, dass er in seiner Not verlassen sei. Eine Weile blieb er im Schnee sitzen und schimpfte auf alle, die ihm gerade einfielen.

Dann kam sein Weib Tilka und gab ihm einen schwarzen, angebrannten Brotfladen, den sie wohl irgendwo bekommen hatte. Wildling griff nach ihm und schleuderte ihn weit fort in den Schnee.

„Geh mir mit deinem Brot — ich will es nicht mehr!“ rief er. Als sich Tilka entfernte, erhob er sich aber und versuchte das verschmähte Brot wiederzufinden.

Der alte Knurr sah und hörte das alles, sagte aber kein Wort dazu, sondern knurrte nur von Zeit zu Zeit. Er schlug mit kräftigen Hieben auf seinen Föhrenstamm ein, dass die Splitter nur so herumflogen.

Es wurde wieder ruhig in der Rabensiedlung, das gewohnte Leben kehrte wieder ein. Die Kinder bewarfen einander mit Tannenzapfen und trieben sich im Schnee auf den ausgetretenen Pfaden herum. Die alte Betze, die ein Kind in einem Pelzsack auf dem Rücken trug, rief ihnen zu, die Zapfen doch lieber als Brennmaterial aufzuheben; es sei doch zu schade, sie wegzuwerfen. Zwischen den Kindern liefen die bei den letzten übriggebliebenen Hunde der Rabensippe umher, schnappten nach den Zapfen und bellten, dass es bis in den Wald hallte. In der Siedlung gab es nur noch diese beiden Hunde, Gi-

bacht und Bello. Zwei andere Hunde hatte die Sippe vor kurzem verzehrt und einen dritten hatten die Wölfe zerrissen.

Jetzt hatte der Hund Bello im Schnee den Brotfladen gefunden und lief mit ihm zwischen den Hütten davon, damit ihm der andere nicht seine Beute raube. Beinahe wäre er mit Wildling zusammengeprallt, der überrascht hinter ihm herschrie: „Gib das Brot her, Lump!“ Mit einem Stecken vertrieb er Giebacht, der Bello verfolgte, und eilte selbst keuchend hinter dem Broträuber her, um den Fladen noch zu retten.

Bello aber wusste, wo er Schutz finden konnte. Er lief schnurstracks zur Hütte des Häuptlings, aus der gerade Bellos Herrin, Spielmaus, die hübsche Tochter des Sachem, herauskam. Bello sprang zuerst an dem Mädchen hoch, dann legte er den Fladen auf den Erdboden. Als er den heranjagenden Wildling erblickte, fraß er den angebrannten Brotfladen sofort gierig auf.

Bleich vor Zorn schrie Wildling das Mädchen an: „Gib ihm einen Tritt, dem Vieh! Er hat mir den Fladen gestohlen!“

Und als Spielmaus dem Hund keinen Tritt gab, warf Wildling dem Tier seinen schweren Stecken nach. Aber durch den Branntwein unsicher geworden, verfehlte er sein Ziel. Er traf nicht den Hund, sondern das Mädchen, das aufschrie und sich an den Fuß griff.

Sofort waren Rabenfeder, ein kräftiger, dreizehn- oder vierzehnjähriger Junge, Frosch und einige Kleinere da.

Rabenfeder ruderte erregt mit den Armen und schrie angriffslustig: „Auf ihn!“ Er warf selbst als erster dem Wildling ein hartgefrorenes Stück Schnee an den Kopf. Die übrigen Jungen ließen sich nicht nochmal bitten, und bald hagelten die Schneeklumpen nur so auf den Mann nieder. Wenn Wildling munter und bei voller Kraft gewesen wäre, hätte er die wie tollen Jungen sehr rasch vertrieben, aber heute kämpfte er nur mit dem Munde.

„Dein Hund, Spielmaus, hat mir den letzten Brotfladen weggefressen! Ich schlag ihn tot. Ich... Und dich, Spielmaus, schlag ich auch tot... und dich da und euch alle schlag ich tot!“

Wildling drehte sich vergebens hin und her. Immer wieder griff er nach dem behenden Rabenfeder, der die Drohungen dadurch unterbrach, dass er dem Mann immer weiter Schneebälle ins Gesicht warf.

Da trat Kohlrabe aus seiner Hütte. Er überschaute den Kampfplatz und schaffte mit einem strengen Zuruf augenblicklich Ruhe. Die Knaben liefen auseinander und Wildling humpelte zu seiner Behausung zurück, ohne sich auch nur einmal umzublicken. Ab und zu stöhnte er zornig auf und stampfte wütend in den Schnee.

Der Sachem trat an seine Tochter heran.

„Hat er dich geschlagen?“

„Nicht absichtlich, Vater. Er wollte Bello bestrafen, weil er ihm seinen Brotfladen weggenommen hatte; dabei traf er mich ans Bein.“ Kohlrabe stützte seine Tochter und führte sie in die Hütte. Rabenfeder blickte hinter der Nebenhütte hervor.

„Ist etwas geschehen?“ fragte er ängstlich.

„Ach, es wird nicht so gefährlich sein. Das Bein hat er ihr nicht gebrochen,“ antwortete der Sachem und trug dem Jungen auf: „Schütte auf dieses Stück Fell reinen Schnee!“

Kohlrabe setzte die blasse, zitternde Tochter auf einen Holzklötz, zog den Pelzstiefel ab und nahm die Fellhülle sowie die darunter befindliche Umwicklung aus grobem Stoff vom Bein. Ein blauunterlaufener Fleck unterhalb des Knies blutete ein wenig.

„Es ist nicht schlimm — gib her, Rabenfeder! Kohlrabe verband die Wunde mit dem kalten Umschlag. „Du wirst freilich ein paar Tage den Schmerz spüren, aber schon morgen wirst du dich wieder aufrichten können.“ Dann verließ er die Hütte.

„Jetzt ist mir schon besser“, sagte Spielmaus leise und hörte auf zu stöhnen. Rabenfeder freute sich, dass die Verletzung gar nicht so böse ausgesehen hatte und dass ihn das Mädchen sogar angelächelt hatte. Spielmaus ruhte nicht lange. Sie erinnerte sich, dass das Essen für den Vater zubereitet werden müsse, der sich auf einem Rundgang durch das Lager befand. Auch in der Hütte des Häuptlings gab es jetzt nur noch eine Mahlzeit täglich. Das Mädchen setzte sich auf das aus Fellen bestehende Ruhelager

und bat Rabenfeder, ihr den Sack mit Knochen herzureichen. Dann machte sie sich daran, die Knochen zu zerkleinern und auf einem flachen Stein zu zerreiben.

Der Knabe sah ihr eine Weile zu und nahm ihr dann die Knochen aus der Hand, um sie selbst zu mahlen. Er saß neben dem Mädchen und hatte nur den einen Wunsch, dass es noch viel mehr Knochen gäbe, damit seine Arbeit recht lange dauere. Er wollte dann auch noch die gebrannte Gerste mahlen, von der eine Handvoll in einer kleinen Schüssel übriggeblieben war. Aber Spielmaus machte ihn darauf aufmerksam, dass er die Gerste nicht nehmen dürfe. „Dort, im Moos, sind noch ein paar Eicheln...“

Rabenfeder konnte den an einem kleinen Ast unter dem Dach hängenden Beutel nicht erreichen. Da stand Spielmaus auf, stützte sich auf den Jungen und nahm den Sack herunter. In diesem Augenblick stoben einige glühende Funken auf der Herdstätte auf und ein kleiner Fichtenast fing knisternd Feuer. Rabenfeder riss Spielmaus schleunigst beiseite — etwas klirrte: Ein für die Mahlzeit bestimmter Napf war am Boden zerschlagen.

Was für ein ärgerliches Missgeschick! Es gab sowieso wenig Geschirr im Haushalt, und jetzt im Winter, wo der Lehm gefroren ist, kann man doch keine neuen Töpfe formen!

„Ich ungeschicktes Mädel! So ein schöner Topf!“ jammerte Spielmaus und Tränen begannen ihr über die Wangen zu rollen.

Rabenfeder warf die Scherben aus der Hütte. Spielmaus aber nahm eine flache Schüssel, die als Deckel einen großen Topf verschloss, und stellte sie auf den Holzklotz bei der Herdstelle.

Nun mahlte der Junge noch eine Handvoll gebrannter Eicheln. Dann mischte er das Knochenmehl darunter und schüttete alles zusammen in die Schüssel. Er half Spielmaus gern, damit sie das verletzte Bein schonen konnte.

„Die Kochsteine sind in der Herdstelle“, machte Spielmaus den Knaben aufmerksam. Mit drei an einem Ende zusammengebundenen Stäben zog Rabenfeder geschickt die glühendheißen Kieselsteine aus dem Feuer. Das Wasser zischte auf, als er sie in die Schüssel legte. Nach einer Weile tauschte er sie gegen andere aus und so war die Suppe bald heiß. Schließlich gab er noch etwas Mark hinzu, das er aus dem einen und anderen Knochen herausgeklaubt hatte. Ja, Rabenfeder war ein guter Koch!

Kohlrabe kam zurück. Mit einem Hirschgeweih klopfte er den Schnee von den Füßen und schlug die angefrorenen Eisstückchen aus dem Pelz. Als er bemerkte, dass es aus der Schüssel auf dem Klotze rauchte, freute er sich: „Da bin ich ja gerade zur richtigen Zeit gekommen!“ Bald machte er sich an die magere Suppe.

Rabenfeder legte ein pechhaltiges Scheit ins Feuer und entfernte sich dann. Auch ihn hungerte es. Hatte er doch seit frühmorgens bisher nur ein Stückchen getrockneten Fisch gegessen. Aber —

wenn ihm auch das Wasser im Munde zusammenlief, er machte sich auf den Weg in seine Hütte.

Jedermann in der Siedlung hatte Hunger und es gab Zeiten, wo niemand ein oder zwei Tage etwas in den Magen bekommen hatte. Die letzten Getreidevorräte in den Gruben wurden ängstlich gehütet; sie waren für die Aussaat im Frühjahr bestimmt. Aber selbst von diesen wertvollen Vorräten teilte der Sachem manchmal den einzelnen Familien, wenn der Hunger ihnen gar zu arg zusetzte, je eine Mütze voll Körner zu. Ein Brotfladen aus zerriebenem Korn, mit Wasser angemacht und in einer kleinen erhitzten Grube gebacken, war jetzt für alle Bewohner der Siedlung geradezu ein Festschmaus.

Knurr war eben mit seiner Arbeit fertig, eine Menge starker Holzscheite lag auf dem Boden zwischen den Splittern herum. Rabenfeder machte sich sogleich daran, sie zur Hütte zu schleppen und sie aufeinander zu schichten.

Die bleiche Sonne senkte sich zur Erde. Rabenfeder erstarrten im Winde die Finger von dem gefrorenen Holz, doch wurde er durch die Arbeit nach einer Weile so warm, dass er die Kälte gar nicht mehr empfand. Halblaut begann er vor sich herzusingen.

Plötzlich hielt er inne und lauschte. War das der Ruf der Rebhühner...?

„Geek-kreetsch!“ ließ es sich von einer nahen Baumgruppe her vernehmen.

„Ach, das ist ja ein Eichelhäher!“ meinte Rabenfeder. Da kam auch schon der Vogel aus der Krone einer Föhre geflogen und strich nach dem Walde zu.

Ja, Rebhühner! Das wäre ein Leckerbissen! Vor wenigen Tagen erst hatte er am Waldesrand ein Rebhühnernest gesehen. In der Erinnerung daran spreizte der Knabe die Finger beider Hände — so viele Rebhühner hatten sich im Nest zusammengedrängt! Aber als er ihnen zu nahe gekommen war, hatten sie sich rauschend in die Lüfte erhoben. Eines der Tiere konnte nicht fliegen, es schleppte einen Flügel im Schnee nach sich und machte nur kurze Sprünge. Rabenfeder hatte es ergriffen und ihm im Nu das Köpfchen abgerissen. Dann erst hatte er seine Beute besehen und bemerkt, dass das Rebhuhn offenbar von Krähen verletzt worden war. Das hatte dann einen Braten gegeben! Rabenfeder schluckte den Speichel, der ihm in Gedanken daran im Munde zusammengelaufen war, und zog sich gleichzeitig einen Splitter aus der Hand.

„Hoa-hoo!“ rief da der alte Knurr aus der Öffnung seiner Hütte.

„Hier bin ich, Großvater!“ antwortete ihm Rabenfeder, nahm einige trockene Zweige und kroch in die Hütte, wo Knurr vor der Feuerstelle kniete und die glühende Asche entfachte. Der Junge legte die Zweige in die Feuerstelle und bald schlug eine kleine Flamme hoch, das Reisig knisterte.

Rabenfeder brachte noch soviel Holzspäne herein, wie er tragen konnte, und legte immer wieder

auf das Feuer nach. Ein paar Holzscheite waren schon in der Hütte bereitgelegt; ihre Glut würde bis zum kommenden Morgen ausreichen. Der Rauch entwich durch das Dach, das aus Asten geflochten und mit Fellen gedeckt war. Es sah aus, als ob die Hütte brenne. Einen Rauchfang oder Fenster gab es nicht. In allen Hütten war das Herdfeuer die einzige Lichtquelle; ließ es das Wetter zu, wurden am Tage die als Vorhänge dienenden Felle beim Hütteneingang zurückgeschlagen.

„Großvater — wird es etwas zu essen geben?“ fragte der Junge nach einer Weile und baute dabei in der Feuerstelle vier Scheite ganz kunstgerecht sternförmig auf.

„Morgen, mein Junge,“ antwortete Knurr. „Wenn uns der Große Geist morgen früh gute Zeichen gibt, gehen wir auf die Jagd. Vielleicht stoßen wir auf Beute... Doch ich weiß nicht, ich weiß nicht... Viel Wild gibt es hier in dieser Gegend nicht mehr. Wir werden wohl ein größeres Gebiet als sonst durchstreifen müssen.“

Der Junge wollte noch etwas fragen, aber der alte Jäger knurrte nur und wies ihn auf das Lager. So verkroch sich Rabenfeder in seinen Pelzsack und schloss die Augen. „Wenn ich nur einschlafen könnte!“ wünschte er sich im Geiste. Dann würde er doch wenigstens seinen Hunger vergessen.

Auch Knurr entledigte sich seines Bärenpelzes und legte sich zur Ruhe nieder.

Etwas knisterte...

Knurr blickte zum Feuer hinüber und beobachtete die inzwischen in Brand geratenen Holzscheite.

Jetzt kam von der Wand her ein Geräusch... Das war doch nicht das Knistern brennenden Holzes! Sollte es vielleicht eine Maus sein...?! Der alte Mann begann zu knurren und auch Rabenfeder lugte mit dem Kopf aus seinem Schlafsack. Mit einem brennenden Ast beleuchtete Knurr die Hütte. Er schlug die Felle zur Seite und suchte im Holz. Plötzlich schob Rabenfeder eine Hand aus seiner wärmenden Hülle und griff nach etwas.

„Ich hab’s schon!“ rief er und krabbelte aus dem Schlafsack heraus.

Knurr legte noch ein paar Holzspäne auf das Feuer, und im nun wieder aufflackernden Lichtschein zeigte der Junge, was er erwischt hatte.

„Sieh doch, Großvater, das ist ja der gefrorene Molch, den ich heute früh aus dem Bach geholt habe! Er war in einem Eisstück eingefroren ... und nun lebt er wieder und kriecht herum!“ sagte Rabenfeder staunend über so viel Widerstandsfähigkeit.

„Und er zieht auch noch ein Stück Eis am Schwanz hinter sich her!“ fügte er lachend hinzu. Dabei schlug er den Molch mit einem Holzscheit heftig über den Kopf.

„Da habe ich gleich ein Abendessen!“ freute sich der Junge und riss von dem herumliegenden Reisig einen Zweig ab, um den schwarzgelben Molch sogleich über dem Feuer zu braten.

Da nahm Knurr ihm aber den Molch aus der Hand und schlitzte ihn mit einem Feuersteinsplitter geschickt auf, um ihn doch erst einmal auszuweiden. Dann warf er das Tier seinem Enkel wieder zu mit den Worten: „Du wirst auch nie gescheiter, Bub! Möchtest das wie ein Hund hinunterschlingen!“

Nun spießte also Rabenfeder erst den Molch auf die Reissiggerte und briet ihn in der Hitze der glühenden Asche. Und gleich war er besserer Laune. Er würde doch nun wenigstens mit einem warmen Bissen im Magen schlafen gehen können...

Aber der Vorwurf des Alten hatte ihn getroffen, doch er musste zugeben, dass er mit Recht getadelt worden war. Vor Hunger war er so gierig gewesen, dass er wirklich beinahe wie ein Hund ein nicht ausgeweidetes Tier hatte verschlingen wollen! Wie hätte er sich doch schämen müssen, wenn der Großvater das den anderen Jungen erzählt hätte!

„Da habe ich noch etwas...“, sagte Knurr und schüttete einige verschimmelte Krumen aus einem kleinen ledernen Beutel. Das waren die Überreste seines Gemüsevorrates. Er hatte während des Sommers junge Blätter von allen Blattpflanzen in diesen Beutel gesammelt, die auf der Zunge keinen beißenden Geschmack zurückließen, darunter auch Weidenblätter. Mit der Zeit war das alles in diesem Beutel sauer geworden und im Winter dann gefroren. Dieses Gemüse es war auch dem Salat ähnlich — wurde zum Fleisch gegessen oder zu einem Brei

verrührt. Die gefrorenen Krumen mussten allerdings zuvor noch zerkleinert werden.

Der Alte legte einige kleine Stücke auf einen heißen Stein der Herd- Melle. Nach einer kleinen Weile aß er ein wenig davon und gab den Rest seinem Enkel. Am liebsten hätte Rabenfeder alles auf einmal hinuntergeschlungen, hätte dann aber natürlich wenig Genuss an dem Essen gehabt. Deswegen zerbiss er die Krumen ganz langsam und ließ sich die in ihnen auch enthaltenen trockenen Preissel- und Vogelbeeren gut schmecken.

Draußen begann es inzwischen zu dunkeln.

Sachem Kohlrabe machte einen Rundgang durch und um die Siedlung, bestimmte die Wachablösung beim Viehpferch und verriegelte die Pforte zur Siedlung mit einem Balken. Doch vorher reinigte er noch das entweihte Totem des Rabenstammes von den ihm immer noch anhaftenden Schneeklumpen.

„Goßer Rabe, schütze uns diese Nacht vor jedem Schaden!“ betete der Sachem dabei inbrünstig. „Gib uns morgen eine gute Jagd!“ Dann verbeugte er sich dreimal vor dem Totem und begab sich in seine Behausung zurück, die etwas außerhalb der Reihe stand und auch sorgfältiger gebaut war als die anderen Hütten. Aus allen Hütten stieg Rauch auf und dort warf ein Feuerschein lange Strahlenbündel durch einen offenen Türvorhang hinaus auf den freien Platz inmitten der Siedlung.

Es war ein stiller Abend.

Kohlrabe hatte sich bereits gebückt, um in seine Hütte zu kriechen, richtete sich aber noch einmal auf und warf einen Blick über seine Gemeinde. Nirgends hörte man Gesang oder Lachen, auch keine heitere Unterhaltung aus einer der Hütten. Die Siedlung war traurig. Sie hungerte...

Hundegebell wurde laut. Die beiden halbwilden Hunde liefen auf dem Platz herum und balgten sich. Sie wollten dem Ruf des Lagerwächters, zu ihm zu kommen, nicht gehorchen.

„Bello! Gibacht!“ rief da Kohlrabe und beide Hunde rannten mit hängender Zunge auf ihn zu.

„Legt euch!“ befahl der Sachem streng, und sofort legten sie sich unter die alte Eiche vor seiner Hütte. „Da hast du sie, Klaue, und nun wache gut!“

Der ganz in ein Bärenfell gehüllte Klaue kam, ein Steinbeil in der Hand, zu den Hunden und packte sie einmal kurz am Rücken. „Sachem — Wildling ist noch nicht zurückgekommen...“ sagte er dabei.

„Wohin ist er denn gegangen?“ fragte der Häuptling überrascht. „Er schlug die Richtung zum Walde ein — noch vor Einbruch der Dunkelheit.“

Kohlrabe machte eine unwillige Handbewegung.

Hoch über ihnen stand klar und funkelnd ein Stern.

„Anscheinend wird es nicht frieren — eher kommt Tauwetter,“ meinte Kohlrabe nach einer Weile, mehr zu sich selbst als zu Klaue, und kroch dann in seine Behausung.

Rabenfeder hatte in dieser Nacht einen unruhigen Schlaf und wilde Träume quälten ihn. Spät nach Mitternacht schlüpfte er halb aus seinem Schlafsack heraus und lauschte gespannt. Ein scharfer Wind fegte die letzte Wärme aus der Hütte und wirbelte am Fußboden Asche und auch Schnee durcheinander. Aber nichts Verdächtiges war zu hören. Alles war still, nur Knurr schnarchte dann und wann. Der Junge stieß noch ein Holzscheit ins Feuer und hüllte sich wieder eng in seinen warmen Schlafsack.

Er dachte an die Jagd morgen. Ob die Jäger ihn wohl mitnehmen werden...? Groß und stark genug ist er bereits — sie werden ihn gewiss nicht zu Hause lassen... Der Sachem hat ja schon einmal am Lagerfeuer gesagt, dass er sich immer schon auf die Mannbarkeitsprobe vorbereiten könne. Vielleicht stößt er morgen im Walde auf einen Dachs. Dann würde er schon zeigen, was er zu leisten imstande ist! Der Junge erinnerte sich seiner kleinen Jagderlebnisse. Sein größtes Abenteuer bisher war der ihm gelungene Fang eines Bärenjungens. Er war damals mindestens noch um einen Kopf kleiner als heute — und fühlte sich selbst so schwach, so lächerlich schwach! Heute wusste er ein solches Bärenjunges bestimmt ganz anders anzupacken, aber damals hatte ihn der kleine Bär übel zugerichtet... Wie hatte er ihn zerkratzt! Aus vielen Wunden blutete er, und bis in die Nacht hinein hatte er geheult. Ein Glück nur, dass Großvater Knurr mit der alten Bärin bald fertig wurde; als sie mit heraushängender Zunge am Bo-

den lag, konnte der Alte dem Enkel zu Hilfe kommen. Rabenfeder hatte sich mit dem jungen Bären, der zornig nach ihm schnappte, auf der Erde hin- und hergewälzt. Rabenfeder hatte endlich das Tier beim Pelz packen können und zerrte es nun hin und her. Aber schließlich errang der kleine Bär doch noch die Oberhand. Wie er ihm nur mit der einen Tatze das Gesicht niedergedrückt hatte...! Ach — er wollte an jenen Kampf schon gar nicht mehr denken. Auch der Großvater hatte eine gehörige Wunde über den ganzen Rücken wegbekommen, die ihm die wie rasende Bärin beigebracht hatte. Aber sie hatten doch den Kampf gewonnen! Seit damals wärmt das große Bärenfell ihr Lager.

Großvater Knurr ist bestimmt stark— aber auch Rabenfeder wird stark sein. Vielleicht so stark wie Kohlrabe...! Nun, ganz so stark wohl nicht, denn der Sachel hat ja seine Kraft vom Großen Geist. Aber so stark, wie es Wildling und Klaue sind, so stark wird er gewiss einmal werden. Mit diesen stolzen Gedanken schlief Rabenfeder im warmen Pelzsack wieder ein...

Der Rabenstamm besaß nicht viele solcher Knaben, wie Rabenfeder einer war. Sogar der Häuptling pflegte zu sagen, dass Rabenfeder die Sippe, die jetzt so arm und gedemütigt war, einmal berühmt machen werde.

Mehr als zehn Jahre war Rabenfeder nun schon in dieser Sippe. Die Jäger hatten ihn einmal am Ufer des Waldsees gefunden, den der Kunratitzer Bach in

seinem Oberlaufe durchfließt. Das kleine Kind lag im Grase neben seiner halbtoten Mutter.

Mit ihren letzten Kräften zeigte die Frau mit flehendem Blick auf das Kind und sank wieder ins Gras zurück. Sie wurde auf einem Traggestell aus Zweigen in das Lager gebracht, starb aber unterwegs. Während einer Ruhepause, als sich die Träger am Wege verschnauften, versuchte sie nur noch zu sagen, dass ihr Stamm an einer schweren ansteckenden Krankheit zugrunde gegangen sei. Auch ihr Mann sei gestorben. Die letzten Überlebenden hätten ihre Hütten verbrannt und sich dann auf die Suche nach einer neuen Heimat begeben. Rabenfeders Mutter konnte mit den andern nicht Schritt halten und verlor bald im Walde ihre Spur. Zwei Tage irrte sie umher. Dabei fühlte sie, dass auch sie von der Krankheit ergriffen wurde, Wollte aber wenigstens das Kind noch zu guten Menschen bringen. Sie erreichte jedoch ihr Ziel nicht mehr.

Knurr hatte damals das wimmernde Kind in seine Arme genommen, hatte es gestreichelt und beruhigt. Die zu Tode erschöpfte Frau blickte ein letztes Mal beide mit einem schmerzhaften Lächeln an und schloß dann für immer die Augen.

In der Rabensiedlung wurde dann noch bis Mitternacht am Lagerfeuer über dieses Ereignis gesprochen. Knurr gab den kleinen Buben nicht mehr her. Er nahm sich seiner an und trug ihn in die Hütte zu seiner kinderlosen Frau, die damals noch am Leben war.

Als Knurrs Frau das Kind aus dem Pelzsack herauszog, in dem es bis zum halben Körper eingewickelt war, fiel ein Rabenfederchen aus dem Sack. Deshalb nannten die Leute das Kind Rabenfeder. In dem Sacke fand sich auch ein eigenartiges Kinderspielzeug. In einem sorgfältig zugebundenen Rehlederbeutelchen lagen schöne, hell glänzende gelbe Körner, die auffallend schwer waren...

Im Rabenstamme wusste niemand, was das sein sollte. Schließlich entschied Kohlrabe, dass es sich um einen mächtigen Zauber handeln müsse. Und das schien sich dann ja auch zu bestätigen. Der Beutel mit den glänzenden Körnern errettete den Buben vor der bösen Krankheit. Er blieb gesund. Seither hatte Rabenfeder den kleinen Beutel in der Hütte über seinem Lager hängen.

Bald gewöhnte sich der Kleine an das Leben der Sippe der Raben. Bei allen Leuten war er beliebt. Am meisten pflegte des Saches Tochter, die junge Spielmaus, die um einige Jahre älter war als er, mit ihm zu spielen. Rabenfeder hatte keine Schwester, Spielmaus keinen Bruder. Oft plätscherten sie zusammen im Wasser des Baches und fingen Krebse.

Jetzt spielen sie nicht mehr miteinander. Aus Spielmaus ist ein erwachsenes Mädchen geworden und die Männer aus den Nachbarsippen kommen und fragen an, wie groß die Summe ist, die Kohlrabe für sie als Brautgeld verlangt. Spielmaus, ein flinkes und fleißiges Mädchen, ist die Hoffnung des Rabenstammes. Ihr künftiger Mann muss Vieh bringen

und Waffen sowie alles, was die Sippe noch begehren wird, bevor sie das Mädchen hergibt.

Rabenfeder freut sich, wenn er Spielmaus wenigstens von Zeit zu Zeit einen Dienst erweisen kann—oder sie wenigstens zu Gesicht bekommt. In ihrer Gesellschaft ist für ihn alles schöner und angenehmer...

Durch die Stille der Nacht ertönte von weitem das Heulen der Wölfe. Der Wächter der Siedlung, Klaue, beobachtete die Sterne und schritt zur Hütte Knurrs. Er schlug mit einem Holzstück auf das Hütendach.

„Kraa-kraa! Übernimm die Wache, Knurr! Kraa-kraa!“

Knurr warf sich auf seinem Lager in der Hütte noch ein paarmal hin und her, blickte eine Weile in das erlöschende Feuer und sprang dann auf. Er legte zwei Holzscheite in die Herdstelle, ergriff seine Steinaxt und kroch aus seiner Hütte heraus.

„Wie ist das Wetter, Klaue?“

„Es bläst von Mittag her, es wird wohl etwas kommen...“

„Nun, lege dich schlafen! Ich gehe einmal hier hinunter zum Pferch. Es schien mir, als hörte ich Wölfe.“

Mit diesen Worten übernahm Knurr die Wache.

Noch hatte er nicht ganz die Runde um die Siedlung gemacht, als ein Wolf ganz in der Nähe aufheulte. Bello und Gibacht bellten und stürzten davon. Sie

verschwanden im Dunkel der Nacht. Knurr fasste nach dem Beil und ging den Viehpferch besichtigen.

Die Wölfe umkreisten offenbar die Siedlung; ihr Heulen kam bald von hier, bald von da. Von Zeit zu Zeit streunten die beiden Hunde zwischen den Hütten umher. Entweder flohen sie vor der Übermacht oder verfolgten ihrerseits einen allein jagenden Wolf.

Wenn die Wölfe aufheulten, stampfte das Vieh im Pferch brüllend auf. Knurr kehrte schnell in seine Hütte zurück und nahm ein brennendes Holzscheid aus dem Feuer. Mit ihm lief er zum Viehpferch und entzündete dort einen vorbereiteten Holzstoß. Als das Feuer aufflammte, sah Knurr, dass bei der Öffnung im Zaun der Sperrbalken heruntergefallen war. Er befestigte ihn wieder und sicherte die Öffnung, so gut er konnte.

Dann legte er Holz ins Feuer, um den ganzen Umkreis zu beleuchten.

Die Wölfe wichen zurück. Aber auf der der Öffnung gegenüberliegenden Seite des Viehpferchs ging es drunter und drüber. Dort balgten sich die Hunde mit den Wölfen. Das wütende Bellen und das tolle Heulen weckte die ganze Siedlung aus dem Schlaf. Aus einzelnen Hütten kamen die Männer hervor, um zu sehen, was los sei.

Plötzlich unternahmen die in Wut geratenen Wölfe einen Angriff auf die Siedlung. An zwei Stellen fanden sie zwischen den Pfählen des schadhaften Zaunes genügend breite Öffnungen, durch die sie

hindurchschlüpfen. Wie Pfeile huschten sie über die beleuchtete Fläche und griffen im Halbdunkel alles Lebende an. Zwei Wölfe zerrten Knurr am Pelz. Er hatte zu tun, um sich ihrer zu erwehren. Kaum wendete er sich mit seiner Axt gegen den einen, um ihm einen Hieb zu versetzen, stürzte sich auch schon der zweite Wolf von rückwärts auf ihn.

Auch vor der Hütte des Ziesel gab es etwas zu sehen. Ein Wolf wälzte sich mit furchtbarem Winseln auf dem Rücken, während ein anderer zum Sprung gegen einen Mann ansetzte, der seinen Speer mit der scharfen Spitze gegen ihn richtete.

Auch Sachem Kohlraube sprang aus seiner Hütte und jagte mit erhobener Axt die wütenden Bestien aus dem Lager. Spielmaus kam mühsam vor die Hütte gehumpelt und sah neugierig, die Gefahr nicht ahnend, um sich. Sie machte einige Schritte auf dem festgestampften Schnee und blieb unter der alten Eiche stehen. Als die brennenden Holzscheite aufleuchteten, erkannte sie den Vater, der gerade zum Hieb gegen einen wütenden Wolf ausholte. Die Raben siegen! Schon sind alle Jäger zum Kampfe angetreten und wehren den Einbruch der Wölfe in die Siedlung ab. Spielmaus freut sich des errungenen Erfolges.

Plötzlich huschte ein schwarzer Schatten an ihr vorüber und ein großer Wolf sprang ihr von der Seite gegen die Schulter. Er verbiss sich in ihren Pelz und zerrte an ihm mit seinem scharfen Gebiss. Das überraschte Mädchen hielt dem Angriff des Wolfes

nicht stand und stürzte in den Schnee. Der Wolf riss Fetzen aus ihrem Pelz heraus. Sie schrie auf!

In verzweifelter Abwehr bedeckte das Mädchen mit den Händen ihr Gesicht. Spielmaus hielt sich für verloren, denn aufstehen konnte sie nicht mehr. Der Wolf zerfetzte mit seinen scharfen Krallen den Pelz immer mehr, hier und da kam er schon bis auf die Haut. Nicht mehr lange und er wird seinen gierigen Rachen in sein Opfer verbeißen... Rupp! Ein Schlag! Einer der Jungen machte einen Sprung. Und schon bohrte er entschlossen seinen scharfen Speer in den Wolf. Doch der Hieb war nicht kräftig genug, der Wolf war zwar verwundet, wendete sich aber wütend gegen seinen Angreifer. Das Mädchen jedoch war befreit. Es erhob sich im Schnee ein wenig und erkannte im Halbdunkel, wie Rabenfeder mit dem ergrimmtten Wolf kämpfte.

Mit dem wackeren Jungen wäre es wohl schlecht ausgefallen. Der Wolf riss ihn mit einem Sprung zu Boden; bevor sich die Bestie aber in ihn verbeißen konnte, waren auch schon der alte Knurr und der flinke Ziesel an seiner Seite. Knurr versetzte dem Wolf mit seinem Beil einen kräftigen Schlag, während fast gleichzeitig Ziesel seinen Speer in den aufgerissenen Rachen des überraschten Raubtieres bohrte. Rabenfeder sprang auf und auch er bohrte seinen Speer in den Pelz des Wolfes. Ein weiterer Hieb Knurrs bereitete dem starken Leittier des Wolfsrudels ein Ende.

Zu gleicher Zeit eilte Kohlrabe sein Beil schwingend herbei. Er sprang zu Spielmaus. Sein Gesicht war ganz verzerrt vor Angst und Entsetzen, nahm aber gleich wieder seinen ruhigen Ausdruck an, als die Tochter erklärte, dass ihr fast nichts geschehen sei. Ihre Fellbekleidung war zwar zerfetzt, aber einen Teil hatte sie doch gerettet. Sie stand auf und ging, den getöteten Wolf in Augenschein zu nehmen. Zwei Schritte von ihr entfernt stand Rabenfeder, noch zitternd vor Erregung über den wilden Kampf.

Spielmaus schritt auf ihn zu und umarmte ihn.

„Wie kann ich dir nur danken! Du hast mich gerettet — das werde ich dir nie vergessen!“ sagte das Mädchen ergriffen zu Rabenfeder und strich ihm über das Gesicht.

Der Junge war ganz verwirrt. Spielmaus drückte ihn an sich und legte ihre Wange an seinen Kopf. Rabenfeder wusste nicht, was er ihr sagen sollte. Er hat für Spielmaus ja nichts besonderes getan! Es war doch ganz selbstverständlich, dass er für sie sogar sein Leben einsetzte. Er hatte auch nicht einen Augenblick überlegt, ob er ihr zu Hilfe eilen sollte. Als er aus der Hütte spähte und Spielmaus unter der Eiche wahrnahm, sah er nur sie. Und als der Wolf das Mädchen ansprang, stürzte er sich ohne Überlegung in den Kampf. Genau so ginge er, ohne lange zu überlegen, für Spielmaus gegen zehn Wölfe los. Für Spielmaus zu kämpfen und ihr, selbst unter Einsatz des eigenen Lebens, zu Hilfe zu eilen, das ist doch keine Heldentat, das ist Freude und Pflicht!

Kohlrabe und alle anderen Sippenangehörigen, die nach dem siegreichen Kampfe mit den Wölfen beisammen standen, lobten den beherzten Jungen. Besonders Knurr war stolz auf seinen Pflegling und knurrte zufrieden. Die beiden ermüdeten und arg zugerichteten Hunde lagen im Schnee und atmeten schwer.

Fünf erschlagene Wölfe wurden auf den Platz zu der Eiche geschleift. Gewiss hatte man noch mehr getötet, die dann gleich von ihren Artgenossen zerissen worden waren. Das freche Rudel war also fühlbar geschwächt und würde heute sicher keinen neuen Angriff mehr wagen. Und so herrschte denn in der Siedlung erleichterte, frohe Stimmung. Auch besonders deswegen, weil niemand ernstlich verletzt worden war.

Spielmaus wischte sich die Verletzungen mit einer Handvoll Schnee selbst ab. An der Brust und an der Hüfte zeigte sich Blut, aber sie sagte, dass es gar nicht notwendig sei, die Wunden zu verbinden.

So gingen denn alle wieder in ihre Hütten zurück.

Rabenfeder zerrte einen Wolf hinter sich her. Das wird ein Fell werden, hoi!

Dann kroch er wieder in seinen Schlafsack. Bevor er einschlief, nahm er sich vor, immer auf Spielmaus achtzugeben, damit ihr nichts zustoße. Für sie wird er sich immer freudig auch in die größte Gefahr stürzen. Ja — je größer die Gefahr, desto lieber wird er sie auf sich nehmen.

Knurr legte weitere Holzscheite in das Feuer beim Pferch.

Die Wölfe zeigten sich nicht mehr.

Unter der Totemsäule lagen die Hunde und leckten sich ihre Wunden. In der Siedlung der Raben wurde es wieder still. Eine Winternacht dauert so lang!

## 2. Kapitel - DIE RÄUBER

Der erzürnte Wildling hatte die Siedlung tatsächlich verlassen. Ohne auch nur einmal auszuruhen, ging er den Hang hinauf zu den Wäldern und wäre vielleicht bis zu irgendeinem fernen Ziele gelangt, wenn er nicht so ermattet gewesen wäre. Im Schnee kam er nur schwer vorwärts. Stellenweise sank er bis über die Knie ein.

In der Hand hielt er seinen Speer, den er daheim aus der Hütte mit auf den Weg genommen hatte.

„Nicht einen Bissen! Ganz bestimmt nicht! Keiner bekommt etwas davon! Den ganzen Dachs esse ich allein auf und wenn ich zerplatzen musste! Ich werde den Dickwanst schon aufspüren. Ihr werdet Augen machen, wenn Wildling wiederkommt!“

Mühsam bahnte er sich seinen Weg durch das Dornengestrüpp und hockte sich endlich schwer atmend auf einen entwurzelten Baumstamm.

„Euretwegen werde ich nicht Hunger leiden! Kein Getreide geben sie her, keine Kuh, nicht einmal ein Kalb! Lumpen! Für wen heben sie das auf? Gehört denn das Getreide nicht auch mir? Ist das Vieh nicht auch mein Eigentum? Hörst du, Kohlrabe, mir gehört alles genau so wie dir! Und du möchtest mich verhungern lassen!“

So hätte Wildling wohl bis in die Nacht hinein vor sich hin geschimpft, ohne sich darüber klar zu sein, dass er in dem Zustande, in dem er sich befand,

niemals etwas Ordentliches erjagen konnte — schon gar nicht einen feisten Dachs. Aber Wildling musste seinem Groll Luft machen, musste auf die ganze Welt schimpfen, um nicht das große Schuldgefühl hochkommen zu lassen, das er wohl in seinem Innern fühlte und das ihn ebenso brannte wie der elende Fusel, den er sich aus dem ihm zugeteilten Getreide zubereitete.

Im Gebüsch knisterte etwas.

Wildling blickte umher. Er dachte, dass ihm da vielleicht der feiste Dachs entgegenkomme.

Wieder knisterte es und Wildling bemerkte zu seiner Überraschung, dass er von einigen fremden bewaffneten Jägern umringt war.

Einer der Jäger, mit einer Narbe auf der Wange, ging auf Wildling zu und rief streng:

„Dein Totem?“

Wildling antwortete: „Der Rabe! Und eures?“

Der fremde Jäger grinste. Er gab Wildling keine Antwort, sondern fragte ihn spöttisch:

„Wo hast du dein Wild? Nun, ich sehe, dass sich dein Speer vom Blute der Beute bisher nicht verfärbt hat. Die Raben sind berühmte Jäger!“

„Auch ihr schwitzt nicht unter der Last der Beute!“ parierte Wildling. „Schaut, dass ihr von hier fortkommt! Ihr habt unsere Gebietsgrenze überschritten.“

„Was gehen uns die Raben an! Es gibt ja gar keine mehr! Die letzten Raben werden mit diesem Schnee verschwinden und ihr Land wird unter un-

sere Stämme aufgeteilt. Wir fürchten uns nicht vor den Raben! Hau-hau!“

„Aha, ihr seid Biber, ich kenn euch schon! Man nennt euch überall die Großmäuler, und das nicht ohne Grund. Packt euch!“ Wildling konnte seine Worte gar nicht mit der Drohung beenden, die er auf der Zunge hatte. Sobald die fremden Jäger hörten, dass er sie Großmäuler nannte, gerieten sie in Zorn und stürzten sich auf ihn. Sie warfen ihn mit dem Gesicht in den Schnee und banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen.

„Lumpen! Lumpen!“ schrie Wildling, der das Gesicht voll Schnee hatte.

Der Jäger mit der Narbe im Gesicht gab Wildling einen Tritt und befahl ihm, sich zu setzen.

Jetzt verlor Wildling seinen ganzen Mut. Er sah, dass es schlecht um ihn bestellt war. Ängstlich blickte er von einem Jäger zum andern, ob nicht einer von ihnen den scharfen Speer oder das Beil gegen ihn erhebe.

Die Jäger von der Sippe der Biber, die am Unterlauf des Motolbaches an der anderen Uferseite der Moldau ansässig waren, berieten, was sie mit dem Gefangenen machen sollten.

„So ein krächzender Rabe! Lösegeld bekommen wir für ihn nicht, und sich mit ihm nachhause bis in unsere Siedlung abzuschleppen, lohnt sich nicht. Hau!“

„Erschlagen wir ihn doch!“ schlug ein anderer Jäger vor. „Wir sind auf Jagdbeute ausgezogen, um

Nahrung heimzubringen. Wir wollen uns doch nicht mit Altweibergeschwätz aufhalten. Doch du hast die Führung, Jungbiber, entscheide du selbst. Hau!“

Jungbiber, ein noch junger stark gebauter Jäger mit einer Narbe auf der Wange, ergriff das Wort:

„Unsere Schultern tragen noch nicht die Last der Beute. Der Graue Biber würde uns in der Siedlung nicht loben, wenn wir am Lagerfeuer berichteten: Erbeutet haben wir nichts, nur einen krächzenden Raben haben wir erschlagen. Die Weiber und die Mädchen würden spöttisch lachen, dass eine Hand und vier Biber<sup>2</sup> einen kahlgemauserten Raben überwunden, ans Lagerfeuer aber nicht einmal eine Wasserratte gebracht haben. Bindet also den Raben an die Buche da, mögen sich die Wölfe seiner annehmen für die Beleidigung, die er uns ins Gesicht geschleudert hat. Wir wollen weiter nach Beute suchen! Hau, hau!“

„Du bist gescheit, Jungbiber!“ lobten ihn alle.

Die Jäger ergriffen Wildling, obwohl er sie stieß und biss, und bereiteten Riemen vor, um ihn zu binden.

„Um des Großen Geistes Willen, Biber, lasst mich laufen!“ bat Wildling. Es gelang ihm, vor Jungbiber niederzuknien: „Ich verrate euch, wie ihr leicht zu einer Beute kommt, — viel Fleisch — einen Haufen Fleisch — lasst mich frei!“

---

2 5 + 4 = 9

„Krächze also, was du weißt!“ sagte der Führer der Bande unwirsch, aber doch schon mit einer gewissen Neugier.

„Liebe Biber! Gute Biber! Ihr seid die hervorragendsten Jäger hier im ganzen Tal des Großen Flusses! Ihr seid die besten Töpfer, eure Weiber weben...“

Jungbiber gab dem vor ihm liegenden Wildling einen Tritt.

„Ach, ich sag euch, wo sich Vieh befindet. Bei uns im Rinderperch dort beim Bach gibt es drei Kühe, eine Färse, ein Kalb und den Stier... auch Schafe...! Schöne Kühe, oi, oi, so viel Fleisch!“ Jetzt wurden die Biber doch neugierig.

„Der Sachem Grauer Biber hat uns verboten, uns mit Nachbarn in irgendwelche Schlägereien einzulassen!“ bemerkte Jungbiber scharf.

„Ach, ach!“ fuhr Wildling fort und setzte sich. „Es wird schon zu keiner Schlägerei kommen. Ihr werdet euch der Rinder ganz leicht bemächtigen können — ohne Kampf! Sachem Kohlrabe hat für morgen eine Jagd angesetzt, alle Männer verlassen die Siedlung und gehen in den Wald... Ihr habt den Kühen nur einen Riemen um den Hals zu werfen und führt sie fort, wohin ihr wollt.“

„Holla, hoi! das könnte etwas für uns sein!“ freuten sich die Biber. Das wäre eine leichte Beute! Mit welchen Ehren würden sie von der Sippe der Biber begrüßt werden, wenn sie Vieh brächten! Eine Rache seitens der armen Rabenleute hätten sie nicht

zu befürchten, denn die Sippe der Biber war stark und tapfer.

Aufgeregt berieten die Biber und alle brachten lebhaft ihre Meinungen zum Ausdruck. Wildling blickte sie verängstigt, aber doch bereits mit einer gewissen Hoffnung auf Erfolg an. Er verrät zwar seine Sippe, bringt sie um ihre letzte Habe, aber was liegt daran! Wenn Kohlrabe verboten hatte, eine Kuh für die Sippe der Raben zu schlachten, dann mögen sie also die Biber nehmen!

„Morgen also los zur Siedlung der Raben!“ beendete Jungbiber die Beratung.

Wildling wurde nicht an den Baum gebunden, seine Hände aber blieben gefesselt.

Alle gingen tiefer in den Wald. Sie überschritten einen Höhenzug und schlugen dann hinter Felsen unter dichten Fichten ein Lager auf. Es wurde nicht mehr viel gesprochen. Die Sache war beschlossen. Es begann zu dunkeln und der Wind pffif.

Die Biber richteten sich in ihrem Felsenschlupfwinkel im Schnee Schlafplätze her. Jeder stach seinen Speer neben sich in den Schnee. Der Gefangene lag Jungbiber zu Füßen.

Alle hüllten sich in ihre Pelze und schliefen in Gedanken an das morgige Unternehmen ein. In der Nacht schlichen zwei Wölfe um sie herum, liefen aber davon, als die Jäger erwachten und sich von ihrem Lager erhoben.

„Mir ist kalt,“ sagte einer der Biber und schlug die Arme an den Oberkörper, um sich zu erwärmen.

Auch einige der anderen Jäger erhoben sich langsam und tanzten umher, um sich zu wärmen. Sie krochen durch das Gestrüpp, traten auf die Felsblöcke hinaus und sprangen von ihnen in die Erdvertiefungen. Hierbei fielen sie in die Pfützen, die nur mit einer dünnen Eiskruste bedeckt waren. Das Eis zersplitterte krachend. Die Jäger begannen einander mit Wasser zu bespritzen, das in dem kalten Wind schnell ihre Kleidung mit einer Eisdecke überzog. Die Jäger freuten sich darüber, denn diese Eisdecke würde sie nachher gegen den lästigen Wind schützen.

Von Zeit zu Zeit rauschte es in den starken Baumkronen, die Zweige schwangen hin und her und da und dort krachte ein abgestorbener Baum. Die Windstöße kündeten eine baldige Wetterveränderung an.

Ein nebeliger Morgen brach an und nahm die Sicht. Die Wälder waren durch tiefhängende Wolken verhüllt — ein grauer Himmel lag niedrig über der Erde. Der Wind drehte sich von Nordwest wieder nach Südwest und es begann dünn zu regnen.

Vorsichtig schlich die Schar der Biber über den langgestreckten Bergrücken, der sich in einigen leichten Wellen zur Siedlung der Raben senkte.

Sie verbargen sich hinter dem Gestrüpp und beobachteten das erwachende Leben in der Siedlung. Wildling musste mit zwei Wächtern in einer Senke ein Stück weiter zurückbleiben.

Der Regen nahm zu. Leise verzehrten die Biber die Reste ihrer Vorräte. Jungbiber befestigte sein Steinbeil mit einem neuen Riemen fester an das Heft.

Aus einzelnen Hütten stiegen blassblaue Rauch Wölkchen. Von Zeit zu Zeit ging jemand über den freien Platz der Siedlung. Nichts wies darauf hin, dass sich die Raben zu einer großen Jagd rüsteten.

Zwei Männer trugen große leere Töpfe in den Viehpferch. Sie öffneten die Heuhütte in der Ecke des Pferchs, nahmen einen Armvoll Heu heraus und fütterten die Kühe und Schafe. Dann fingen sie mit dem Melken an.

Die Kinder kamen aus den Hütten zum Pferch gelaufen und streckten ungeduldig ihre Näpfe hin, um den ihnen gebührenden Anteil an der Milch in Empfang zu nehmen. Auch Rabenfeder befand sich unter den Kindern.

Als Frosch und Blümchen ihre Milch bekamen, tranken sie gleich aus ihren Näpfen etwas ab, wobei ihre Nasenspitzen in die Flüssigkeit eintauchten. Die anderen mussten über die Ungeduldigen lachen. „Das tu ich doch nur darum, damit mir mein Napf nicht überläuft!“ erklärte Frosch.

„Schau, mein Napf ist viel zu voll. Ich würde doch nur die Milch vergießen!“ erklärte Blümchen in ihrer langsamen Sprechweise und schleckte sich mit der Zunge geschwind die Lippen ab.

„Wart eine Weile hier im Regen und der Napf läuft dir wieder über!“ neckten sie die Buben.

„Burschen!“ rief Rabenfeder. „Was ist mit der Jagd? Wisst ihr noch nichts?“

„Der Sachem ist aus seiner Hütte noch gar nicht herausgekommen“, antworteten die Jungen. Aus ihrem ganzen Verhalten war zu ersehen, dass Rabenfeder durch sein nächtliches Abenteuer mit dem Wolf an Ansehen bei ihnen gewonnen hatte. Sie sahen zu ihm wie zu einem Helden auf, der wohl bald unter die Männer und Streiter aufgenommen werden würde.

Inzwischen trat Kohlrabe aus der Häuptlingsbehausung heraus. Er warf einen Blick über die Siedlung und schaute zum Himmel und zu den umliegenden Wäldern empor.

Blümchen trat an ihn heran und reichte ihm den Milchnapf. Der Sachem nahm ihn entgegen und ging zum Sippentotem beten. Vor der Schutzsäule machte er eine tiefe Verbeugung.

„Ich neige mich vor Dir, Großer Geist! Sei mit uns an diesem neuen Tage! Behüte uns vor allem Bösen! Schütze Deine getreue Sippe!“ Der Sachem tauchte die Finger in die Milch und besprengte die Totemsäule. Dann trank er selbst in tiefen Zügen von der Milch und reichte Blümchen den Napf zurück.

„Da hast du, bring ihn Spielmaus!“

Nachdem das Mädchen sich entfernt hatte, verbeugte sich Kohlrabe abermals vor dem Totem, breitete die Arme aus und rief laut:

„Du Totem unserer Ahnen! Wir bitten Dich, gib uns zu wissen, ob es Dein Wille ist, dass wir uns heute auf die große Jagd begeben!“

Hochaufgerichtet stand Kohlrabe vor der Säule wie ein Hoherpriester, der für sein Volk zu Gott spricht.

Der Regen rieselte über die Totemsäule, so dass sie glitzerte.

„Antworte mir, Totem unserer Sippe!“ rief Kohlrabe und hob den Kopf. Hinter ihm hatten sich mehrere Männer versammelt.

Der Wind wehte und schwere Regentropfen spritzten in die aufblickenden Augen des Häuptlings. Kohlrabe neigte sein Haupt, ließ das Wasser aus den Augen abtropfen und verkündete den Umktchenden:

„Der Große Geist will nicht, dass wir jagen gehen. Beugen wir uns einem Willen.“

Kohlrabe kehrte zu seiner Hütte zurück und die versammelten Raben zerstreuten sich.

Dies alles hatten die Biber aus ihren Verstecken beobachtet. Zwar verstanden sie die Worte nicht, aber sie konnten doch erraten, dass sich die Raben nicht auf die Jagd vorbereiteten. Sie kehrten zu Wildling zurück und setzten ihm hart zu in ihrem Ärger, dass er sie getäuscht habe. Die Raben gingen ja gar nicht jagen!

„Wie sollten sie auch bei diesem Wetter? Ihr seht doch wie es gießt! Kann man bei solchem Wet-

ter denn jagen? Aber ihr werdet schon sehen, sobald es aufhört, findet die Jagd statt.“

Wildling bemühte sich, die misstrauischen Biber zu überzeugen.

Sie warteten geduldig bis zum Mittag. Zu der Zeit hörte es eine Weile zu regnen auf, kaum aber hatten die Biber ihre Beobachtungsposten wieder besetzt, begann es erneut zu gießen.

„Für heute ist es aus!“ entschied Jungbiber. „Gehen wir uns Nachtquartiere suchen!“

Er gab ein Zeichen und die ganze Schar kehrte mit Wildling, dem sie wieder die Hände gebunden hatten, in den Wald zurück.

In der Nacht wurde es etwas kälter. Am Morgen schien die Sonne. Ein schöner Tag kündete sich an.

Aus der Siedlung der Raben zog die Schar der Jäger. Nur die Frauen und die Kinder blieben daheim.

Rabefeder blickte dem Jagdzug traurig nach. Man hatte ihn nicht mitgenommen. Der Junge war darüber sehr betrübt. Er lief den fortziehenden Jägern noch nach und bat den Sachem, er möge ihn doch mitnehmen.

„Es geht nicht, mein Junge! Geh zurück und bewache die Siedlung! Du weißt, dass wir alle auf die Jagd gehen und dass niemand daheim bleibt. Du wirst auf alles achtgeben!“

Rabefeder machte ein finsternes Gesicht, war aber doch im Innern über das ihm ausgedrückte Vertrauen erfreut. Nun durfte er nicht mehr wider-

sprechen. Was der Sachem sagte, war unabänderliches Gesetz. Er drehte sich um und ging langsam zurück. Die Jäger verschwanden im Walde. Zeitweise erklang noch Hundegebell. Der Sachem hatte nur Bello mitgenommen; Gibacht konnte kaum laufen, so hatten ihn die Wölfe zugerichtet. Darum blieb er im Lager. Die Weiber und Kinder freuten sich, dass es heute ein gutes Abendessen geben würde. Wenn doch die Männer reiche Beute mitbrächten! Rabenfeder nahm einen Prügel und machte einen Rundgang um die Siedlung, um sich zu überzeugen, dass alles in der gewohnten Ordnung sei. Dann hockte er sich nieder und sprach mit dem kranken Gibacht. Der Hund hatte in der Rippengegend einen Riß im Fell, von einem Ohr hing ein Fetzen herunter, die linke Vorderpfote war steif und viele kleine Wunden bedeckten den ganzen Körper.

Der Knabe streichelte den armen Gibacht, der seine Zunge im Schnee kühlte. Damit versuchte er der Hitze beizukommen, die er im ganzen Körper fühlte. Niemand hatte seine Wunden gepflegt... Damals waren die Menschen überhaupt gegen körperliche Schmerzen abgehärtet. Nicht einmal kranke und verwundete Menschen wurden sorgsam behandelt — geschweige denn ein krankes Tier!

Da kam Spielmaus aus ihrer Hütte heraus.

Sie konnte nur mit Anstrengung gehen, bewegte sich aber doch ziemlich rasch, weil sie sich auf einen Stock stützte. In einer kleinen Schüssel trug sie et-

was Milch. Sie rief Gibacht, der Hund gehorchte sofort und humpelte zu ihr.

Das Mädchen stellte die Schüssel auf den Boden. Spielmaus wunderte sich, dass Rabenfeder nicht mit den Jägern fortgezogen war.

„Ich bewache das Lager!“ erklärte ihr der Junge selbstbewusst und drückte die Schüssel mit der Milch in den Schnee, damit sie der Hund nicht umwerfen konnte.

„Trink, Gibacht, trink, hast tapfer gekämpft!“ sagte Spielmaus freundlich. Gleich wedelte der Hund mit der Rute.

Die Sonne wärmte bereits ein wenig. In der Pelzbekleidung war es fast schon zu warm. Rabenfeder machte wieder seinen Rundgang. Er schaute über die Rinderweide und zum Teich, wo das Wasser am Ufer bereits das Eis überschwemmte. Dann kehrte er wieder zurück. Er wollte aus der Hütte sein Beil mit dem Steinkopf aus Kieselschiefer holen. Dabei ließ er den Beutel mit den gelben Körnern zu Boden fallen. Rabenfeder nahm das Beutelchen mit dem geheimnisvollen Zauber in die Hand, setzte sich vor der Hütte auf einen Baumstumpf und ließ den goldenen Sand durch die Finger rinnen. Die glitzernden Körner gefielen ihm.

„Willst du sie haben?“ fragte er Spielmaus und bot ihr eine Handvoll Gold an. Das Mädchen trat zu ihm heran, nahm die Goldkörner in die Hand, spielte mit ihnen herum und meinte:

„Ganz schön, aber was soll man damit machen?“  
Und sie reichte dem Jungen das Gold zurück.

Rabenfeder betrachtete seine Axt und hatte plötzlich einen Einfall. Im Heft der Axt waren einige kleine Löcher. Er legte die Axt über die Knie und drückte in die Löcher des Heftes Goldkörner hinein. Einige wollten nicht recht halten. Da nahm er einen Stein und schlug die Körner fest hinein. Dabei bemerkte er, dass sie nicht zu Pulver zerfielen wie die Steine, die er kannte, sondern den Schlägen nachgaben und sich breitklopfen ließen, ähnlich wie ein Stückchen Schnee oder Lehm. Durch Hämmern ließen sich sogar zwei Körner zusammen zu einem größeren vereinen. Das war doch eine eigenartige Sache — Rabenfeder staunte. Kein Stein lässt sich derart platt schlagen oder mit einem anderen verbinden. Wirklich — ein seltsames Zaubermittel. In dem Heft erglänzten einige glitzernde Punkte.

„Schau, Spielmaus! Du sagtest, dass sie zu nichts gut seien!“

„Siehst du, das gefällt mir!“ gab das Mädchen zu und blickte bewundernd auf den geschickten Jungen, der mit der Spitze eines Feuersteins kleine Löcher in das Axtheft bohrte und sie dann mit den Goldkörnern ausfüllte.

„Oh! Da hast du ja unser Totemzeichen gemacht!“ rief nach einer Weile das Mädchen überrascht aus.

Das Symbol der Raben erglänzte am Heft der Axt, zusammengesetzt aus den glänzenden Körnern.

„Das ist schön — mach mir auch ein Totemzeichen auf mein Messer!“ bat Spielmaus, zog ihr Messer aus dem Gürtel und reichte es Rabenfeder. Dieses Messer bestand aus einem scharfen Feuersteinsplitter, der in einem Hirschhorngriff steckte und festgekittet war.

Rabenfeder freute sich über die Anerkennung und begann sofort zu arbeiten. Bald aber musste er Spielmaus sagen, dass er gar nicht vorankomme. In den Hirschhorngriff ließen sich keine Löcher bohren. Er würde sich hierzu einen Bogenbohrer nehmen müssen, so wie man es macht, um einen harten Stein zu durchbohren. — Er stand auf, um den Bogen zu holen.

In diesem Augenblick erhob sich in der Siedlung ein großer Lärm, mehrere fremde Männer eilten über den Platz und öffneten sogleich das Tor zum Rinderpferch.

In der Siedlung begannen alle zu schreien. Die Frauen riefen nach den abwesenden Männern und die Kinder plärrten.

Die fremden Kämpfer kümmerten sich um niemanden und führten das Vieh aus dem Pferch. Die Kühe und die Schafe!

Als die Frauen die Räuber den einzigen Reichtum der Sippe wegführen sahen, stürzten sie sich in irrsinniger Verzweiflung mit unbewehrten Händen auf die frechen Biber und zerrten das Vieh in den Pferch zurück.

Die Räuber aber versetzten den Frauen rohe Stöße, dass sie taumelten und zu Boden stürzten. Dann banden sie die Kühe an Riemen. Der Stier aber leistete ihnen gewaltigen Widerstand.

„Um des Großen Geistes willen, nehmt uns das Vieh nicht weg!“ schrien die Frauen mit vor Angst weit aufgerissenen Augen.

Eine von ihnen sprang rücklings auf Jungbiber, packte ihn beim Haarschopf und riss ihn zu Boden. Jungbiber sprang sofort wieder auf und versetzte der tobenden Frau einen Tritt.

„Wer uns anrührt“, brüllte er, „den erschlagen wir! Wir nehmen uns eure Rinder, weil wir sie brauchen! Lasst uns gewähren und wir tun euch nichts zuleide! Hau-Hau!“

Dir Biber erhoben drohend die Waffen gegen die Frauen. Man sah, dass sie entschlossen waren, jeden zu erschlagen, der ihnen Widerstand zu leisten versuchte. Die Frauen wichen zurück, in ihrer Verzweiflung warfen sie sich zu Boden, rissen sich die Kleidung vom Leib und rauften sich die Haare. Sie spien Gift und Galle gegen die Räuber, sahen aber, dass sie ihnen gegenüber machtlos waren. In wenigen Augenblicken hatte die Sippe ihre gesamte Habe verloren; nun würde sie für immer bettelarm sein.

„Was wird aus uns werden! Wehe! Wehe!“ jammerten die Unglücklichen. „Wo seid ihr, Kohlrabe, Klaue, Knorr, Ziesel und Knurr — wo, wo seid ihr, unsere starken Männer? Tötet die Räuber! Erschlagt

die frechen Biber! Sie rauben uns alles, alles, was wir besitzen, hört, ihr tapferen Männer!“

Die Biber führten die Kühe und Schafe aus der Siedlung. Der Stier leistete ihnen derartigen Widerstand, dass sie ihn lieber freiließen. Er lief dem Wald zu. Seine Flucht wurde von den Frauen und Kindern mit erneutem Plärren und Weinen begleitet.

Diesen Augenblick, in dem alle mit dem widerpenstigen Stier beschäftigt waren, nützte der flinke Rabenfeder aus, um mit einigen andern Buben die restlichen Ziegen und Schweine durch den Schneegraben hinter das Gestrüpp zu treiben.

Er befahl seinen Gespielen, sie dort gut zu hüten, und lugte selbst scharf nach den Eindringlingen aus, um zu erfahren, was sie machen würden.

Der Führer der Räuber, Jungbiber, durchsuchte mit zweien seiner Leute alle Hütten der Siedlung. Aber hier fanden sie keine Beute, sie sahen nur Armut und Not.

Aus der Hütte des Häuptlings zerrten sie die anmutige Spielmaus heraus.

„Deine Augen, Mädels, sind wie Funken! Dein Körper windet sich wie das verwundete Reh in der Schlinge — du musst mit uns!“ rief Jungbiber aus und faßte Spielmaus an der Hand.

Das Mädchen sträubte sich, aber zwei Burschen packten sie und trugen sie um die Hütte herum aus der Siedlung. Jungbiber ging voran. Sie waren noch nicht weit über die Pforte hinaus, da stieß Rabenfeder wie eine gereizte Natter auf sie los. Er schwang

sein Steinbeil und mit dem Ausruf: „Laßt sie los!“ schlug er einem Biber so über den Schädel, dass es krachte. Der Bursche torkelte, knickte zusammen und fiel in den Schnee. Der andere ließ Spielmaus los und wich nur mit knapper Mühe einem weiteren Hieb des wütenden Jungen aus. Er sprang nach ihm, packte Rabenfeder an der Gurgel und drückte mit aller Kraft zu, bis der Kopf des Jungen regungslos heruntersank. Dann warf er Rabenfeder zur Seite auf einen Schneehaufen, hob den am Boden liegenden Freund auf und trug ihn nach vorn zu den andern. Inzwischen packte Jungbiber Spielmaus und zwang sie, sie mit dem Speere bedrohend, mit ihm zu kommen.

Eine Strecke weiter weg sammelte sich die ganze Schar. Drei Kühe, die Färse, das Kalb und ein Rudel Schafe bedeuteten schon eine ordentliche Beute. Die Räuber waren guter Laune, befürchteten aber, dass einer von ihnen, der Schieläugige, getötet worden sei.

Der lag völlig bewegungslos im Schnee. Zwei Biber rieben ihm den Kopf mit Schnee ab, und nach einer Weile schlug der junge Mann die Augen wieder auf. Seine Fellmütze hatte den Schlag so stark abgeschwächt, dass er nur vorübergehend betäubt gewesen war. Und schon begann er wieder zu sprechen! Sie führten ihn zu der Schar der andern. „Diesem Hundekerl hab ich die Gurgel zerquetscht!“ beendete der Großzähne Biber seinen Bericht. „Dort im Schnee liegt er, der Taugenichts!“

Spielmaus neigte unter Tränen den Kopf.

Jungbiber gab den Befehl zum Abmarsch. Den Schieläugigen wollten sie tragen, aber der ließ das nicht zu und bestand darauf, allein gehen zu wollen. Tatsächlich schritt er mit der Zeit auch immer kräftiger aus. Spielmaus dagegen kam nur unter großen Anstrengungen vorwärts und Jungbiber sah, dass er sie auch mit Drohungen nicht dazu bringen würde, eine raschere Gangart einzuschlagen. Darum befahl er, eine junge Fichte zu fällen, die dann von zwei Bibern wie ein Schlitten gezogen werden konnte. Spielmaus wurde auf die Fichte gelegt. Aber trotzdem ging es nur langsam voran. Die Rinder sträubten sich, so dass die Biber alle möglichen Lockmittel und Drohungen anwenden mussten, um sie weiterzubekommen.

Bald gesellten sich zu der Schar auch die beiden-Wachter mit Wildling. Spielmaus warf einen erstaunten Blick auf ihn, sagte aber nichts. Sie war über das Missgeschick der Sippe und ihre eigene Gefangennahme so niedergeschlagen, dass sie nur den einen Wunsch hatte zu sterben. Jungbiber trieb eifrig ohne Unterlass zur Eile an. Es war zwar noch nicht einmal Mittag. Die Raben konnten also noch nicht von der Jagd zurückkommen und die Verfolgung des Feindes aufnehmen. Jungbiber befürchtete aber, dass seine Schar sich infolge der Schwierigkeiten des Weges so lange aufhalten könnte, und dass sie vor der Dämmerung gar nicht mehr bis an den Großen Fluss gelangen würden. Es war noch weit bis dorthin und

viele dichte Sträucher und Jungwaldbestände erschwerten das Vorwärtskommen sehr.

„Vorwärts, Brüder!“ rief er. „Im Lager werden sie uns mit Lobeshymnen begrüßen und beim Lagerfeuer werden sie unseren Streifzug besingen.“

„So lasst mich doch schon los!“ bat Wildling und erhob die gebundenen Hände.

„Ich denke nicht daran!“ antwortete Jungbiber. „Du hast uns zur Beute verholfen, die Hände aber lösen wir dir erst jenseits des Großen Flusses.“

„Ich geh ja vor Hunger schon zugrunde!“ stieß Wildling zornig aus. „Ihr seid Lumpen!“

Ein Biber stieß Wildling so, dass er kopfüber in den Schnee fiel. Er konnte oder wollte nicht mehr aufstehen. Er lag da und schrie: „Großmäuler seid ihr, Großmäuler!“

Spielmaus wendete sich mit Abscheu von Wildling ab. Sie hatte genug gehört, um erraten zu können, was vorgefallen war. Wildling hatte seine Sippe verraten.

Im dürren Unterholz krachte es. Das Vieh musste vorwärts, die Biber gaben nicht nach.

### 3. Kapitel - DER VEREITELTE ÜBERFALL

In der Siedlung konnten sich die Frauen nicht beruhigen. Sie klagten zum Herzerweichen über den Verlust der Rinder. Zu allem hatten die Räuber auch noch Spielmaus, die Hoffnung der Rabensippe, fortgeschleppt.

Und hinter den Hütten lag — vielleicht erschlagen—Rabenfeder! Unaussprechliches Elend war über die unglückliche Sippe hereingebrochen ...

Einige der Frauen gingen in den Wald, um die jangenden Männer herbeizurufen, wussten aber nicht, welche Richtung sie einschlagen sollen, und irrten im Walde umher.

Andere brachten Rabenfeder auf den Platz unter die alte Eiche. Als sie ihn hinlegten, bewegte der Junge die eine Hand und legte sie auf das Herz. Die Frauen freuten sich, dass der Junge bald zu sich kommen würde. Sie wuschen ihm Kopf und Brust.

„Wo ist Spielmaus? Wo ist sie? Wohin ist sie geraten?“ flüsterte der Junge, immer noch die Augen geschlossen haltend.

„Er spricht schon!“ jubelte eine der Umstehenden und legte Rabenfeder ein Stückchen Schnee in den Mund.

Nach einer Weile bewegte der Junge die Beine, wälzte sich herum, erhob die Hand und versuchte mit schwacher Stimme hervorzustoßen: „Lass sie los!“

Dann öffnete er die Augen, blickte bestürzt um sich auf die Frauen und Kinder. Er erinnerte sich plötzlich, was mit ihm vorgegangen war. Gibacht kam zu ihm herangesprungen und leckte ihm das Gesicht. Als ob Rabenfeder damit vollends zum Bewusstsein gekommen wäre, setzte er sich auf und schaute um sich.

Doch er stürzte wie vom Blitze getroffen zusammen, als man ihm sagte, dass Spielmaus von den Räubern in Gefangenschaft abgeführt worden sei. Die Frauen trugen ihn in die Hütte und betteten ihn auf das Lager. In der Siedlung hörte man aus allen Hütten Klagen und Jammer. Die Kinder liefen auf den kleinen Hügel und blickten den Räubern nach, obwohl diese schon längst nicht mehr zu sehen waren. Sie weinten herzerbrechend. Es rann ihnen aus den Augen und aus den Nasen in die aufgesperrten Schnäbel. Kaum wurde ihr Gejammer auf einen Augenblick still, fing eines der Kinder wieder an und sofort fiel der ganze Chor mit herzerreißendem Geschluchze ein.

Rabenfeder lief den Frauen, die ihn behandelten, davon. Als sie zum Bach gingen, um Wasser zu holen, schlüpfte er aus der Hütte und verließ auf einen Stock gestützt die Siedlung. Gibacht kam zu ihm gehumpelt und ging mit ihm. Der Junge hatte sich bereits einigermaßen erholt und schritt nun ziemlich sicher den Spuren der Räuber nach. Ab und zu musste er allerdings stehen bleiben, um zu verschnauften.

Rabenfeder fühlte sich für die Katastrophe, die über die schwer geprüfte Sippe hereingebrochen war, verantwortlich. Er war zum Wächter der Sippe bestellt worden und der Sachem hatte ihm auferlegt achtzugeben. Und er hatte sich von den frechen Räubern überraschen lassen! Fast alle Haustiere waren nun verloren! Spielmaus verschleppt! Was würde Kohlrabe nur sagen!

Gibacht humpelte auf drei Beinen vor Rabenfeder her. In dem weichen Schnee konnte er die Spur der Räuberbande auch an jenen Stellen sehr leicht erkennen, an denen der Schnee bereits geschmolzen war und der nackte Weideboden zum Vorschein kam. Von allen Hängen rann das Wasser in kleinen Bächen herunter und in den Bodensenkungen bildeten sich Tümpel.

Der findige Rabenfeder wusste bereits, welchen Weg die Räuber einschlagen wollten. Sie zogen nicht den Bach entlang, wo es jetzt schon sehr nass war, sie zogen auch nicht über den Höhenrücken, wo dichtes Unterholz den Weg versperrte, sondern sie hielten sich fast ununterbrochen in westlicher Richtung entlang der Waldgrenze. Hier bereiteten ihnen die Weideplätze und Auen, die nur da und dort mit Bäumen und Büschen bewachsen waren, keine Hindernisse. Jedoch auf dem halben Weg zur Moldau begann sich dichter Urwald bis zum Bachtal hin auszubreiten und die Räuber schlugen einen Bogen nach Süden, um dieses Hindernis auf gangbaren Wegen zu umgehen.

Der sehr ermüdete Rabenfeder wich einem Dickicht aus und stockte plötzlich: zwischen dem Gehölz auf der Bergebene im Süden zog eine Gruppe von Menschen.

Der Junge konnte sie aus der Ferne anfangs nicht gut erkennen, dann aber begann er mit dem Ruf: „Das sind die Unsern!“ auf sie zuzulaufen. Das waren bestimmt die von der Jagd heimkehrenden Raben.

Einer hinter dem andern schritten sie gegen Osten. Hin und wieder verschwanden sie zwischen Buschwerk oder in Bodensenkungen, dann leuchteten ihre Gestalten wieder auf. Rabenfeder lief nach Kräften auf sie zu, doch hielt er diese Anstrengung nicht länger als etwa fünfzig Schritte aus. Dann sank er zu Boden und konnte sich einfach nicht mehr erheben.

Gibacht stellte sich vor ihn hin und wollte gar nicht begreifen, was mit dem Jungen los war.

Rabenfeder begann bitterlich zu weinen. Die Raben in Sehweite, und er kann ihnen seine so wichtige Botschaft nicht übermitteln!

Mit großer Willenskraft zwang er seine Beine und stand auf. Sobald er aber ein paar Schritte zu machen versuchte, brach er abermals zusammen.

Bald werden die Raben im Wald verschwinden und nichts erfahren haben!

„Großer Geist! Hilf dem armen Rabenfeder, die Habe der Sippe zu retten! Gib seinen Beinen neue Kraft, damit sie ihn wie früher tragen — oder lass

die Raben ihre Wegrichtung ändern, damit sie ihn hier finden! Es muss aber rasch sein, rasch, sonst ist alles umsonst...“ Der Junge sah schon, dass er die Raben nicht mehr erreichen konnte. Er war zu entkräftet. Wieder machte er ein paar Schritte, musste sich aber an einem Baum festhalten, um nicht zu fallen.

Ein Rindenstück löste sich vom Stamme und blieb in seiner Hand. Er ließ es zu Boden fallen und blickte es hoffnungslos an.

Hätte er einen Buben aus der Siedlung mitgenommen, so könnte er durch ihn jetzt den Raben eine Botschaft zukommen lassen und die Männer wären sofort herbeigeeilt, um den Räubern noch rechtzeitig die Habe der Sippe zu entreißen. Aber er ist ja allein und hat niemanden, den er schicken könnte.

Der Hund bellte auf. Es kam ihm verwunderlich vor, dass der Knabe Stillstand, wo doch die Spuren so deutlich und frisch waren!

„O Gibacht, wenn du doch sprechen könntest! Du würdest dort zu Kohlrabe laufen Joi! Ich will dich sprechen lehren! Du wirst die Botschaft ausrichten! Ich räche die Rinder und Spielmaus!“

In großer Erregung fasste Rabenfeder nach der weggeworfenen Baumrinde. Er zerschlug einen neben ihm liegenden Kieselstein und ritzte mit einer scharfen Bruchkante handfertig mehrere Zeichen in die glatte Fläche der rohen Rinde. Dann riss er seinen Leibriemen vom Körper und band die Rinde mit dem Riemen dem Hund auf den Rücken. Er strei-

chelte ihn und führte ihn einige Schritte fort auf eine freie Stelle.

In der Ferne bogen die Raben schon in den Wald ein. Noch waren gerade einige der letzten Jäger zu sehen.

„Gibacht! Schau — dort! Kraa-kraa! — lauf!“

Dreimal wiederholte der aufgeregte Junge seine Worte und zeigte dabei mit der ausgestreckten Hand in die Ferne auf die Raben. Endlich verstand der Hund. Er sah die menschlichen Gestalten am Walde, bellte und begann auf sie zuzulaufen. Es fiel ihm nicht leicht, denn er hinkte noch stark. Er blieb stehen und blickte sich nach Rabenfeder um.

Der Junge winkte ihm sofort, er solle weiterlaufen. Er sah noch, wie der Hund unter Beschwerden eine Erdspalte übersprang.

Dann wurde ihm schwarz vor den Augen. Er sank auf die nasse Erde. Aus der Nase rann ihm ein feiner Blutstrahl, der sein Pelzzeug auf der Schulter ganz rot färbte. Rabenfeder schloss die Augen und lag unbeweglich. Es schien ihm, als ob ihn eine warme Hand streichele... Ein beruhigendes Gefühl wie in den Armen der längst verlorenen Mutter durchströmte ihn. Ja — er weiß schon — Spielmaus ist bei ihm... Er ist glücklich — fühlt keine Ermüdung, keinen Schmerz... Über der Aue jubiliert eine Nachtigall...

Kohlrabe führte seine Jäger vom Jagdzug heim. Die Beute war gering. Es gab nur noch wenig Wild in

dieser Gegend. Für zwei bis drei Tage würde es ja als Nahrung ausreichen, dann aber würde wieder der Hunger kommen. Darum gingen die Jäger freud- und wortlos ihren Weg.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel. Sie würden noch gut bei Tageslicht heimkommen. Eile tat nicht Not. Sie waren ja von der bisher zurückgelegten Strecke auch schon müde genug. Im Wald lag noch viel Schnee. Regen und Sonne hatten ihn nur an den freien Stellen zum Schmelzen gebracht. Die Jäger schritten im Gänsemarsch auf dem ausgetretenen Pfad durch den Wald, um sich mit dem Stampfen durch den lockeren Schnee nicht überflüssig zu ermüden.

Der Sachem blickte sich nach den hinter ihm einherschreitenden Jägern um. Er sah ihnen an, dass sie verschwitzt und müde waren. Darum gab er ein Zeichen zum Rasten. Alle machten halt und schöpften tief Atem.

Die Jäger, die einen erlegten Hirsch getragen hatten, ließen sich von ihren Gefährten ablösen.

„Kraa-kraa!“ Die Wache am Ende des Zuges ließ das Alarmsignal ertönen. „Ein Wolf verfolgt uns und ist uns bereits ganz nahe“, so lautet die dem Sachem rasch erstattete Meldung.

„Das ist doch unser Gibacht!“ riefen bald darauf die überraschten Jäger. „Wo kommst du denn her, Gibacht? Du kannst ja kaum mehr die Beine heben!“

Freundlich begrüßten die Raben den abgehetzten Hund, der mit heraushängender Zunge schwer

atmete. Sie bemerkten auch die Baumrinde, die er auf dem Rücken festgebunden hatte.

„Zeig her, Gibacht, was bringst du da?“

Sie lösten den Riemen und erkannten überrascht in die Baumrinde eingeritzt ihr Sippenzeichen.

Niemand wusste, was das bedeuten sollte. Unsicher blickten sie einander an. Es war doch klar, dass Gibacht nicht so mir nichts, dir nichts ihnen nachgelaufen kam. Wie ist er überhaupt hierher gekommen? Und von welcher Stelle aus fand er ihre Spur?

Knurr und die anderen älteren Jäger betrachteten mit dem Häuptling die Rinde genau.

„Das sind unsere Zeichen — Rabenspuren“ — stimmten alle überein.

„Wie sie drunter und drüber gehen!“ meinte Kohlrabe ernst. „Jemand sendet uns eine Botschaft, die Spuren gehen unregelmäßig durcheinander — als gäbe es einen Wirrwarr... Holla, hoo! Auf ihr alle! Es kam eine böse Nachricht — etwas ist vorgefallen! Wirrwarr herrscht in unserer Sippe!“

Kohlrabe schrie seine Worte erregt den anderen entgegen — alle Jäger versammelten sich um ihn. Ihre Ermüdung war vergessen, sie packten ihre Waffen fester. Etwas war vorgefallen — die Sippe war in Gefahr! Man musste zu Hilfe eilen!

Unverzüglich gab der Häuptling die entsprechenden Anordnungen. Die Schar teilte sich in zwei Gruppen. Die erste sollte heimgehen und die Beute in die Siedlung bringen. Sie hatte sich zu überzeu-

gen, ob daheim inmitten der Siedlung nicht etwas vorgefallen sei. Die zweite Gruppe sollte sich in die Richtung begeben, aus der der Hund gelaufen kam, und auf seiner Spur den Urheber der Botschaft aufsuchen. Wenn etwa die eine Gruppe die Hilfe der anderen benötigen sollte, hatte sie einen einzelstehenden Baum anzuzünden.

Dies waren die Befehle. Die Jäger nahmen aber nicht an, dass ein Feind ihre Siedlung überfallen haben könnte, denn sie standen ja mit allen Nachbarn in friedlichem und freundschaftlichem Einvernehmen. Mit den Reihern und den weit abseits hausenden Falken an der Biegung des Großen Flusses verband sie sogar Blutsverwandtschaft. Und was es einmal zwischen ihnen und den Bibern sowie den Bären gegeben hatte, war ja längst vergessen...

Was konnte also nur vorgefallen sein?

Nun, jetzt war mit weitschweifigen Erwägungen keine Zeit zu verlieren.

Die Teilung der Schar ging im Nu vor sich. Die erste Gruppe führte der Häuptling persönlich an. Er war in großer Sorge, dass vielleicht auch Spielmaus ein Leid zugestoßen sei, da sie ja eine Fußverletzung hatte.

Die zweite Gruppe wurde von Knurr geführt; ihm wurde auch nach der Hund Bello zugewiesen.

Beide Gruppen trennten sich sofort und machten sich jede für sich rasch auf den Weg.

Knurr streichelte Gibacht, der angestrengt hinkte und immer wieder zurückblieb. Zum Glück hatten

es die erfahrenen Raben nicht nötig, ununterbrochen von Gibacht geführt zu werden. Seine deutlich im Schnee abgedrückten Spuren genügten ihnen.

So kamen sie aus dem Wald heraus und wendeten sich, der Spur folgend, nach Norden. Bello schnüffelte voraus und begann dann rasch zu laufen. Jetzt, wo die Jäger auch schneefreie und von altem, scharfem Gras bedeckte Stellen überqueren mussten, überließen sie sich gerne der Führung Bellos.

Sie kamen rasch vorwärts. Nach Überschreitung einer Schlucht wanderten sie sich durch Buschholzgruppen hindurch und stiegen dann einen mäßigen Hang hinan.

Hier hatte Bello bereits etwas gefunden. Er stand still und bellte. Obwohl der alte Knurr schon ziemlich müde war, blieb er dennoch ohne Unterlass an der Spitze. Er war im Innern davon überzeugt, dass wohl etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein musste.

Zu dem Hund eilend, sah er, dass hinter diesem ein Mensch lag. Er sprang zu ihm und drehte das Gesicht des Liegenden nach oben. Das war ja Rabenfeder! Und wie er blutete! Knurr schrie entsetzt auf.

Sein Rabenfeder, der hoffnungsvolle Junge, dem keiner gleichkommt, lag hier in seinem Blute! Wie war er hierhergekommen? Er sollte doch im Lager Wache halten! Hu, etwas Furchtbares musste vorgefallen sein!

Schon waren auch die übrigen Jäger da und beugten sich über den regungslosen Knaben. Voll

Erregung untersuchten sie ihn. Ihre Gesichter waren voll Trauer und verzerrten sich in Schmerz. Niemand sprach auch nur ein Wort. Scheu blickten sie zu Boden.

Der von Leid überwältigte Knurr sank in die Knie.

Auch der erschöpfte Gibacht kam herbeigelaufen und leckte dem Jungen das Gesicht.

„Laß ihn, Gibacht!“ rief Knurr endlich und wischte dem Knaben das geronnene Blut von der Wange. Gibacht knurrte leise.

Plötzlich wendete der Junge den Kopf.

Knurr rief: „Er ist ja gar nicht tot — das war nur Blut, das ihm aus der Nase gelaufen ist.“

Rabenfeder öffnete die Augen. Alle Jäger atmeten hörbar auf. Knurr sprang hoch. Plötzlich war er wieder frisch wie ein junger Jäger. „Gepriesen seist Du, Großer Geist, dass Du ihn mir erhalten hast!“ kam es ehrfurchtsvoll über seine Lippen. Verstohlen fuhr er sich mit der Hand über die Augen. —

Auch die Räuberbande der Biber musste sich endlich Ruhe gönnen. Sie war schon ziemlich weit entfernt von der Siedlung der Raben und niemand verfolgte sie. Trotzdem fühlte sie sich nicht sicher genug, solange sie auf fremdem Gebiete weilte. Ja, wenn sie auf dem jenseitigen Ufer des Großen Flusses sein werden, hoi! — dann werden sie zufrieden aufatmen.

Jungbiber führte sie auf einen trockenen, sonnedurchwärmten Anger, der rundherum mit Baumgruppen bewachsen war. Hier waren sie gut verborgen.

Die müden Biber banden die Kühe an die Bäume und setzten sich im Kreise zusammen. In der Mitte des Kreises ruhten die Schafe und die Gefangenen. Gegen Norden und Osten stellte Jungbiber Wachen auf.

Spielmaus war sehr ermattet. Sie hatte unterwegs häufig vom Schlitten aufstehen und unwegsame, verwachsene und felsige oder schneefreie Stellen zu Fuß passieren müssen. Auch auf gutem Schnee war die Fahrt unbequem. Sie hatte sehr aufpassen müssen und sich an den Fichtenbäumchen festgehalten, um nicht in den nassen Schnee zu rutschen.

Alle quälte der Hunger. Der Großzahnige Biber hatte zwar mit dem Pfeil einen Hasen, ein stattliches Männchen, erlegt, Jungbiber gestattete es aber nicht, ein Feuer anzuzünden, damit sie nicht überflüssig auf sich aufmerksam machten.

Wildling war mit seiner so lang andauernden Gefangenschaft sichtlich unzufrieden. Er sah aus, als wollte er alle Biber umbringen, laut aber schimpfte er nicht mehr. Die Biber lachten ihn nämlich ohne Unterlass aus, und darum fing er mit ihnen lieber keinen Streit mehr an.

Jungbiber fühlte keine Ermüdung. Er war in festlicher Stimmung. Er hatte mit Erfolg ein Stückchen

ausgeführt, von dem man noch lange erzählen würde. Seiner Sippe brachte er schöne Rinder, für sich ein schönes Weib.

Zwar machte das Mädchen noch ein finsternes Gesicht, aber sie würde sich schon eingewöhnen! Alle geraubten Frauen gewöhnen sich ein und vergessen mit der Zeit ihre ursprüngliche Sippe... namentlich wenn sie bald Kinder bekommen! Spielmaus wird ihm gehören — und sogar ohne Brautkauf!

Jungbibers Name wird berühmt werden! Wenn sie nur schon jenseits des Wassers wären!

Die Sonne beendete ihren Tageslauf.

Jungbiber gab den Befehl zum Weitermarsch.

Der Weg war stellenweise sehr beschwerlich. Da und dort mussten sie das Unterholz lichten, damit die Kühe hindurch kamen.

Die Biber freuten sich, als sie von der Höhe aus das Tal des Großen Flusses erblickten. Die Moldau war zugefroren; sie würden sie samt den Tieren leicht überqueren können.

Plötzlich kam einer der Pfadsucher, der vorausgeschickt worden war, in großer Eile herbeigelaufen. Von weitem schon war ihm seine Erregung anzusehen.

„Eine Schar von Leuten befindet sich hier seitwärts!“ meldete er. „Es scheint, dass sie uns den Weg zum Fluss abschneiden wollen. — Ich weiß nicht, wie viele es sind, ich habe nur einige Männer die Aue rasch überschreiten gesehen.“

Jungbiber und die übrigen Jäger erschrakten. Sollte ihnen die Beute im letzten Augenblicke noch entrissen werden? Das würden sie nicht zulassen!

Jungbiber lief mit dem Späher auf eine Aussicht bietende Anhöhe, um zu sehen, was unter ihnen in der Ebene los sei.

Der fremden Horde war es gelungen, den Bibern in die Flanke zu kommen, und das gerade an der Stelle, an der die Biber den Abstieg zum Großen Fluss suchen mussten. Nur dort führte ein mäßiger Abhang ins Flusstal, während sich an den anderen Stellen nur ungangbare Felsen befanden. Dort war der Abstieg mit den Rindern unmöglich. Es blieb wohl nichts anderes übrig, als sich zum Kampfe zu entschließen und den Weg zum Fluss zu erzwingen.

Jungbiber zweifelte keinen Augenblick daran, dass die fremde Bande Raben seien, die ihnen irgendwie auf die Spur gekommen waren. Er fürchtete den Kampf nicht, doch kam er ihm ungelegen. Größeren Ruhm hätte ihm sein Unternehmen eingebracht, wenn er die Beute ohne Verlust auch nur eines Mannes oder sogar ohne Vergießen eines Blutstropfens heimgebracht hätte. Es klang Jungbiber ständig im Ohr, wie ihm der Sachem streng ans Herz gelegt hatte, sich nie in einen Kampf mit den Nachbarsippen einzulassen...

Vor sich hinbrütend kehrte er zur Schar seiner Jäger zurück.

Dann rief er einen geschickten Jungen herbei und trug ihm auf, zu versuchen, einen Abstieg zum

Fluss auf dieser felsigen Seite zu finden. Der Junge machte sich sofort auf den Weg.

Still wartete die Schar der Biber. Niemand hatte Lust zum Reden. Sie ahnten, dass ihnen ein schwerer Kampf bevorstand.

Knurr und seine Jäger hatten die Räuberbande mit großer Vorsicht verfolgt. Rabenfeder war unter ihnen. Er hatte nicht eher Ruhe gegeben, bis sie ihn mitnahmen.

Knurr hatte festgestellt, dass die Biber die Flussrichtung einschlugen und fraglos die Eisdecke überschreiten wollten. Es blieb nichts anderes übrig, als den Räubern vorher in die Flanke zu fallen, ehe sie noch den Fluss erreicht hatten. Knurr kannte sich in dieser Gegend gut aus und wusste, dass von der Höhe, über die die Spur der Biber führte, nur ein einziger Weg zum Fluss gangbar war, der quer über den Hang hinunterführte. Alle anderen Pfade konnte man mit den Rindern nicht benutzen.

So stellte er seine Leute an einem geeigneten Ort in den Hinterhalt, damit sie hier in aller Stille auf die Räuber warteten. Er nahm an, dass die Biber keine Ahnung davon hätten, dass die Raben in ihrer Nähe waren.

Vorsichtshalber entsandte er einen Mann auf eine Anhöhe, damit er aus einem Versteck die Umgebung beobachten und melden konnte, wenn er etwas Verdächtiges erblickte.

In dieser Lage warteten sie eine ganze Weile. Die Sache begann ihnen schon bedenklich zu werden. Knurr ging besorgt zwischen den Bäumen auf und ab. Die Räuber mussten doch schon da sein...! Oder waren sie etwa doch in einer anderen Richtung weitergezogen?

Endlich hörte man dürres Holz knistern, und der ausgesandte Späher stürzte so atemlos aus dem Dickicht hervor, dass er kaum sprechen konnte.

„Sie sind schon unten! — Dort beim Fluss! — Sie haben uns über den felsigen Steinhang umgangen!“ rief er aus.

Im Nu rannten alle zum Fluss in die Richtung hinunter, die ihnen der Späher angedeutet hatte. Rabenfeder humpelte mit Gibacht nach.

Knurr lief wie ein Jüngling, das Beil über dem Haupte schwingend, voran. Die Raben brauchten auch keine Anfeuerung. Sie warteten mir darauf, sich an den frechen Räubern zu rächen. Sie hatten be-alles von Rabenfeder erfahren, welche Katastrophe ihre Siedlung betroffen hatte. Vor Aufregung und Ungeduld zitterten sie, von den Bibern ihr Sip-pengut zurückzuerobern. Darum eilten sie zwischen den Waldbäumen dahin, denn jeder wollte der erste sein, wenn es an die Bestrafung der Räuber ging.

Die ersten Biber hatten mit dem gefangenen Wildling bereits das Ufer erreicht, andere aber kletterten den felsigen Steilhang erst herab. Sie brachen sich dort nur schwer Bahn und hatten namentlich

mit den Kühen große Schwierigkeiten. Die Schafe kletterten gut und leicht herunter.

Da erscholl bereits aus dem Walde das Kampfgeschrei: „Kraa-kraa- kraa!“

Knurr stürmte als erster vorwärts, den Hund Bello an seiner Seite. Hinter ihm kamen die übrigen Kämpfer.

Jungbiber spornte im letzten Augenblick seine Leute noch zu höchster Eile an. Sie hatten die Kühe glücklich auf das Eis gebracht. Noch mussten auch die Schafe auf das Eis getrieben werden, die aber torkelten starrköpfig herum. Sie fürchteten das Wasser, das durch das berstende Eis das ganze Ufer überschwemmte.

Schon sind die Raben wie ein entfesselter Sturm da. Zahlenmäßig kommen sie den Bibern kaum gleich, trotzdem leiten sie den Angriff ohne Bedenken ein.

Die noch am Ufer zurückgebliebenen Biber weichen zurück und springen vom Ufer auf das geborstene Eis. Schon war unter einem von ihnen der Rand der Eisdecke gebrochen. Doch konnte er aus dem Wasser noch gerade herauskriechen. Er schüttelte sich wie ein durchnässter Hund.

Die beiden letzten Biber zerrten Spielmaus, die sich mit aller Kraft wehrte, an den Fluss und versuchten sie vom Ufer hinunterzustoßen. Da eilte Knurr herbei und schwang sein gewaltiges Beil. Beide Biber ließen das Mädchen am Ufer und sprangen auf das Eis.

Auf der Eisdecke und auf dem Ufer wurde das Geschrei immer lauter. Beide Parteien bedachten einander mit den ärgsten Schimpfworten. Da gab es einen Krach, als ob der Blitz einschläge. Klirrendes Prasseln ging durch das Eis.

Der Große Fluss begann zu tosen. Er schwoll mit trübem Wasser mächtig an und seine Eisdecke sprang mit starkem Donnern und dumpfem Krachen. Am Ufer war es bereits gefährlich. Das Wasser drängte sich in Strömen an die Oberfläche und überschwemmte das Eis entlang seiner Ränder.

Knurr tobte. Er sah, dass er die Biber nicht über den Fluss verfolgen konnte. Er käme mit den Tieren kaum ans Ufer zurück. Er kannte den Großen Fluss. In kurzer Zeit würde er mit Eisschollen bedeckt sein, die alles zermalmen, was zwischen sie gerät.

Die Biber gröhlen spottend zu den Raben hinüber und treiben die Tiere zum Weitergehen auf dem Eise an.

„Braune! Braune!“ ruft Spielmaus ihrer Lieblingskuh nach.

Bello steigt zum Wasser hinunter und schaut der Kuh nach. Schon haben die Biber die Gefahr erkannt und bemühen sich verzweifelt, ihre reiche Beute zu retten. Aber unter ihren Füßen springt das Eis. Sie erkennen, dass jeder Augenblick Verzögerung den Tod in den Eisschollen bedeutet. Verwirrt zerren sie die unfolgsamen Kühe hin und her. Jungbiber brüllt aufgeregt seine Leute an und schwingt winkend die Axt.

„Braune! Braune!“ Die Kuh wendet den Kopf. Sie blökt und stemmt sich dagegen, weiterzugehen.

Bello ist aufs Eis gesprungen und läuft den Kühen nach.

„Braune! Braune!“ ruft Spielmaus mit klagender, bittender Stimme. Der Hund bellt und läuft um die Kühe herum, wie er es von der Weide gewöhnt ist. Die Biber stürzen ihm mit den Waffen nach, um ihn zu vertreiben.

Da entreißt sich die Braune den Bibern und rennt, den bellenden Hund auf den Fersen, mit erhobenem Schwanz ans Ufer. Die übrigen Kühe hinter ihr her. Die Biber zerren mit ganzer Kraft an den Riemen, die Kühe aber ziehen sie hinter sich übers Eis.

Die Braune ist glücklich auf das Ufer gesprungen. Bello kehrt zu den anderen Kühen zurück.

In diesem Augenblick brach das Eis mit mächtigem Knall und langezogenes Donnern grollen ertönte entlang des Moldaustromes. Es erscholl ein böses Zischen — das Zeichen, dass das Eis sich überall in Bewegung setzt und springt. Da und dort schoss das Wasser inmitten der Eisfläche hoch empor, an anderer Stelle bäumte sich eine Scholle und stellte sich fast senkrecht auf. Und schon schäumte und gurgelte es in der wilden Strömung.

Es ging arg zu.

Die Biber flohen voll Entsetzen, um ihr Leben zu retten. Einige wurden auf den Eisschollen weggeführt.

Die Kühe und das Kalb kamen zwar nahe ans Ufer heran, hatten aber Angst überzuspringen, denn dicht am Ufer schäumten wilde Wasserwirbel. Bello aber fing an zu bellen und die erschrockenen Kühe stürzten sich ins Wasser. Eine arbeitete sich glücklich heraus, die andere aber wurde von der Strömung fortgetragen. Da griffen die Raben blitzschnell nach einem Lasso und fingen die Kuh an den Hörnern ein. So gelang es ihnen, das Tier aus seinem kalten Bad zu befreien.

Das Kalb wurde auf einer Eisscholle weggetragen. Die Raben gingen auf gleicher Höhe mit ihm den Strom entlang, um es im gegebenen Augenblick zu befreien.

Bald darauf stieß die Eisscholle tatsächlich ans Ufer und machte eine Drehung. Die Raben riefen das Tier, das dumme Kalb aber sah sie nur verstört an, ans Ufer sprang es nicht. Mit ihren Händen konnten es die Raben auch nicht erreichen und die Leute mit dem Lasso waren noch nicht zur Stelle. Schon schien sich die Scholle wieder vom Ufer entfernen zu wollen, da sprang ein junger Jäger zum Kalbe hinüber, stemmte sich gegen das Tier und drängte es so von der Eisscholle aufs Ufer.

Auch drei Schafe wurden gerettet. Zwei weitere aber waren auf dem Eis geblieben und trieben auf einem Eisblock weit fort vom Ufer den Fluss hinunter. Es bestand keine Hoffnung, dass ihrer jemand habhaft werden könnte.

So war also fast alles gerettet. Knurr blickte zufrieden um sich. Rabenfeder saß bei Spielrhaus und erzählte ihr, was er alles erlebt hatte. Die scheu gewordenen Kühe und Schafe beruhigten sich langsam wieder. Die erregten Jäger versammelten sich und ruhten aus.

Knurr befahl einem Jäger, über ihnen am Berge ein Feuer anzumachen und damit einen einzelstehenden Baum in Brand zu setzen. Plötzlich fragte er erschrocken nach zwei Raben. Sie fehlten ihm in seiner Schar. Sind sie etwa in dem wilden Strome ertrunken? Wer weiß, wo sie geblieben sind?

Doch Knurr konnte unbesorgt sein. Die beiden waren nicht zugrunde gegangen. Sie eilten am Flussufer der Eisscholle nach, um doch noch irgendwie zu versuchen, die zwei abgetriebenen Schafe zu retten. Gut denn!

Am jenseitigen Ufer liefen vier Jäger der Biber umher. Alle anderen wurden entweder von den Eisschollen davongetragen oder waren ins Wasser gefallen.

„Der Große Geist hat die schändlichen Räuber bestraft!“ sagte Knurr.

Jetzt, wo die Arbeit geschafft war, fühlte Knurr eine Schwäche in allen Gliedern. Er konnte sich nicht mehr aufrechterhalten und setzte sich auf einen Felsblock.

Die Sonne stand niedrig über dem Westen. Am Himmel stiegen Regenwolken auf. Alle verlangten nach Ruhe. Vom Fluss her wehte ein kalter Wind.

„Hier bleiben wir nicht“, erklärte Knurr. „Gehen wir lieber auf die andere Bergseite in den Wald, um dort zu übernachten. Morgen früh kehren wir heim.“

Die Raben fanden eine windgeschützte Stelle, machten ein Lagerfeuer und bereiteten sich auf die Nächtigung im Walde vor. Das Erzählen nahm kein Ende. Sogar den Hunger vergaßen sie.

Die Ehre der Sippe der Raben war gerettet, das wertvolle Vieh wieder in ihrem Besitz, Spielmaus befreit.

Nachdem sich Knurr am Feuer genügend durchwärmte hatte, stand er knurrend auf. Sofort wurde es im Lager still. Mit bewegter Stimme begann der alte Jäger das uralte Sippenlied zu singen, das die Vorfahren der Raben zu singen pflegten, als ihre Sippe noch mächtig, reich und berühmt war.

„Über die Berge fliegt der Rabe daher,  
Nur die Sonne ist höher als er.  
Kraa-kraa!  
Über die Wälder fliegt der Rabe dahin,  
Stürme nur überholen ihn.  
Kraa-kraa!  
Der Rabe ist furchtlos, mit starker Kralle  
Besiegt er tapfer die Feinde alle...  
Rabe! Rabe! Rabe!  
Kraa-kraa!“

Das „Kraa-kraa!“ zwischen den Verszeilen sangen alle aus voller Kehle mit. In diesen Ausruf legten sie

alle ihre Gefühle, die Erinnerungen an die ruhmreichen Zeiten und die Freude über den heutigen Erfolg.

Spät in der Dunkelheit kamen zwei erschöpfte Jäger zum Lagerfeuer. Sie brachten die beiden verloren geglaubten Schafe.

Sie erzählten, wie die schwimmenden Eisschollen den Großen Fluss ganz versperrt hätten. Die Schafe seien aus eigenem Antrieb auf den dicht ineinander geschobenen Schollen zum festen Ufer gelaufen.

Um Mitternacht erschien Kohlrabe mit mehreren Männern. Die Sorge um Spielmaus hatte ihm keine Ruhe gelassen. Als die Wache den Feuerschein des brennenden Baumes am Himmel sah und meldete, hatte er sich gleich auf den Weg gemacht.

Spielmaus umarmte den Vater und brach aus Freude über das Wiedersehen in Tränen aus. Das ganze Lager erwachte. Man legte neue Holzscheite auf das Feuer, und nun wurde das Fleisch gebraten, das die Ankömmlinge mitgebracht hatten. Von dem Sippeneigentum fehlte nur noch der Stier, der sich nicht hatte fangen lassen aber gewiss nicht weit von der Siedlung zu suchen war. Kohlrabe meinte, der Stier werde von selbst in den Pferch zurückkehren, bis am nächsten Tage die Kühe heimgebracht seien.

Lange noch erklangen in die Stille der Nacht hinein die Stimmen der erzählenden Jäger. Gesprächsstoff gab es ja genug!

Rabenfeder schlief glücklich, hinter Knurrs Rücken zusammengekauert, ein. Jemand streichelte ihm zart mit warmer Hand die Wange... Ja, Spielmaus ist bei ihm — diesmal ist es wirklich ihre Hand...

Bevor Kohlrabe frühmorgens den Befehl zur Rückkehr in die Siedlung erteilte, ging er mit Knurr und einigen andern Jägern zur Moldau hinunter, um den Schauplatz des großartigen Sieges über die Biber zu besichtigen. Der Große Fluss war hoch angeschwollen und in den trüben Fluten trieben noch kleine Eisschollen.

Der Häuptling der Raben verbeugte sich vor dem Flusse bis zum Boden.

„Der Große Geist hat Deine Wellen aufgewühlt, o Fluss! Du hast die schändlichen Räuber vernichtet und hast den Geschädigten ihre Habe zurückgegeben! Wir danken Dir, o Vater der Flüsse!“

Kohlrabe wies auf einen nahen kleinen Hügel und alle gingen daran, Felsstücke dorthin zu wälzen. Diese häuften sie zu einer Pyramide und setzten auf ihre Spitze einen schweren Granitblock.

„Stehe hier als Denkmal an einen ruhmreichen Tag!“ rief Kohlrabe, als das Werk vollendet war. „Ich gebe dir den Namen ‚Kejmin Ray‘ (das heißt ‚Der vereitelte Überfall‘). Noch die Enkel unserer Enkel werden sich an dieser Stelle daran erinnern, dass der Große Geist die treue Sippe der Raben schützt.“

Dann kehrten die Raben zu ihrem Nachtlager zurück, wo inzwischen alles zur Heimkehr in die Siedlung vorbereitet worden war.

Rabenfeder hatte sich bereits ganz gut erholt. Spielmaus schmerzte noch der Fuß, sie war aber schon wieder guter Laune. Der Sachem befahl, dass sich jeder von den beiden auf eine Kuh setzen sollte. So kehrten die Raben in feierlichem Zuge wieder nach Hause zurück.

Die Sonne wärmte schon angenehm. Der Schnee schmolz, die Grasflächen wurden größer. In der Luft lag ein Duft von Frühling.

Der alte Jäger führte die heimkehrende Schar an. Zufrieden blickte er auf den Zug und knurrte von Zeit zu Zeit halblaut vor sich hin. Bald schon wird er dort, auf dem sonnenbeschiedenen Hügel den anbrechenden Lenz mit einem Jubelschrei begrüßen.

## 4. Kapitel - DIE VERSÖHNUNG

Frühling, herrlicher Frühling!

Die Erde bedeckt sich mit einem frischen, grünen Teppich. Bäume und Büsche sprießen üppig, die Knospen stehen prall. Die Vögel hüpfen lustig zwitternd von Ast zu Ast. Die Sonne strengt sich an, alles zu erwärmen, und streichelt mit ihren Strahlen ganz zart die erwachende Erde.

Es ist eine Lust, draußen in der freien, lauen Luft umherzuschweifen. Die Rabensiedlung am Fischteich in Krtsch steckte mitten in der Frühjahrsarbeit. In den Hütten wurde reinegemacht. Die Pelze mussten an die Sonne zum Trocknen gebracht werden, damit sie nicht schimmelten. Die Frauen machten sich an den Gartenbeeten zu schaffen. Mit hakenförmigen Ästen wühlten sie den Boden auf, um ihn für die neue Saat vorzubereiten. Die Kinder halfen auch mit. Sie stürzten sich in die Arbeit, standen den Erwachsenen aber nur im Wege und tollten umher, so dass sie die Frauen wieder davonjagten.

Die Männer gruben einen Entwässerungsgraben rund um die Siedlung; mit scharfen Prügeln wühlten sie den Boden auf und warfen das Erdreich mit den Händen herum. Am Ende des Grabens stritten der Wilde Ziesel und Klaue darüber, in welcher Richtung der Graben weiter zu verlaufen habe.

„Seht doch, da!“ quietschte Frosch auf.

Blümchen, Mäuschen, Würzel und drei weitere Kinder waren eben mit einem spannenden Spiel beschäftigt: ‚Wer kann die besten Grimassen schneiden?‘ und Würzel hätte fast schon den Sieg davongetragen. Er war im Gesicht ungewöhnlich schmutzig — und aus seiner kleinen Nase rann ihm ein Rotzfähnlein bis aufs Kinn. Wenn er nun die Nase zusammenpresste und den Mund spitzte, um ihn dann rasch auseinanderzuziehen, bis die Augen kaum mehr zu sehen waren, und hierauf ein langgezogenes ‚bee!‘ ausstieß, dann gab es unter den Kindern nicht eins, das den dickbackigen Würzel im Grimmasschneiden übertroffen hätte.

Der kleine Frosch unterbrach das Spiel, als Würzel gerade die Kundgebungen der Bewunderung für seine Leistung erwartete. Die Kinder sprangen auf und schauten in die Richtung, in die Frosch gezeigt hatte. Und schon rannten alle zur alten Eiche auf dem Platze. Nur Würzel blieb sitzen und unterhielt sich weiter mit seinem unnachahmbaren ‚bee!‘ Es war ihm nämlich inzwischen gelungen, aus der Nase eine wunderschöne Blase hervorzuzaubern, die sich bei jedem ‚beee!‘ riesig aufblies. Diese Erfindung würde Würzel gewiss bei allen Kindern berühmt machen. Die würden die Augen aufreißen! Die Kinder liefen zur Eiche, wo Rabenfeder einen jungen Fuchs dressierte. Das Tier lief eifrig umher und biss in alles, was ihm vor die Schnauze kam. Auch nach einem zugeworfenen Holzprügel schnappte es. Als Rabenfeder das Füchslin streichelte, wedelte es mit

der Rute wie ein Hund. Auch die Kinder wollten das Tier streicheln. Aber der junge Fuchs schnappte nach den Fingern der Kleinen, so dass sie Angst vor ihm bekamen und nur verstohlen seinen Pelz berührten. Rabenfeder holte aus der Hütte einen getrockneten kleinen Fisch und warf dem Fuchs Stücke davon zu. Der sprang hoch und fing die Fischstücke aus der Luft. Den Kindern gefiel besonders, wie der Fuchs dabei hin und her tanzte.

„Das kann ich auch!“ sagte Frosch und trat auch gleich den Beweis für seine Behauptung an. Als Rabenfeder ihm ein Stückchen Fleisch zuwarf, sperrte er den Mund weit auf und schnappte geschickt nach den zugeworfenen Brocken. Rabenfeder warf gleich noch ein Stück, und da sprang auch Mäuschen mit offenem Munde hoch und beide stießen so mit ihren Köpfen zusammen, dass es krachte. Da hatten die Kinder wieder etwas zu lachen, doch Mäuschen begann zu plärren und auch Frosch machte ein schiefes Gesicht. Den zugeworfenen Happen aber erschnappte der Fuchs.

Jetzt kam auch der kleine dicke Würzel herbei. Er schnitt ein Gesicht und schwieg. Als er sah, dass die Kinder einen Fuchs in ihrer Mitte hatten, wurde er neugierig. Da strahlten seine Augen und er hüpfte vor Freude von einem Bein aufs andere.

Da flog etwas an seinem Kopf vorbei und alle lachten laut. Die Männer, die den Graben aushoben, waren auf einen Hamsterbau gestoßen und hatten darin sogar noch etwas gestohlenes Getreide gefun-

den. Klaue hatte den sich wehrenden Hamster beim Pelz gefasst und das Tier dem Würzel nachgeworfen.

Der Hamster lag eine Weile regungslos vor dem Jungen, dann aber fing er an erregt hin und her zu trappeln und zornig zu fauchen.

In dem achtjährigen Würzel erwachte die Jagdleidenschaft. Er fürchtete sich zwar vor dem Hamster, gab aber dabei gut acht, wie er ihn beim Kragen erwischen könnte. Schon hatte er ein paarmal mit der Hand nach dem Tier gehascht. Der Hamster aber setzte sich dem Kleinen gegenüber zur Wehr und ging kampfbereit darauf aus, ihn gehörig zu beißen. Würzel war nicht so dumm, sich verletzen zu lassen. Und so umfasste er in einem richtigen Augenblick mit raschen Griff den Hals des Hamsters und hob das sich sträubende Tier in die Höhe.

Das Siegesgeschrei des Jungen schallte über den ganzen Platz. Die Kinder unter der Eiche blickten sich nach Würzel um.

So hatte er also doch gewonnen! Stolz näherte er sich der Kinderschar. Jetzt werden ihn gewiss alle bewundern! Aber seinen Hamster gibt er niemandem! Er wird ihn an einen Riemen anbinden und mit ihm in der Siedlung umherstolzieren... Aber — einem würde er ihn doch geben! Wenn der ruhmreiche Rabenfeder, der einzige Junge in der ganzen Sippe, der mit den Jägern am Lagerfeuer sitzen darf, den Hamster annähme und dann mit Würzel Kameradschaft schließen würde... das wäre etwas! Ja,

Würzel wird den Hamster dem wackeren Rabenfeder anbieten.

Die Kinder öffneten ihren Kreis und ließen Würzel mit seinem Hamster in ihre Mitte.

Der Bub beugte sich zu Boden, um den Hamster loszulassen, kam dem wutentbrannten Tiere dabei jedoch mit der anderen Hand unvorsichtig nahe. Voll Schmerz schrie er auf — der Hamster hielt ihn am Finger! Würzel schlug den Hamster mit der freien Hand und brüllte, dass es bis in den Wald zu hören war. Der Hamster aber hatte sich fest verbissen und ließ nicht los.

Würzel rann das Blut über die Hand. Die Kinder waren entsetzt.

Rabenfeder umklammerte den Hamster rasch mit ganzer Kraft hinter dem Schädel und nach einer Weile ließ das Tier Würzels Finger los. Rabenfeder warf den Hamster zu Boden, wo er regungslos liegen blieb.

Gleich beschnupperte der junge Fuchs den Hamster.

Würzel weinte herzerreißend vor Schmerz. An seine Blasen dachte er jetzt gar nicht mehr, er lutschte immer nur den verletzten Finger. Der Hamster stellte sich inzwischen wieder auf die Beine und suchte einen Ausweg, um aus dem Kreis der Kinder entinnen zu können. Der Fuchs duckte sich vor ihm scheu zu Boden. Der Hamster sah ihn an, biss die Zähne zusammen und stürzte sich auf ihn. Der Fuchs aber wartete den Angriff nicht ab, son-

dern sprang flink über den Hamster hinweg und tollte dann mit ihm im Kreise umher. Sooft der Fuchs nur konnte, schlug er mit den Pfoten nach dem Hamster, was diesen so in Wut versetzte, dass er fauchte und schnaubte. Rabenfeder hatte den Hamster vorhin wohl zu kräftig angepackt, denn man konnte sehen, dass er recht schlapp war. Er konnte sich nach dem Fuchs nicht mehr schnell genug umdrehen. Da legte er sich einfach auf den Rücken und kämpfte mit Krallen und Zähnen. Der Fuchs fühlte seine Überlegenheit und wurde immer mutiger. Plötzlich sprang der Hamster auf und suchte am Fuße des Baumes Deckung. Jetzt konnte der Fuchs nicht mehr so gut an ihn heran. Aber ein Fuchs ist eben ein Fuchs. Er neckte den Hamster solange, bis er ihn wieder auf den freien Platz herausgelockt hatte. Und plötzlich knackste etwas, der Hamster streckte alle vier Füße von sich und der Fuchs leckte sich das Fell mit seiner langen Zunge.

Der Kampf war beendet.

Würzel begann neuerlich zu schluchzen und hielt sich die verletzte Hand. Rabenfeder trat an ihn heran und sagte:

„Heul nicht! Was ist schon ein Hamsterbiss! Ein wackerer Jäger muss eine Wunde auch von einem Wolf oder von einem Bären aushalten! Ich schenk dir für den totgebissenen Hamster den Fuchs da! Nimm ihn dir!“

Als wenn die Sonne nach dem Regen durch eine Lücke zwischen den Wolken mit ihren goldenen

Strahlen die düstere Erde verklärt, so leuchtete es aus den Augen Würzels auf und sein ganzes schmutziges Kindergesicht war ein einziges freudestrahlendes Lachen.

Der ruhmbeladene Rabenfeder, der erste unter dem Nachwuchs der Rabensippe, schenkt Würzel seinen Fuchs! Was für eine unerwartete Auszeichnung für Würzel! Die anderen Buben umschmeicheln Rabenfeder vergebens und bemühen sich fruchtlos, dass der gefeierte Junge mit ihnen spiele und Freundschaft halte — und er, Würzel, bekommt ein Geschenk von ihm!

Der junge Fuchs tänzelte Rabenfeder zwischen den Beinen umher, kugelte sich auf dem Rücken und zappelte mit den Läufen.

Würzel zog sein Rotzfähnlein hoch und fasste Mut:

„Du, Rabenfeder, weißt du — ich lass dir den Fuchs!“ Rabenfeder blickte erstaunt auf den Kleinen.

„Weißt du, ich lass ihn dir, aber“ — der Kleine stieß es fast bittend hervor — „darf ich immer mit dir Zusammengehen!?“

Rabenfeder stimmte ohne Zaudern zu.

Würzel sprang zu ihm und packte ihn bei der Hand.

„Nachmittags gehen wir auf Entenjagd!“ versprach ihm Rabenfeder. Die übrigen Buben blickten neidisch auf den glückstrahlenden Würzel. Sein Finger tat ihm gar nicht mehr weh.

Am Nachmittag verzog sich der ganze Himmel und zeitweise erhob sich ein ziemlich kalter Wind.

Der Sachem der Rabensippe, der gleichzeitig Arzt und Zauberer war, schritt langsam über den Platz und trug einen starken Ast als brennende Fackel in der Hand. Bello und Gibacht balgten sich um einen Knochen und knurrten einander an. Kohlrabe trieb sie fort und warf den Knochen hinter die Hütten. Dann trat er in die Behausung von Tilka, der verlassenen Frau Wildlings. Er schwenkte den glühenden Ast, so dass er wieder hell zu brennen begann.

Der Sachem leuchtete in den Winkel, in dem die kranke Frau lag. Tilka setzte sich, wie sie ihn kommen sah, auf den Pelzstoß und atmete schwer.

„Der Große Geist wird dich gesund machen, Tilka!“ sagte der Sachem und begann sofort mit der Behandlung. Er murmelte verschiedene Beschwörungsformeln und beendete sie jeweils mit dem Ausruf: „Weiche — weiche von hier, böse Krankheit!“

Dabei schwang er die glühende Fackel im Kreise um den Kopf der kranken Frau. Der Qualm reizte die Arme, so dass sie husten musste. Daraufhin erbrach sie einige Überreste der verdorbenen Fische, die sie lags zuvor gegessen hatte.

„Der Große Geist hat dir geholfen, Tilka!“ rief der Sachem erfreut.

Der Kranken war tatsächlich plötzlich viel leichter. Sie fühlte keine Schmerzen und Beschwerden

mehr. Noch einige Male musste sie in spucken, dann wischte sie sich den Schweiß ab und legte sich ruhig hin.

Kohlrabe erkannte hochofret, dass die Sache gut ausgegangen war; er wartete, bis die Kranke eingeschlafen war, und verließ dann die Hütte.

Über den Platz kamen gerade Rabenfeder und dicht hinter ihm ganz atemlos der kleine Würzel gerannt.

Als Rabenfeder den Sachem erblickte, rief er:  
„Die Biber!“

Wortlos sprang Kohlrabe in seine Hütte, ergriff das schwere Beil und schlug mit ihm an einer bestimmten Stelle mit aller Gewalt auf die alte Eiche, in deren Stamm sich eine große Höhlung befand. Wie Schläge auf eine große Trommel erschallten dumpf die schweren Hiebe.

Auf dieses Alarmsignal hin lief die ganze Sippe der Raben auf dem Platze zusammen. Die Frauen räumten rasch alles fort, was draußen umherlag und von Wert war, die Kinder rannten in der Verwirrung allen in den Weg und die bewaffneten Männer scharten sich in Eile um ihren Häuptling.

Inzwischen erzählte Rabenfeder:

„Sie kommen den Bach entlang. Sie tragen etwas — in kurzer Zeit werden sie da sein!“

„Und wieviele sind es?“ fragte Kohlrabe erregt.

„Fünf!“ antwortete Rabenfeder und hob gleichzeitig die Hand mit gespreizten Fingern.

„Ich habe Jungbiber unter ihnen erkannt“, fuhr der kluge Junge fort. „Ich bin durch den Grabeneinschnitt fast bis zu ihnen gelangt.“

Der Häuptling fragte nicht, ob die Nahenden bewaffnet seien. Zu jener Zeit machten die Männer waffenlos kaum einen Schritt vor ihre Siedlung. Es war selbstverständlich, dass auch die Biber bewaffnet waren.

Knurr, Klaue, Ziesel, Rabenschnabel, Schlange, Knorr und die anderen Männer und Jünglinge erwarteten wortlos die Befehle des Häuptlings. Sie waren auf den Kampf vorbereitet.

„Geht in Ruhe auseinander!“ befahl Kohlrabe und entließ die Kampfbereiten mit einer beruhigenden Flandbewegung. „Die Biber kommen nicht mit dem Kriegsbeil, sie haben andere Absichten.“

„Das wird stimmen!“ pflichtete Knurr dem Häuptling bei. „Sie kommen bei Tag, verbergen sich nicht und tragen irgendwelche Lasten.“ „Es sind ihrer nur wenige, wir könnten uns heute doch an ihnen rächen —wagte der junge Schlange vorzubringen, aber auf eine abwehrende Handbewegung des Sachem verstummte er sofort und entfernte sich.

Kohlrabe rief Schlange und noch einen jungen Mann zu sich und befahl ihnen, die Gegend gegen Westen vorsichtig zu erkunden, ob sich dort vielleicht noch irgendwo eine Schar von Fremdlingen verberge. Spielmaus hörte neugierig zu. Als alle fortgegangen waren, brach sie ein Stück von ihrem Brotfladen ab, von dem sie gerade aß, und reichte es

Rabenfeder. Dieser brach wieder ein kleines Stückchen davon ab und reichte es Würzel. Dann kehrte das Mädchen zur Hütte zurück, wo es zwischen in den Boden eingeschlagenen Pflöcken aus Brennnesseln und Flachsfasern einen groben Sackleinenstoff zu weben begonnen hatte.

In der Siedlung herrschte wieder die gewohnte Ruhe. Rabenfeder lehrte Würzel auf zwei Fingern zu pfeifen. Auch Frosch kam mit zwei weiteren Buben herbeigelaufen, um ebenfalls diese von ihnen so bewunderte Kunst zu erlernen.

Plötzlich erscholl jenseits des Buschwerks unweit der Siedlung laut der Ruf „Holia-haa-haa-haa“!

Der Ruf wiederholte sich dreimal und vor dem Buschwerk erschienen fünf fremde Jäger.

In der Siedlung blieb es still.

Ein Angehöriger der fremden Schar trat bis auf Speerwurfweite heran und rief aufs neue:

„Holia-haa-haa-haa! Verschließ nicht eure Ohren und hört unser Rufen! Erlaubt uns, eure Siedlung in Frieden zu betreten!“

Kohlrabe schritt langsam auf die Pforte der Siedlung zu und fragte: „Wer seid ihr?“

„Holia-haa-haa-haa! Biber sind wir. Kommen mit einer Botschaft.“ „Kraa-kraa! Die Raben haben nicht um den Besuch der Biber gebeten. Kehrt zu eurem Totem zurück und lasst uns sowie unsere Haustiere in Frieden!“

„I Holia-haa! Wir haben das Beil der Feindschaft vergraben und bringen eurer Sippe Geschenke. Wir

wollen sie euch übergeben, wie unser Auftrag lautet, und kehren dann wieder zu unserem Totem im Tale des Stillen Wassers zurück.“

Kohlrabe fuhr sich mit der Hand über seinen langen Bart und schritt nachdenklich auf den Platz zur alten Eiche.

„Entfache das Feuer!“ befahl er Rabenfeder, „wir bekommen Gäste!“

Die fünf Männer näherten sich der Pforte. Sie blickten unsicher um sich, als misstrauten sie der Friedensliebe der Raben. Dann aber legte Jungbiber als erster vor der Pforte alle seine Waffen nieder und seinem Beispiel folgten auch die andern. Waffenlos betraten sie die Siedlung. Nur zwei Körbe hielten sie noch in den Händen. Die Raben ließen den unerwarteten Gästen keine Begrüßung zuteilwerden. Sie hatten noch gut in Erinnerung, wie die Biber ihr Vieh rauben wollten. Die Männer krochen in ihre Behausungen und nur die Frauen oder Kinder warfen da und dort einen Blick nach den Fremden.

Rabenfeder hatte das Lagerfeuer bereits entfacht und legte einen großen Arm trockenen Reisigs zu.

Kohlrabe stand nachdenklich da und blickte mit ernster Würde auf die herankommenden Biber.

Als erster kam Jungbiber mit emporgestreckten Armen heran. Kohlrabe schlug mit seiner Axt an die alte Eiche und die in ihren Hütten verborgenen Bewohner kamen hervor. Die Männer setzten sich auf

die Steinsitze um das Feuer, die Frauen und Kinder versammelten sich etwas weiter abseits.

„Sprich, Biber!“ begann Kohlrabe in strengem Tone die Unterredung. Jungbiber gab seinen Leuten ein Zeichen, sich auf dem Boden niederzulassen, und verbeugte sich dann vor dem Totem, dem Häuptling und dem versammelten Stamme.

„Sei gesund, Sippe der Raben!“ grüßte Jungbiber laut und stellte sich vor allen Leuten in Positur. Obwohl er einen günstigen Eindruck auf die Leute machte, bekam er nur eisiges Schweigen zur Antwort. Jungbiber aber fuhr fort:

„Der Schnee ist verschwunden, keine Spur mehr von ihm! Statt seiner sprießt grünes Gras...“ Jungbiber sprach freimütig und betonte gleichmäßig jedes Wort. Dabei blickte er den um das Feuer herumsitzenden Raben forschend in die Augen, als wollte er ihre Gedanken erraten. „Unser mutiger Sachem, der Graue Biber, befahl: ‚Geh hin und sag den Raben, dass die Feindschaft zwischen unseren Sippen verschwunden ist wie der Schnee und dass Freundschaft zu sprießen begann... Wir wollen keinen Kampf zwischen uns und euch, sondern wollen in nachbarlichem Frieden mit euch leben. Holia-haa-haa-haa-haa!“

Zustimmendes Gemurmel wurde rings um das Lagerfeuer hörbar, aber es blieb doch zurückhaltend und kühl.

„Hört, ihr Biber!“ nahm Kohlrabe das Wort. „Ihr habt euch überzeugt, dass der Rabe keine gerupfte

Dohle ist, sondern einen kräftigen Schnabel und scharfe Krallen besitzt. Wir sind eine arme Sippe und unsere Frauen ziehen nur wenige Kinder heran, aber unsere Habe verteidigen wir gegen jedermann. Ihr sagt, dass ihr mit uns in nachbarlichem Frieden leben wollt. Auch wir suchen mörderische Kämpfe nicht. Wir arbeiten auf unserem Feld und führen unsere Haustiere auf die Weiden unserer Sippe. Die Raben spucken nicht auf die Hand, die ihr uns in Freundschaft entgegenstreckt. Sagt dem Grauen Biber, dass der Schnee verschwunden ist und auch die Feindschaft verschwand. Kraa!“

Kohlrabe tauschte mit Jungbiber und dann mit der übrigen Biberschar Händedrucke. Dabei sangen alle Raben im Chor den Schluß des Sippenliedes:

„Rabe, Rabe, Rabe!

Kraa -kraa -kraa! “

Die Biber gingen von einem sitzenden Raben zum andern und reichten jedem die Hand. Dann öffneten sie die Körbe und nahmen aus dem einen drei schöne Lämmer, aus dem andern drei junge Hunde. Diese Geschenke legten sie vor Kohlrabe nieder. Die Lämmer sprangen unbeholfen umher. Rabenfeder holte rasch ein Büschel Löwezahnblätter und die Lämmer begannen ihm sogleich die Blätter aus der Hand zu zupfen.

Die jungen Hunde wälzten und reckten sich tolpatschig. Spielmaus brachte in einer kleinen Schüssel etwas Milch und stellte sie auf den Boden. Die Hunde torkelten hin und her, als das Mädchen aber

einen zur Schüssel stieß und ihm die Schnauze in die Milch eintauchte, fingen alle drei sofort so gierig zu trinken an, dass es nur so schmatzte. Inzwischen hatte Knurr am Fuße der alten Eiche eine kleine Grube ausgehoben, drei Fuß lang und etwa einen Fuß tief. Der Sachem griff nach dem Steinbeil, das seit dem Winter mit seiner Schneide in einer Gabelung des Baumes steckte, und legte das Beil feierlich in die Grube. Alle Bewohner der Siedlung, selbst die Kinder und auch die Biber sahen ergriffen zu, wie das Kriegsbeil zwischen den beiden Sippen vergraben wurde. Einer nach dem andern trat an die Eiche heran und warf eine Handvoll Erde auf das begrabene Sinnbild des Kampfes. Mehrere Männer begannen zu singen. Sofort schloss sich ihnen die ganze Versammlung an; sie sangen voll Inbrunst das Sippenlied:

„Über die Berge fliegt der Rabe daher, Nur die  
Sonne ist höher als er.

Kraa -kraa-kraa! “

Nachdem der letzte Ton des Liedes verklungen war, trat Jungbiber nochmals vor Kohlrabe.

„Großer Sachem der Sippe der Raben! Wir kehren mit guter Botschaft zu unserem Totem zurück. Gestatte, dass ich noch ein Anliegen vorbringe, dann will ich leichten Herzens eure Siedlung verlassen!“ Der Sachem nickte und Jungbiber fuhr fort:

„Ich erbitte Spielmaus als Frau für mich!“

Sofort einsetzendes Gemurmel und einzelne Rufe drückten Staunen und Überraschung der Menge aus. Die Biber wollen des Häuptlings Tochter, den Stolz und die Hoffnung der Sippe!

„Ich gebe euch drei Kühe für sie!“ fügte Jungbiber stolz hinzu. „Ei-ei-ei!“ erklangen die Ausrufe aus der Menge der Raben. Drei Kühe, das ist doch ein großes Vermögen und ein schöner Beitrag zur Habe der Sippe!

Spielmaus hatte bisher bescheiden im Hintergrund bei ihrer Hütte gestanden und von dort zugehört. Als man von ihr zu reden begann, kam sie näher und hörte mit Befriedigung, welch hohen Brautkauf Jungbiber für sie anbot. Wahrlich, die Sippe der Raben könnte zufrieden sein — dachte das Mädchen — und der wackere Jungbiber würde ihr gar nicht so schlecht gefallen. Sie muss aber abwarten, wie ihr Vater entscheiden würde. Sie selbst hat in diese Sache nichts hineinzureden.

Bevor aber noch der Häuptling das Wort ergreifen konnte, drängte sich Rabenfeder durch die vorderste Reihe, trat kühn Jungbiber gegenüber und rief anklagend aus:

„Räuber!“

Sogleich sprangen die Biber vom Boden auf, blickten grimmig um sich und Jungbiber, der zornentbrannt die Augen rollte, ging auf Rabenfeder los. Offenbar wollte er Rabenfeder wegen der ihm vor der ganzen Versammlung ins Gesicht geschleuderten Beleidigung bestrafen.

Es drohte ein scharfer Zusammenstoß.

Aber bevor noch Jungbiber auf den erregten Jungen losspringen konnte, packte Knurr Rabenfeder an der Schulter und riss ihn heftig zu Boden. Ein aufgebracht Knurren befahl Rabenfeder, sich am Boden nicht zu rühren.

Der alte Knurr nahm den Platz ein, auf dem zuvor der Junge gestanden hatte, streckte die Arme aus und rief den Bibern zu:

„Ein unreifer Junge ist zu unrechter Zeit aufgebraust! Verzeiht ihm!“ Knurrs Stimme zitterte und nur mit Selbstüberwindung brachte er diese wenigen Worte hervor.

Jungbiber hatte sich bald wieder gefasst und seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen. Er spuckte vor sich auf den Boden und zertrat den Speichel mit dem Fuß. Das bedeutete, dass der störende Zwischenfall unter ernstern Männern nicht der Rede wert, zertreten und vergessen war. Dabei verzog er fast verächtlich das Gesicht. Rabenfeder war ja doch nur ein junger Ausbund, der noch unter die Kinder gehörte! Und schon wendete Jungbiber wieder seine Aufmerksamkeit dem Sachem und seiner bevorstehenden Antwort zu.

Kohlrabe wühlte aufgeregt mit der Hand im Barthe. Die voreilige Vermessenheit Rabenfeders gegenüber den Gästen war ihm äußerst unlieb. Seine Augen gingen über die versammelte Menge und er hatte das Empfinden, dass das Anerbieten Jungbibers bei allen Leuten Gefallen fand. Er sprach:

„Deine Worte überraschen uns. Spielmaus hat noch genug Zeit für einen Mann, doch wollen wir dein Angebot erwägen. Zur Sonnenwendfeier kannst du dir Antwort holen. Ich habe gesprochen! Kraa!“ Jungbiber war zufrieden. Er musste zwar bis zum Sommer warten, begriff aber, dass die Stammesehre es wohl verlangte, dass die Raben sich ein wenig sträubten, bevor sie ihm das beste Mädchen der Sippe überließen. Das war immer so, damit es nachher nicht hieß, dass sie auf einen Bewerber hätte warten müssen.

Die Biber empfahlen sich feierlich und verließen die Siedlung.

Alle Kinder in der Siedlung drängten sich um die jungen Hunde und Lämmer und bestaunten sie.

An den Zaun gestützt blickt Spielmaus nachdenklich gegen Sonnenuntergang.

Die Biber waren nicht mehr zu sehen...

## 5. Kapitel – EIN NEUER ZUSAMMENSTOSS

Anschließend an das Gebiet der Sippe der Raben am Kunratitzer Bach, weiter gegen Norden am rechten Ufer des Großen Flusses, erstreckte sich das Land der Reiher. Es reichte am Wasser entlang bis zur Flussbiegung und zog sich gegen Osten über die jetzigen Vorstädte des heutigen Prag und den Berg Bohdaletz hin. Hier lebten auf recht beschränktem Raum die Reiher. Dass gerade ihr Gebiet keine freien Waldstrecken aufwies, machte ihnen schwer zu schaffen. Auf der einen Seite wurden die Reiher von den Raben, auf der anderen von der Sippe der Falken, die das breite Gebiet des Rikytkabaches beherrschten, zusammengedrängt, so dass Grenzverletzungen zwischen den einzelnen Stämmen an der Tagesordnung waren.

Gewöhnlich beschimpften die beiden jeweils beteiligten Parteien einander gehörig unter großem und leidenschaftlichem Geschrei und gingen dann unter Drohungen, aber ohne Gewalttätigkeiten wieder auseinander. Nach einem solchen Streit behielten die schlaun Reiher fast immer ein Stückchen neues Gebiet für sich und dann herrschte wieder Ruhe. Weder die Raben noch die Falken hingen allzusehr an einem entlegenen Hügel oder Waldstück. Ihr Territorium war umfangreich genug, so dass sie es gar nicht zu schwer empfanden, wenn sie da oder dort den Reihern ein Stück davon überließen. Und

so war das gegenseitige Verhältnis dieser drei Nachbarsippen im ganzen erträglich, ja sogar freundschaftlich.

Durch die vor kurzem erfolgte Aussöhnung mit den Bibern hatten die Raben auch im Bereich des Großen Flusses Ruhe erlangt. Darum fühlten sie sich völlig sicher.

Dann aber — eigentlich wegen einer Kleinigkeit — ereignete sich etwas, was die Sippe der Raben plötzlich wieder in äußerste Gefahr brachte. Wir wollen gleich berichten, wie es dazu kam. Natürlich war auch darin Rabenfeder wieder besonders verwickelt. Anders könnte es wohl auch gar nicht mehr sein. —

Der schöne Vorfrühling dieses Jahres hielt nicht lange an. Nach einigen sonnigen Tagen versuchte der Winter wieder die Herrschaft über die Erde zu erlangen und sandte Regen- und Schneewetter, kalter Nordwestwind brauste über das Land und trieb alles Lebende in eine Behausungen. Mensch und Tier duckten sich in warme Winkel und machten sich nicht viel aus den Angriffen des ungestümen Winters. Ärger aber war der Kampf gegen den Hunger. Am Ende des Winters trat immer die größte Not ein. Die alten Vorräte waren aufgezehrt und an neuer Nahrung mangelte es noch. Quälender Hunger plagte jedermann.

Der Häuptling der Raben ging mit besorgter Miene durch seine Siedlung. Er durchsuchte alle Schuppen und Vorratskeller, ob sie noch etwas Nah-

rung oder Viehfutter enthielten. Sein Gesicht wurde immer besorgter.

Die angesehensten Männer der Sippe begleiteten ihn. Niemand sprach ein Wort und wortlos kehrten sie alle zum Sippentotem zurück. Hier endlich begann Kohlrabe zu reden.

„Das bisschen Futtergetreide, das wir noch haben, muss für die Kühe bleiben. Für die Schafe und die Ziegen ist nichts übrig. Sie werden alle eingehen.“

Ratlos blickten die Raben zu Boden.

Einer von ihnen murrte und sprach:

„Nun, weiser Sachem, rate uns, was wir in dieser bösen Zeit anfangen sollen!“

Knurr trat vor und stellte sich unmittelbar vor Kohlrabe. Der Häuptling fuhr sich mit der Hand in den Bart und begann zu erzählen: „Mein Vater, der Starke Rabe, hat mir einmal über eine große Hungersnot in unserer Sippe erzählt. Damals herrschte lange Trockenheit. Während dieser Zeit gingen fast unsere gesamten Haustiere zugrunde. Wir litten große Not. Mehl wurde aus Queckenranken sowie aus jungen Tannen- und Fichtenzweigen, auch aus Birkenrinde gemahlen. Brot buken die Raben aus Feigwurzknollen—kurz, eine größere Not konnte es nicht mehr geben. Damals gingen die alten Leute, Männer und Frauen, als Opfer des Großen Geistes in die wilden Wälder und kehrten nicht mehr zurück. Und auch dieses Opfer hat nicht geholfen. Der Hunger dauerte an. Mein Vater sagte, dass es nur eine

einzigste Hilfe gäbe, nämlich die, mit dem noch verbliebenen Vieh in die tiefen Wälder zu gehen und dort die Trockenheit abzuwarten.“

„Nun, in die Wälder können wir ja auch diesmal gehen!“ sagte entschlossen der junge Rabenfeder, der sich, wie jetzt immer bei den Sippenberatungen, an die Seite des alten Knurr herangedrängt hatte. Niemand tadelte den vorlauten Burschen dafür, dass er sich in die Beratung der erwachsenen Männer einmischte. Rabenfeder hatte sich ja doch in der Sippe bereits Anerkennung erworben, auch wenn er die Mannbarkeitsprobe noch nicht abgelegt hatte. Er wurde nicht mehr zu den Kindern gezählt.

„Er hat nicht Unrecht!“ pflichteten die Raben ihm bei und meinten, dass sich gewiss Waldstellen finden lassen mussten, in denen es Blätter und trockenes Gras in Hülle und Fülle gäbe. Dort könnten die bescheidenen Ziegen und Schafe genügend Nahrung finden.

Der flinke Ziesel schlug kurzerhand vor, man möge in das warme Tal des Botitschbaches ziehen. „Ich habe dort vor kurzem ein Reh mit seinem Jungen verfolgt und auch schöne Stellen gefunden, wo es reichlich brauchbares Viehfutter gibt.“

„Du vergisst, Ziesel, dass sich am Botitsch sowohl die Reiher als auch die Falken auszubreiten versuchen“, unterbrach der Sachem den flinken Ziesel. „Ich würde es ungern sehen, wenn es durch unsere Schuld zu einem Zusammenstoß käme. Es ist etwas anderes, ob dort einmal ein einzelner Jäger

auftaucht, oder ob sich dort eine Viehherde niederlässt und die Weiden mit Beschlag belegt. Ich will nicht, dass man von den Raben sage, sie eigneten sich eigenmächtig neues Land an, das in unmittelbarer Nachbarschaft befreundeter Sippen liegt.“

Aber Sachem“, antwortete Ziesel, „wir mussten uns ja nicht an den Bohdaletz oder an den Spitzberg herandrängen; wir könnten ein Tal am Oberlauf des Botitsch aufsuchen, etwa in der Nähe des Ziegenberges. Kennt ihr diesen Berg? Er ist der höchste am Botitsch auf dieser Seite und so entlegen, dass uns weder die Reiher noch die Falken belästigen werden.“

„So ist es, Sachem!“ bestätigten die übrigen Männer die Worte Ziesels und versicherten Kohlrabe, dass sie allen möglichen Auseinandersetzungen mit den Nachbarstämmen aus dem Wege gehen würden.

Hierauf wurde an Ort und Stelle vereinbart, dass die Schafe und die Ziegen gegen Sonnenaufgang — nach Osten also — unter verlässlicher Aufsicht erfahrener Hirten zum Botitsch getrieben werden sollten. Der Häuptling wählte einige Männer und Burschen aus und diese machten sich also auch bald auf den Weg. Die ganze Siedlung begleitet die kleine Ziegen- und Schafherde bis hinauf zum Walde. Die Frauen riefen den Hirten nach, dass sie mit gut ausgefütterten und fetten Tieren glücklich wieder heimkommen sollten.

Rabenfeder stieg bis auf den Hügel hinauf und sah die Hirten, als sie aus dem Walde herauskamen

und die Herde über das Weideland zwischen dem Jungwald trieben. Zeitweise sah er auch die beiden Hunde um die Herde herumspringen. Er war in seinem Herzen betrübt, als die Hirten mit der Herde zwischen dem Buschlande dahinzogen, und musste unwillkürlich aufseufzen.

Er blickte über das weite Land, dessen mäßige Hügelrücken sich wellenförmig hinzogen. Manche Berge kannte er; die in der Nähe aufstrebenden alle, auch wenn sie benachbarten Sippen gehörten.

Gegen Mitternacht — im Norden also— erhob sich der runde Bohdaletz, der mit Birken- und Eichenhainen bewachsen war. Von hier gegen Sonnenaufgang erstreckte sich in einer langen Kette das Weideland des Spitzberges. Genau in Richtung des Sonnenaufgangs erkannte er den Ziegenberg, der sich über seine weitere Umgebung dunkel gegen den Horizont abhob. Auch auf diesem Berg war er bereits einmal mit Knurr gewesen. Damals durchwanderten sie gemeinsam das ganze schöne und tiefe Tal des Botitsch. Er wird nie vergessen, wie sie damals, müde vom Klettern über die steilen Hänge, ausruhen wollten und er sich beinahe auf eine Kreuzotter gesetzt hatte, die sich auf dem Gestein sonnte. Wie hatte da doch Knurr gelacht, als Rabenfeder aufsprang und Reißaus nahm, als wäre er plötzlich gar nicht mehr müde.

Den Ausblick weiter nach rechts versperrte ihm der langgestreckte Rücken des Großen Hainberges, dessen Höhen sich von Sonnenaufgang in einem Bo-

gen bis Mittag zogen. Er wendete seinen Blick wieder den Waldweiden zu, unter denen vorhin die Raben mit der Herde verschwunden waren; die Herde aber bekam er nicht mehr zu Gesicht.

Unwillkürlich schlug er mit einer Gerte um sich und begleitete jeden Hieb mit einem schrillen Pfiff. Das war natürlich nicht gerade ein Ausdruck für Freude und Heiterkeit, wie Rabenfeder sie sonst immer auf einsamen Erkundungsgängen empfand. Aber wie sollte er auch gut gelaunt sein, wenn es der Häuptling unterlassen hatte, ihn als Begleiter der Herde mitzuschicken! Als wäre er immer noch ein kleiner Bub!

Ungefähr vierzehn Tage später war das Frühjahrswetter doch endlich beständig geworden und die winterlichen Schauer hörten ganz auf.

Eines Tages war Rabenfeder aus der Siedlung verschwunden. Und mit ihm zwei weitere Jungen, die ebenfalls niemandem etwas gesagt hatten.

Kohlrabe schritt über den Platz an dem Totem vorüber und strich ich mit der Hand seinen langen Bart.

„Da hat gewiss wieder Rabenfeder irgendeine waghalsige Sache angezeitelt...“ brummte er in seinen Bart. „Der Junge wird noch einmal erschlagen in unsere Hütte gebracht werden, er ist zu kühn!“

Hinter der geheiligten Säule wurde ein Knurren laut. Der Häuptling blickte sich um, und siehe! — es war Knurr, der nur so vor sich dahinredete:

„Ich hab' sie alle drei gesehen. Dort haben sie auf einer kleinen Mühle gedörrtes Wildbret gemahlen und Mehl beigemischt. Dann buken sie Brot daraus. Das reicht gewiss einen halben Mond für sie aus. Es kam mir gleich so vor, als bereiteten sie sich auf einen langen Marsch vor.“

Hinter den Hütten wurde jetzt Geschrei laut.

Die Kinder hatten die Schweine aus der Einfriedung herausgelassen und trieben sie zum Teich.

Frosch und Würzel, die beiden lebhaften Buben, konnten sich allerdings nicht damit zufriedengeben, dass sie mit Gerten in der Hand die Schweine nur schön beisammen hielten. Jeder von ihnen kroch auf ein Borstentier und ritt stolz auf dem Platz umher. Die übrigen Kinder machten dazu ein derartiges Geschrei, dass die aufgescheuchten Tiere verwirrt hin und her rannten. Einer der Welpen begann zu bellen und das Schwein, auf dem Würzel saß, lief zwischen den Hütten durch die offene Pforte hinaus. Sofort roch es den nahen Teich. Es lief auf ihn zu und hinter ihm her alle andern seiner Artgenossen. Die beiden stolzen Reiter flogen von den Tieren herunter und wälzten sich nun am Boden. Die halbnackten Kinder liefen den Schweinen nach, die bereits laut grunzend im Schlamm des Teiches wühlten. Der kläffende Bello kam auch zum Wasser gelaufen und streunte um die suhlenden Schweine herum. Als letzter erschien der alte Knurr bei dem Morast. Ihn schmerzte das Bein und er stützte sich auf einen Stock.

Nach einer Weile rief Knurr den Kindern zu, sie sollten ihm helfen, die Schweine aus dem Teich herauszutreiben. Dann führte er seine kleine Herde in den nahen Wald, wo es Eicheln und Buchweizen gab. Frosch und Würzel, mit Dreck beschmiert, als wären auch sie kleine Ferkel, hüpfen umher und verängstigten die Herde. Der alte Jäger zankte sie aus und drohte ihnen mit dem Stock.

Die Buben liefen wieder zum Teich zurück, um sich zu reinigen. Plötzlich schrie Würzel: „Hee-hee-ei-ei-ei!“ und zeigte über das Tal hinweg auf die zum größten Teile mit Wäldern bewachsenen langgestreckten Berge.

Auf der Ostseite wälzte sich eine dichte Rauchsäule zum Himmel. In der Höhe verbreiterte sie sich, so dass bald eine schwarze Wolke daraus wurde.

Knurr war mit den Schweinen bereits am Waldesrand, kehrte aber sofort um und trieb die Tiere in die Einfriedung zurück. Er lief so schnell er nur konnte und knurrte bei jedem Schritt.

In der Siedlung wurde Alarm geschlagen. Die Weiber und Mädchen ließen das zum Trocknen aufgestellte Geschirr stehen und liefen erschrocken zwischen den Hütten hin und her. Sie riefen nach dem Häuptling und nach den Männern, die rund um die Siedlung als Wachen aufgestellt waren.

In kurzer Zeit hatten sich alle Raben auf dem Platze um das Totem der Sippe herum versammelt. Die Kinder beobachteten mit aufgesperrten Mündern ohne Unterlass die wachsende Rauchwolke.

Kohlrabe raufte sich seinen langen Bart und erteilte eilig Befehle. „Hört, auf den Weiden rufen sie um Hilfe. Wir müssen rasch hin. Knurr bleibt mit den Wachen, mit den Frauen und den Kindern hier. Alle übrigen mir nach! Kraa!“

Der Häuptling verneigte sich in Eile noch rasch vor dem geheiligten Totem und betete:

„Großer Rabe, wende jedes Unheil ab von unseren Herden und verleihe unseren Füßen Geschwindigkeit!“

Dann eilte die Rabenschar aus der Siedlung, Kohlrabe voran. Mit dem Steinbeil, das mit einem Riemen fest an ein Ahornheft befestigt war, zeigte er in die Richtung jenseits des Tales.

Alle Männer waren bewaffnet. Hinter ihren Lendengurten staken Hcharf geschliffene Steinbeile, die, wie beim Häuptling, an einen Griff angebunden oder durch geschickt gebohrte Öffnungen hindurchgefädelt waren. Einzelne Jäger hielten Speere aus hartem Holz, die an dem einen Ende zu einer scharfen Spitze gebrannt und geglättet waren, Sie eilten hinter ihrem schweigenden Führer vorwärts.

Die Rauchsäule wies ihnen den Weg zu ihrem Ziel.

Ihre auf der Weide weilenden Gefährten hatten ein Feuer angefacht, um sie in ihrer Not herbeizurufen. Was war ihnen wohl zugestoßen? Die Sippe der Raben lebte jetzt mit allen Nachbarn in Frieden, mit den Bibern, den Bären, auch mit den Reihern und den Falken, und die Anwesenheit von Räubern war

nicht zu befürchten. Wahrscheinlich war mit dem Vieh etwas los.

Aus dem trockenen Gras erhob sich eine Kette Rebhühner. Im Hain rief der Kuckuck.

Die Männer atmeten angestrengt. Der Häuptling gestattete aber keine Ruhepause.

Plötzlich blieben alle stehen. Kohlrabe hatte mit ausgebreiteten Armen das Zeichen hierzu gegeben.

Dort vom gegenüberliegenden Hang erscholl das Zeichen der Rabensippe: „Kraa-kraa-kraa!“

Der Häuptling rief: „Jemand kommt uns entgegen!“ und er antwortete sofort mit dem gleichen Ruf.

Noch einmal ertönte das Krächzen, und als der Häuptling wiederum antwortete, sahen die Jäger zwei Jungen den Hain entlang in Richtung auf sie zugehauert kommen. Sie erkannten sie.

„Holla! Pfadfinder! Jungklaue! Hier sind wir!“

Die beiden Jungen liefen zu der Schar der Jäger und erstatteten dem Häuptling sofort Bericht.

„Kohlrabe! Unsere Herde hat sich verlaufen! Wölfe haben sie scheu gemacht, so dass wir sie nicht beisammenhalten konnten. Klaue lässt dir sagen, wir seien zu wenige, ihr sollt rasch helfen kommen, die entlaufenen Tiere zu suchen. Die einzelnen umherirrenden Schafe und Ziegen sind in Gefahr, von den hungrigen Wölfen zerrissen zu werden.“

„Ihr bringt eine schlimme Botschaft, Jungklaue und Pfadfinder“, sagte der Häuptling finster: „Wir wollen sofort darangehen, die Tiere zu suchen. Viel-

leicht ist der Schaden noch zu beheben. Doch sagt mir, ihr Schelme, wie seid ihr unter den Ziegenberg gekommen? Wer hat euch gestattet, die Siedlung zu verlassen?“

„Wir haben... wir sind... wir sind mit Rabenfeder gegangen!“ „Hab's mir gleich gedacht, dass Rabenfeder wieder etwas angezettelt hat“, meinte der Sachem, aber besonders böse tat er nicht. „Ich war schon auf etwas Ärgeres vorbereitet. Aber nun flink vorwärts! Führt uns den kürzesten Weg!“

In der Ferne erlosch bereits das Feuer des brennenden Baumes. Nur schwache Rauchwolken erhoben sich noch über dein Ziegenberg.

Die Raben überquerten den Großen Hainberg und gelangten auf eine mit Bäumen und Buschwerk spärlich bewachsene Ebene. Über den sanften Abhang hinab zum Tale des Botitsch hatten sie einen leichten Weg. Sie kamen bis zu der Stelle, von der das Gelände plötzlich zum Bach abfällt, der sich in Krümmungen zwischen den Felswänden dahinschlängelt. Hier oben über der Schlucht saßen die Hirten in einer Reihe nebeneinander und blickten betrübt zurück in das stille Tal. Sie ruhten aus und wussten nicht, dass sich vom Flachland her hinter ihrem Rücken die Schar der Raben mit dem Häuptling näherte. Als Kohlrabe ihnen plötzlich zurief: „Da sind sie ja! Habt ihr die Schafe?“, erschrakten sie.

„Ja, Sachem!“

„Und auch die Ziegen?“

„Auch sie. Alle haben wir wieder eingefangen. Die Wölfe haben keinen Schaden angerichtet.“

Die Hirten antworteten anscheinend nur ungerne.

„Gepriesen sei der Große Geist, das höre ich gerne! Und wo habt ihr sie?“

Die Hirten blickten einander an und warteten, wer von ihnen das Wort ergreifen würde.

„Nun, wo sind unsere Schafe und Ziegen?“ fragte der Häuptling abermals.

Die Raben, die mit ihm gekommen waren, sahen sich im Tal und in der unmittelbaren Umgebung um — nirgends war auch nur eine Spur von der Herde zu sehen. Man hörte die Tiere weder meckern noch blöken. Nur die beiden Hunde bellten und beschnupperten die Ankömmlinge.

Die Hirten ließen die Köpfe hängen und wichen den Blicken des Häuptlings und der anderen Raben aus.

Nach einer Weile drückenden Schweigens antwortete Klaue im Name aller Hirten:

Unsere Nachbarn, die habgierigen Reiher, haben uns alle Schafe und alle Ziegen weggenommen...“

„Ei ha-haa!“ machten sich die Raben aus der Schar des Sachem Luft

Und drohten mit den Fäusten. „Warte, Reiher, der Rabe wird dich lehren!“

„Sag rasch, wie das alles kam!“ forderte Kohlra-be den bedrückten Klaue auf.

Zögernd berichtete Klaue mit leiser Stimme:

„Wir hatten die Schafe und die Ziegen glücklich wieder beisammen und rüsteten zur Heimkehr in unsere Siedlung. Die Tiere hatten sich ziemlich gut erholt. Hier in dem dichten Ahorn- und Buchenjungholz hatten sie während des Schneegestöbers gute Deckung und fanden da auch gute Nahrung. Wir beobachteten jeden Tag das Wetter, dachten uns endlich, jetzt sei es auch in unserem, dem Gebiet der Raben, wieder schön, und es schien uns nicht mehr notwendig, länger hier zu verweilen...“

„Ganz richtig, Klaue“, stimmte der Häuptling zu. „Wir haben auch bereits eure Rückkehr erwartet. Doch erzähl, was vorfiel!“

„Nun, die Reiher haben uns hier im Tal überrascht. Sie wollten uns einreden, wir hätten uns angeblich auf ihrem Gebiete niedergelassen. Wir verteidigten uns damit, dass das Reiherland nicht bis hierher reiche und dass wir uns übrigens hier nur auf dem Heimwege aufhielten. Wir wollten durch das Botitschtal doch nur hindurchziehen. Die Reiher schrien aber, dass ihre Späher uns hier um ein Feuer hätten herumsitzen sehen. Und das bedeute angeblich, dass wir uns hier am Botitsch tatsächlich niedergelassen und damit ihr Besitztum verletzt hätten. Das Lagerfeuer konnten wir nicht ableugnen — es war tatsächlich ein Feuerherd mit frischer Asche zurückgeblieben...“

„Nun, und habt ihr euch mit ihnen auf einen Kampf eingelassen?“ fragte Kohlrabe besorgt.

„Sie befanden sich in großer Übermacht“, entschuldigte sich Klaue. „Wir haben uns mit ihnen heftig gestritten und ihnen ihre Engherzigkeit vorgeworfen. Uns aber unsere Schafe und Ziegen zu nehmen, davon konnten wir sie nicht abhalten. Sie prahlten damit herum, dass sie unsere Ziegen und Schafe nicht brauchten, dass sie für sie aber von den Kaufleuten Gold erhalten würden. Wir wissen gar nicht, was das ist, wir haben von Gold nie etwas gehört. Und wenn wir ihnen unsere Tiere wieder hätten wegnehmen wollen, hätten sie uns alle erschlagen... Sie trieben uns in die Flucht, nur Rabenfeder blieb bei der Herde. Er wollte die Schafe verteidigen...“ „Haben sie ihn getötet?“ schrie Kohlrabe voll Besorgnis auf.

„Das wissen wir nicht. Vielleicht haben sie ihn nur als Gefangenen mit der Herde in ihre Reihersiedlung abgeführt.“

Das war eine böse Nachricht und die Raben waren niedergeschlagen.

Sie hatten Rabenfeder, den wackeren Jungen, verloren und waren auch um ihre Schafe und Ziegen gekommen. Die Reiher gaben so leicht nicht wieder her, was sie einmal an sich gerissen hatten. Die Sippe der Raben hatte ein schweres Unheil getroffen.

Niedergeschlagen und betrübt kehrten die Raben in ihre Siedlung zurück.

An diesem Tage erfüllte bitteres Klagen die Siedlung der Raben. Gesenkten Hauptes saß Häuptling

Kohlrabe auf seinem Steinsitz beim Feuer. Er sprach kein Wort mehr.

Hinter dem Sippentotem sank Knurr zu Boden und knurrte klagend.

Der kühne Rabenfeder saß im Lager der Reiher unweit der Feuerstelle. Seine Hände waren mit einem langen Riemen zusammengebunden. Hochmütig lachten die Reiher den gefangenen Rabenfeder aus. Junge Burschen warfen Tannenzapfen nach ihm. Ihr Häuptling, der Fette Reiher, schrie sie an, kaum aber hatte er sich entfernt, reizten die bösen Buben Rabenfeder aufs neue. Mit glühenden Rutenenden brachten sie ihm Brandwunden bei. Sie hätten gerne gehört, dass der junge Rabe jammerte und weinte.

Tapfer ertrug Rabenfeder den Schmerz, und bald gelang es ihm, mit den gefesselten Händen einen Stein zu fassen. Er warf ihn in die Schar der Taugenichtse. Nun rannten die Buben auseinander und ließen ihn in Ruhe.

Der junge Gefangene hockte am Boden und kümmerte sich scheinbar um nichts. Insgeheim beschäftigte er sich aber eifrig mit seiner Befreiung. In seiner nächsten Umgebung lagen einige noch glühende Holzstücke herum, die aus der Feuerstätte herausgefallen waren. Auf ein solches glühendes Stückchen Holz hielt der kluge Rabenfeder seine Hände mit den Fesseln, die nach einer Weile durchgebrannt waren und zerrissen.

Dann drehte sich Rabenfeder um und beobachtete scharf, ob jemand sein Tun bemerkt hatte. Die Reiher waren aber so mit der Besichtigung der erbeuteten Schafe und Ziegen beschäftigt, dass sie dem Gefangenen nicht viel Aufmerksamkeit schenkten.

Bald darauf brannte Rabenfeder noch einen Riemen durch und konnte nun schon beide Hände von den Fesseln befreien.

Jetzt war nur eine Frau mit ihrem Kind auf dem Rücken in der Nähe. Sie saß auf einem Baumstumpf, unter ihren Fingern drehte sich die mit einer kleinen Lehmkugel beschwerte Spindel rasch im Kreise und spann den sich von einem Flachsbuschel abzwirnenden Faden. Das Kind weinte ohne Unterlass. Die Mutter nahm es auf den Schoß und versuchte es zu beruhigen. Als ihr das nicht gelang, erzählte sie ihm in singendem Ton die Geschichte<sup>3</sup> von dem weinenden Kinde:

*„Es war einmal ein kleiner Bub,*

*Der hieß mit Namen Käferl!*

*Er stand vor seiner Eltern Stub'*

*Und weinte, weinte, weinte.*

*Naa-naa-naa!*

*Da kam eine Eule mit funkelndem Blick Aus dem Walde, dem dunklen, gezogen, Und packte Käferl beim Genick, Um ihn in den Wald zu holen.*

---

3 Nach einer wahren Indianererzählung. Eastman-Chiyesa, Der Indianer in der Jugend. 10.

*Dort weint nun der Bub in einem fort  
Im hohen Wipfel einer Eiche: Naa-naa-naa!"*

Das Kind blickte zu den Bäumen hinauf, ob dort wirklich die Eule mit dem kleinen Käfer sitze. Und dabei hörte es auf zu weinen. Rabenfeder seufzte nochmals.

„Was fehlt dir?“ fragte die Frau und befestigte den gesponnenen Faden in einem Einschnitt der Spindel.

„Wasser!“ bettelte der Gefangene.

Die Frau erhob sich, um ihm einen Napf Wasser zu holen. Kaum hatte sie sich aber entfernt, da wälzte sich Rabenfeder von der Feuerstätte fort. Und dann sprang er plötzlich auf und rannte wie ein aufgescheuchter Hase aus dem Lager.

Er nahm Richtung auf den Wald, weil er wusste, dass dort für ihn die Rettung lag. Er lief zwischen Dickicht, deckte sich hinter Jungholz und Felsblöcken und durchstieß das Gestrüpp wie ein gehetzter Hirsch.

Hinter sich hörte er bald Schreie und Rufe.

Die Reiher hatten seine Flucht bemerkt und setzten ihm nach.

Rabenfeder war ein flinker Junge und lief schnell und leicht. Er hoffte schon, den dichten Wald zu erreichen und so seinen Verfolgern zu entkommen. Den Riemen, von dem er sich am Feuer befreit hatte, wickelte er sich um die Lenden.

Er übersprang den Bach und kletterte die Böschung hinauf. Das Geschrei der Reiher nahm zu. Sie

näherten sich ihm auf seiner Spur. Schon war er im Walde! Weiter, ohne Rast! Sie durften ihn nicht fangen!

Er eilte vom Berg in das düstere Tal, in dem noch zahlreiche Reste alten Schnees leuchteten. Diesen Stellen musste er ausweichen. Unter ihnen befanden sich verräterische Gruben! Wieder jagte er dem gegenüberliegenden Hang zu. Sein Atem ging schon schwer.

Doch was war das?

Vor ihm unter einer breiten Tanne lag etwas.

Ein Bär! Zusammengerollt wie ein Igel schlief der braune Zottel und verbarg den Schädel zwischen den Hinterfüßen.

Rabenfeder erholte sich sofort von seiner Überraschung und wollte sich schnell entfernen, als ihn der Bär im Schläfe witterte, brummend erwachte und sich zu strecken und zu recken begann. Er erblickte den erschrockenen Jungen und trollte sofort auf ihn zu.

Rabenfeder wartete nicht ab, bis ihn der Bär anfallen konnte, sondern nahm die Beine in die Hand.

Der junge Petz hinter ihm her! Und schon kamen auch die erzürnten Reiher heran.

Der gehetzte Junge wich dem Schnee nun nicht mehr aus und lief schnurstracks weiter.

Es stand schlimm um ihn. Er wollte noch über eine schattige Bodensenkung laufen, die von Schnee bedeckt war, diesmal war es aber anstelle einer dünnen Schneesicht ein hoch angewehtes Schnee-

feld. Hier sank Rabenfeder bis über die Knie ein, er konnte die Füße aus dem breiigen Schnee nicht mehr herausziehen.

Schon war der Bär hinter ihm und die Reiher bildeten einen großen Kreis um die Bodensenke, damit er nicht entrinnen konnte. Auch sie hatten den Bären schon wahrgenommen und ihr Geschrei verdoppelte sich. Sie werden nicht nur den Gefangenen, sondern auch den Zottel bekommen!

Rabenfeder bleibt stehen. Es ist zwecklos zu fliehen. Möge ihn der Bär zerreißen, wenigstens wird er nicht den Reiher in die Hände fallen!

Aber der Bär hatte mit sich selbst genug zu tun. Er war in dem aufgeweichten Schnee bis zu den Ohren versunken und fauchte zornig, weil er nicht einmal die Tatzen aus dem Schnee befreien konnte.

Die Reiher blieben stehen, um das seltene Schauspiel zu genießen. Sie warteten gespannt, was kommen würde. Dass es sich um eine sichere Beute handelte, wussten sie mit Bestimmtheit.

Rabenfeder hatte wertvolle Augenblicke zum Atemholen gewonnen. Er wickelte den Riemen von seinen Lenden, machte eine Schlinge daraus und stürzte sich mutig auf den Bären. Dieser schnappte nach ihm, Rabenfeder aber packte den Zottel von rückwärts mit aller Kraft bei den Ohren und umklammerte mit den Knien seinen Schädel. Der Bär riss den Kopf hoch und Rabenfeder fing geistesgegenwärtig den Rachen sofort in die Schlinge ein und

zog fest zu. Mit diesem Erfolg wendete er die unmittelbare Gefahr für einen Augenblick von sich ab.

Der Schnee bildete für den beherzten Jungen eine große Hilfe. Der in den Schnee versunkene Bär konnte sich mit den Vordertatzen, in denen er ja eine ungeheure Kraft besitzt, nicht gut wehren. Er drehte sich und warf sich wütend herum, so dass der Schnee weit wegflog.

Rabenfeder hatte das Gesicht voll Schnee, der ihm zeitweise auch die Augen verklebte.

Den Reihern gefiel der heldenhafte Kampf Rabenfeders mit dem Bären ausgezeichnet und sie spornten den tapferen Jungen durch kreischende Zurufe an.

Der Bär wendete sich in dem aufgewühlten Schnee um, bevor er aber dem Jungen mit seinen grässlichen hakenförmigen Krallen einen Hieb versetzen konnte, fing Rabenfeder eine Tatze mit dem Riemen und zog sie an den Schädel. Und gleich darauf machte er voll Geschick das gleiche auch mit der anderen Vordertatze.

Hei, gewonnen! Der Bär war entwaffnet!<sup>4</sup> Zwar brummte er noch zornig und warf sich drohend umher, aber vergebens. Rabenfeder verstärkte die Fesseln noch. Als sich der Bär aber auf die Hinterbeine stellte, hatte der Junge nicht mehr Kraft genug, um

---

4 Das Zusammentreffen und der Kampf mit dem Bären ist einem tatsächlichen Geschehnis nacherzählt, wie es Jän Fillo, Heger in den Bergen der Niederen Tatra, erlebte.

den Bären zu Boden zu reißen. Er brach in einer Schneegrube zusammen.

Wäre der Bär nicht bereits gefesselt gewesen, so hätte es dem am Boden liegenden Jungen jetzt schlimm ergehen können. Aber schon sprangen ihm die begeisterten Zuschauer zu Hilfe und lobten die Tapferkeit Rabenfeders mit großem Jubelgeschrei. So etwas hatten sie noch nicht erlebt.

„Hoja-huja-haa!“ riefen sie kreischend, klatschten Beifall und sprangen begeistert um ihn im Schnee herum. Den entkräfteten Rabenfeder zogen sie aus dem Schnee heraus, brachen in Eile einige Zweige ab und machten ein Traggestell für ihn daraus.

Den Bären, einen feisten, kaum zweijährigen Zottel, schleppten sie im Siegeszuge ins Lager.

Unterwegs fiel Rabenfeder von dem Traggestell. Absichtlich wohl, denn die Reiher konnten ihn nicht dazu bewegen, sich weiter tragen zu lassen. Er ging nun ruhig im Zuge der Reiher und machte keinen Fluchtversuch mehr. Er wusste, dass er nicht weit kommen würde. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, blieb aber trotzdem vor den Reihern stramm aufrecht.

Als der grölende Zug langsam herannahte, waren die Zurückgebliebenen in der Reihersiedlung vollständig versammelt. Rabenfeder glaubte, er werde nun wieder gefesselt und besser bewacht werden als zuvor. Die Reiher ließen ihm aber die Freiheit und aus ihren Augen und freundlichen Mienen las

der überraschte Junge Lob und Bewunderung. Der Sippenhäuptling Fetter Reiher trat an Rabenfeder heran und sprach in feierlichem Tone zu allen Anwesenden:

„Die Reiher sind eine ehrliebende Sippe. Nach altem Recht und Brauch haben wir uns die auf unseren Sippenweiden gefundenen Schafe und Ziegen genommen. Schon unsere Väter haben dies gleichfalls so getan und auch wir lassen fremde Haustiere nicht auf unser Sippengebiet!“

„So ist es, Fetter Reiher!“ pflichtete ihm die ganze Sippe bei.

„Aber wir wissen auch Tapferkeit und Mannhaftigkeit zu schätzen“, fuhr der Häuptling fort, „nicht nur bei uns, auch bei unseren Feinden. Vor euch hier steht ein Junge aus der Sippe der Raben und ihr alle seid Zeugen seines mannhaften Mutes, seiner Kraft und seiner Klugheit gewesen. Wer sich derart auszeichnet, ist der höchsten Ehre würdig. Rabe, du bist frei! Hau-hau-hau!“

Rabenfeder konnte seine Rührung nicht verbergen und seine Augen wurden feucht.

Die Reiher brachen in Hochrufe auf ihn aus. Der Sachem der Sippe hatte allen aus dem Herzen gesprochen. Entschlossenheit und Heldentum wurden allgemein in höchstem Maße und namentlich bei einem noch nicht erwachsenen Knaben gewürdigt.

Rabenfeder war von all dem überrascht und wurde vor Verlegenheit rot. Er hatte doch nichts Besonderes geleistet, hatte nur verhindert, dass der

Bär ihn zerriss. Er öffnete die Arme, verneigte sich und dankte allen für die wiedergewonnene, geschenkte Freiheit.

Die Mädchen lächelten ihm zu und bewarfen ihn mit blühenden Schneeglöckchen und Windröschen.

Heimkehren ließen ihn aber die Reihier noch nicht. Er musste an ihrem festlichen Abendessen teilnehmen.

Und es gab Hirschfleisch und gebackene Gerstenfladen, dazu Hirsebrei mit Apfelschnitten und Pflaumen und schmackhaften Met in Hülle und Fülle. Rabenfeder musste über den Zusammenstoß der Raben mit den Bibern sowie über den vor kurzem abgeschlossenen Frieden erzählen, von dem die Reihier bereits gehört hatten.

Viel Heiterkeit erweckte der gefesselte Bär inmitten einer Schar von Kindern, die ihre Späße mit ihm trieben.

Am Lagerfeuer wurde bis lange in die Nacht hinein gesungen. In der Siedlung der Raben erschallten dagegen Kriegsgesänge.

Die Männer versahen die Bogen mit neuen Sehnen, bohrten Löcher in die Steinbeile und glätteten die harten Speere.

Morgen ziehen die Krieger aus, um Rabenfeders Tod zu rächen und die geraubten Schafe und Ziegen wieder heimzubringen. Wehe den Reihern! Der Rabe lässt sich die freche Tat der Reihier nicht gefallen. Häuptling Kohlrabe hatte sich bereits in sein Festge-

wand gekleidet und den Schmuck aus Rabenfedern angetan. Auf dem Kopfe trug er eine Krone aus Rabenfedern. Im Gesicht, auf der Brust und auf den Armen war er mit schwarzer Farbe bemalt.

In ähnlicher Weise waren auch die anderen Raben ausgerüstet. Sie hatten auf den Scherben einer zerbrochenen Schale Ruß mit Fett angerührt und sich mit einer Feder bemalt. Jeder Strich hatte seine besondere Bedeutung nach den Zauberformeln. Ein bandartiger Streifen auf der Stirne verlieh Mut, Verzierungen auf der Brust brachten die Kraft des Bären, bemalte Arme ermatteten nie und würden den Feind bezwingen.

Knurr brüstete sich mit Recht mit einem Halsband aus Bären-, Eber- und Wolfszähnen, denn sie brachten ihm unüberwindliche Kraft. Auch Klaue trug Bärenzähne und zwischen ihnen auch Hundezähne am Hals. Er würde so die Spur eines Wildes oder eines Feindes niemals verlieren. Dazu band er sich noch einen Hasenknochen an den Fuß, der ihm Geschwindigkeit beim Laufen verleihen sollte.

Der völlig ausgerüstete Häuptling begann mit dem Speer in der Hand und dem Beil hinter dem Gurt den Kriegstanz um das Lagerfeuer. In wiegendem Schritt ging er um das Feuer herum und besang den bevorstehenden Kampf.

Die übrigen Krieger schlossen sich ihm einer nach dem andern an und folgten ihm in gleichem Schritt und mit den gleichen Bewegungen. Von Zeit zu Zeit schrien sie laut den Kriegsruf der Sippe:

„Kraa- kraa-kraa!“ und drohten den abwesenden Reihern mit den Waffen. Da blieb Kohlrabe plötzlich stehen und auf seinen Wink beruhigte sich die ganze Schar. Er lauschte mit vorgebeugtem Oberkörper, da er aus der Ferne einen Ruf gehört hatte.

Auf sein Zeichen schrieen alle: „Kraa-kraa-kraa!“

Und vom Walde herab war wie ein Echo ein schwaches, aber deutlich verständliches „Kraa-kraa-kraa!“ zu hören.

Alle waren überrascht.

Nochmals schrien sie den Rabenruf und vom Walde kam wieder die Antwort herunter.

„Das ist Rabenfeders Stimme!“ rief Knurr.

Die Raben ließen im Lager alles stehen und liegen und rannten Hals über Kopf zum Walde. Die beiden Hunde voran.

Nach kurzer Zeit führten sie den wackeren, gesunden und fröhlichen Rabenfeder im Triumph zur Siedlung. Und jeder konnte es mit eigenen Augen sehen, die Schaf- und Ziegenherde folgte ihm! Die Hunde sprangen um die Herde und bellten freudig.

Die Kriegsvorbereitungen gingen sofort in ein Freudenfest über. „Rabenfeder ist zurückgekommen!“

„Wir haben unsere Schafe wieder!“

„Und unsere Ziegen sind auch wieder da!“

„Sei gepriesen, Du gütiger Großer Geist, der Du Deine Sippe der Rablen beschütze!“

Freude und Jubel erfüllten die Siedlung der Raben.

Beim Lagerfeuer erzählte Rabenfeder seine Erlebnisse, wie er überwältigt und gefangen genommen wurde, wie er geflohen war, wie er mit dem Bären kämpfte, wie ihn die Reiher freigelassen hatten und wie sie ihm auch die ganze, unversehrte Herde Zurückgaben.

Schließlich richtete der wackere Bursche die Botschaft aus, dass die Reiher mit den Raben in Frieden leben wollten. Am Tage nach Vollmond sollten sich beide Sippen zusammenfinden, um in freundschaftlicher Weise und für immer die Grenzen ihrer Landstriche durch deutliche Bezeichnungen an auffallenden Bäumen festzulegen. Rabenfeder schloss seinen Bericht. Jemand hinter ihm knurrte und nahm ihn in seine Arme.

„Hoch Rabenfeder!“

„Der Frieden bleibt gewahrt!“

„Legt Holz ins Feuer!“ befahl der Häuptling. „Auf dass die Flammen himmelwärts schlagen, so hoch, wie unser Totem ist!“

Als das Feuer mächtig aufflammte, rief Kohlrabe inmitten seiner Leute:

„Unsere Sippe wächst zu Ruhm und Kraft heran, denn sie hat einen Nachwuchs, wie Rabenfeder es ist. In einer solchen Jugend liegt unsere Hoffnung und unsere Zukunft! Hoch Rabenfeder! Hoch unsere Sippe!“

Und schon erscholl aus der Siedlung durch das stille Tal das Sippenlied voll Begeisterung und Vertrauen:

„Über die Berge fliegt der Rabe daher,  
Nur die Sonne ist höher als er.  
Kraa-kraa!  
Über die Wälder fliegt der Rabe dahin,  
Stürme nur überholen ihn!  
Kraa-kraa!  
Der Rabe ist furchtlos,  
Mit starker Krallen besiegt er  
tapfer die Feinde alle!“

## 6. Kapitel - SALZ GEHT ÜBER GOLD

Nach einigen ruhigen Tagen erlebte die Sippe der Raben eine Überraschung. Wildling kehrte zurück!

Er bat die Sippe um Vergebung und erzählte dann, wie es ihm in der Zwischenzeit ergangen war. Er hatte sich damals vorgenommen, in entfernte Landstriche zu wandern, wo ihn niemand kannte. Er irrte in den Urwäldern umher, die gegen Mittag liegen. Aber immer, wenn er sich einer Siedlung näherte, wurde er vertrieben, weil er ohne Sippenzeichen war und also ein Verbrecher sein konnte. Es war eine beschwerliche und gefahrvolle Zeit für ihn, und endlich wurde ihm das ewige Umherirren zu viel. Er ließ sich in einer verlassenen Grotte an einem Bach nieder, der sich in den Großen Fluss ergießt. Durch die Jagd ernährte er sich zwar notdürftig, aber außerhalb der Sippe hat das Leben keinen Wert!

Die um das Lagerfeuer versammelten Raben hörten die Erzählung Wildlings mit Schweigen an. Sie forderten ihn nicht auf, am Feuer Platz zu nehmen, denn sie konnten es nicht vergessen, dass er eine furchtbare Handlung begangen und seine Sippe verraten hatte.

Schließlich zog Wildling einen kleinen Beutel hervor, öffnete ihn und zeigte goldgelb glänzende Körner, eine Art Sand — die gleichen, die Rabenfeder hatte. Er wusste zu erzählen, dass dieser „gelbe Zauber“ große Macht habe. Er hatte in der Fremde

davon gehört. Von diesem Zaubermittel gab es in seiner Waldgrotte noch viel mehr. Allen Raben wollte er davon bringen.

Aber Wildling bot sein Gold vergeblich an.

Die Sippe vergab das begangene Verbrechen nicht. Die Jäger hörten ihn kühl an und niemand sagte ihm: „Wärme dich an unserem Feuer!“ Als er geendet hatte, blieb es still. Niemand streckte die Hand nach dem glänzenden Gold aus.

Wildling fasste sich an den Kopf, wandte sich um und ging langsam auf den Wald zu.

Niemand von den Raben rührte sich.

Nach einer Weile kam Tilka mit einem kleinen Bündel und zwei Näpfen aus ihrer Hütte gelaufen und eilte Wildling nach.

Seit diesem Tag bekamen die Raben weder Wildling noch seine Frau je wieder zu Gesicht.

Zu dieser Zeit gewann Rabenfeder einen guten Freund. Fast aber hätte er dabei das Leben verloren. Bisher war Rabenfeder ein Einzelgänger gewesen. Mit den Kindern spielte er nicht und im Kreise der Männer fühlte er sich noch nicht frei. Am liebsten trieb er sich in den Wäldern umher. Manchmal nahm er Würzel und Frosch mit, oft aber waren ihm auch diese Buben lästige Gesellschafter und so ließ er sie daheim. Er lag dann ganz allein und in Gedanken vertieft auf dem Anger.

Einmal nun zog er mit Würzel durch das Tal des Botitsch, wo es viel Wild gab.

Er belehrte den Buben über die Jagd und über das Leben der Waldtiere.

„Weißt du, Würzelchen, der Wald ist die größte Weisheit auf der Welt. Ich hab im Wald schon viel gelernt und werde doch immer noch mehr lernen. Da siehst du zum Beispiel Wolfsspuren. Der Wolf ist ein geselliges Tier, er lebt in Rudeln. Und dort am Waldesrand haben wir eine Fuchsspur gefunden. Der Fuchs ist ein ungeselliges Tier, er geht allein auf die Jagd. Die geselligen wilden Tiere hetzen ihre Beute, die ungeselligen schleichen ihr nach — merk dir das, Würzel. Und tritt nicht überflüssig auf trockene Zweige!“

„Aber ich bin doch auf nichts getreten!“ verteidigte sich der Bub entschuldigend.

„So, was war das also? Ich hörte etwas!“ flüsterte Rabenfeder. „Da wieder — hörst du?“

Eine Art kratzendes Geräusch klang durch die Waldesstille.

Beide Knaben schlichen möglichst leise weiter. Das Geräusch wurde deutlicher.

„Das hört sich so an, als ob ein Luchs sich die Krallen an einem Baume abschleifen wollte“, sagte Rabenfeder leise. „Gehen wir ihm lieber aus dem Wege!“

Die Knaben schlängelten sich durch eine Schlucht und schlichen durch das Unterholz zwischen hundertjährigen Bäumen. Rabenfeder hatte seinen Speer in der Hand und hinter dem Gurt das Beil, Würzel trug den Bogen, mit dem er schon ziem-

lich geschickt Marder und Hasen schoss, über die Schulter geschlungen.

Würzel hatte sich zwischen den langen Brombeergerten verheddert und war darum etwas zurückgeblieben. Rabenfeder sah sich nach ihm um. Da auf einmal krachte etwas in einer Baumkrone und ein großer Luchs sprang von oben auf den armen Würzel herab. Das Tier grub seine Krallen in das Fell, das der Bub trug und das jetzt herunterrutschte und seinen Körper entblößte. Der Luchs glitt mit dem Fell zu Boden. Das rettete den Kleinen für kurze Zeit, sonst wäre er von der Bestie gewiss niedergerissen worden.

Würzel war vor Schreck erstarrt und der Luchs hätte ihn jetzt zerfleischen können. Rabenfeder stieß aber einen Schrei aus, mit dem er die Aufmerksamkeit des Raubtieres auf sich lenkte, und sprang mit erhobenem Speer hinzu.

Der Luchs wendete sich von dem Kleinen ab und rüstete sich mit gesenktem Schädel zum Sprung auf Rabenfeder. Er hatte den Rachen weit aufgerissen, so dass die schrecklichen Reißzähne nur so leuchteten, und er knurrte böse, wobei seine Augen zornfunkelnd auf Rabenfeder gerichtet waren.

Würzel erholte sich von seinem ersten Schreck und lief voll grenzenloser Angst davon. Er sprang über Stock und Stein und stürzte verzweifelt weiter, als ob ihm das Raubtier auf den Fersen wäre.

Rabenfeder hielt sich heldenhaft. Er versetzte dem Luchs einen Stich mit dem Speer, dessen

Schneide aber kaum durch die Haut drang, sondern schon an den Rippen abglitt. Der Luchs zerbrach den Speer mit der Pranke, die Speerspitze blieb aber in seinem Körper stecken. Trotzdem sprang die Bestie den tapferen Knaben nochmals an.

Rabenfeder war ein sehr flinker Junge und verstand es, geschickt auszuweichen, der Luchs aber war doch noch rascher. Er erwischte Rabenfeder mit der Pranke am Schenkel und riss ihm die Haut auf. Blut spritzte aus der Wunde. Der Knabe aber spürte keinen Schmerz. Noch fühlte er sich kräftig. Er wehrte sich entschlossen mit seinem scharfen Beil und hieb auf den Schädel der Bestie ein, wo er ihn nur erreichen konnte. Er schlug dem Luchs ein Auge aus und zerfetzte ihm mit einem gut angebrachten Hieb die Schnauze völlig.

Zornig schnappte der Luchs nach der hin- und herschwingenden Waffe und bekam sie dann und wann für einen Augenblick mit den Zähnen zu packen. Zwar war der Kampf immer noch unentschieden, aber der Luchs war anscheinend zäher, während die Kräfte Rabenfeders nun doch schon nachließen. Er wich den Angriffen des Raubtiers nicht mehr flink genug aus und hatte an mehreren Stellen bereits blutende Wunden.

Durch die ununterbrochenen Schläge lockerten sich der Kopf des steinernen Beils und der Riemen, der es mit dem Heft zusammenhielt, und als Rabenfeder abermals zu einem kraftvollen Schlag ausholte, flog der Beilkopf aus dem Heft und in großem Bo-

gen weit ins Gestrüpp. Der Knabe hatte jetzt nur noch einen gewöhnlichen kurzen Holzprügel in der Hand, mit dem er der wütenden Bestie nicht mehr ernstlich gefährlich werden konnte. Trotzdem schlug er mit einer letzten Kraftanstrengung blind um sich, ohne darauf zu achten, was er traf, denn er wusste, dass der Kampf bereits verloren war.

Da kam im entscheidenden Augenblick noch rechtzeitig ein erwachsener Jäger herangesprungen, stürzte sich auf den Luchs und durchbohrte ihn am Hals mit seinem Speer. Dann zerschmetterte er ihm mit einem gewaltigen Beilhieb den Schädel.

Der Luchs stürzte in das Moos und zuckte nur noch mit den Tatzen. Neben ihm sank der entkräftete Rabenfeder zu Boden. Mit einem dankerfüllten Blick sah er zu seinem Retter auf. Er zitterte so, dass er gar nicht sprechen konnte.

Jetzt kam auch wieder der verängstigte Würzel herbeigelaufen. Scheu betrachtete er das tote Raubtier von allen Seiten. Was hat es doch für schreckliche Krallen! Wie stark und scharf waren seine Zähne! Oh! Der Große Geist hatte seine Flucht durch den Wald so gelenkt, dass er auf den jungen Jäger stieß, der gleich zu Hilfe gekommen war! Rabenfeder war glücklich gerettet!

Der tapfere Bursche sah sich nun Rabenfeders-Wunden an, die alle ziemlich leicht waren bis auf den zerfleischten Schenkel, der sehr zu schmerzen begann.

Der junge Jäger fragte die Burschen, woher sie seien, und wollte auch ihr Totem wissen. Sie sagten, dass sie der Sippe der Raben dort überm Berg angehörten. Auch er stellte sich ihnen vor.

„Ich bin Falkenauge aus der Sippe da drüben an der Biegung des Großen Flusses“, und er zeigte auf die Falkenfeder, die er hinter dem Kopfriemen stecken hatte.

„Ich habe von der Sippe der Falken am Rokytkabache schon gehört“, meinte Rabenfeder und stöhnte vor Schmerz laut auf. „Ihr seid Freunde..“

„Falken und Raben sind verwandte Sippen“, bestätigte der junge Jäger und fügte hinzu: „Bleib liegen und ruh dich aus!“

Falkenauge zog den getöteten Luchs rasch und gewandt ab. Rabenfeder stand auf und versuchte zu gehen. Der junge Jäger forderte Würzel auf, er möge das Luchsfell tragen, und stützte den verwundeten Jungen. Sie gingen langsam, weil die Wunde nicht wieder aufbrechen sollte.

Nach kurzer Zeit kamen sie zu einer Quelle. Falkenauge wusch den Verwundeten. Dann sammelte er kühlende Blätter und band sie mit einem Riemen auf die Schenkelwunde. Rabenfeder ruhte ein wenig und konnte wieder gehen. Als sie aber bergauf zu steigen begannen, bekam er beim Gehen erneut starke Schmerzen. Er biss die Zähne zusammen, überwand sich, stöhnte aber doch auf.

Da nahm ihn Falkenauge in die Arme und trug den verwundeten Jungen. Würzel kannte sich hier

bereits aus und wies ihm den Weg. Als Falkenauge den Verletzten in die Siedlung der Raben brachte, befand sich dieser gerade in tiefer Ohnmacht. Falkenauge bettete ihn unter die alte Eiche am Platze und berichtete den Raben in kurzen Worten, was vorgefallen war. Würzel breitete das Luchsfell aus und erzählte noch, wie er mit dem wütenden Raubtier gekämpft habe. Die Raben dankten Falkenauge, dass er ihnen den tapferen Jungen gerettet hatte, und luden ihn zum Abendessen ein. So blieb der brave Falkenauge bei ihnen.

Kohlrabe und Spielmaus betreuten sorgsam den verwundeten Rabenfeder. Er erwachte, als sie seinen Verband wechselten, aus der Ohnmacht und erholte sich sehr schnell. Nur strenge Befehle konnten ihn auf dem Lager festhalten.

Falkenauge setzte sich dazu und unterhielt sich mit ihm. Man sah, dass ihm der wackere Junge gefiel. Auch Spielmaus beteiligte sich am Gespräch und erzählte dem jungen Jäger Rabenfeders hervorragende Taten.

Nach dem Abendessen verabschiedete sich der heldenhafte Falke. Er versprach wiederzukommen, um zu sehen, wie es dem Verletzten gehe. Das Luchsfell nahm er mit.

Schon am darauffolgenden Tage kam er wieder und unterhielt sich mit Rabenfeder und Spielmaus.

Auch am dritten Tage erschien er wieder trotz der Anstrengungen des weiten Weges von der Rokytkamündung bis zur Rabensiedlung. Die Raben

sahen den gesprächigen und angenehmen jungen Jäger gern. Er konnte ihnen viele Neuigkeiten von den Sippen der nördlichen Gegenden erzählen.

Am vierten Tage begab sich Rabenfeder auf einen kleinen Spaziergang in seinen geliebten Wald. Es ging eine ganze Gesellschaft mit ihm: Falkenauge, Spielmaus, auch Würzel und Frosch. Sie stiegen auf Umwegen den Berg hinter dem Teich hinauf und ließen sich auf einem schönen sonnigen Plätzchen mit weiter Aussicht nieder.

Falkenauge lehrte die Buben den Speer so zu schleudern, dass er in einem Baum stecken blieb. Dann piffen sie auf Gräsern und ahmten Vogelstimmen nach. Spielmaus flocht aus Gras ein hübsches Körbchen und gab es Rabenfeder. Falkenauge erzählte Geschichten aus seinem Leben. Er hatte bereits zwei Bären überwunden und besaß oberhalb des Rokytkabaches eine bescheidene Hütte, die er allein bewohnte. Vater und Mutter habe er nicht mehr, erzählte er. Beete bearbeite er nicht, dafür jage er lieber in den Wäldern. In der Falkensippe werde er „Vagabund“ genannt. Aber bei den Raben gefalle es ihm. Als er dies sagte, blickte er Spielmaus an... Da begann Rabenfeder auf einmal zu reden.

„Spielmaus, du wirst ja nicht mehr lange bei uns bleiben...“ Das Mädchen wurde rot und hob die Schultern. „Bis zur Sonnenwende kann sich noch manches ändern“, sagte es.

Sie schwiegen.

Frosch und Würzel bewarfen einander mit Tannenzapfen.

Vom Bach herauf erschollen Rufe.

Falkenauge sprang auf. Unten standen unter den Bäumen zwei Männer; der eine trug einen Ledersack auf dem Rücken, der andere einen Ballen Felle. Es waren offenbar Fremde. Und so stiegen alle sofort vom Hügel herab.

Die Fremdlinge sagten: „Wir sind Händler. Wir gehen zum Großen Fluss. Sagt uns den Weg!“

Falkenauge riet ihnen, immer nur dem Bach zu folgen. Da Spielmaus sah, dass sie ermüdet waren, lud sie sie zur Rast in der nahen Rabensiedlung ein.

Die Händler waren erfreut, als sie von der Siedlung hörten. Sie seien tatsächlich sehr müde und hungrig. Es waren Vater und Sohn, die von einer Wanderung zurückkehrten, auf der sie Salz gegen Pelzwerk eingetauscht hatten. Ihr Frachtenboot samt den Ruderern wartete auf dem Großen Fluss.

In der Rabensiedlung herrschte über die Ankunft der Händler große Aufregung. Man gab ihnen Milch und gebratenes Fleisch. Dann brachten die Raben ihre während des Winters erbeuteten Felle und die Händler füllten ihnen dafür aus dem Sack in kleine Näpfe die seltene aschgraue Delikatesse — das Salz.

Die Kinder bettelten ihre Mütter, sie möchten sie von dem Salz schlecken lassen. Nur mit der Zungenspitze durften sie die Salzstücke berühren, worauf die glücklichen Frauen das schmutzige Salz so-

fort in die Hütten an einen sicheren Ort brachten. Sie freuten sich, dass sie nun dann und wann bei festlichen Anlässen das Essen wieder würden wohl-schmeckend salzen können.

Der Händler Ger besichtigte mit Kennermiene die angebotenen Tierfelle und wies sie entweder zurück oder sagte dem Sohne, wie viele Handvoll Salz er aus dem Sacke zuteilen solle.

In manchen Fällen schien es dem oder jenem Raben, dass er zu wenig Salz bekäme, worauf ihm Ger entweder mehr gab oder der Kauf nicht zustande kam. Als aber die hübsche Spielmaus auch mit fünf Marder- und zwei Fuchsfellen erschien, zählte Kam, der Sohn des Händlers, nicht viel herum, wie viele Handvoll Salz er ihr geben solle, sondern füllte die Schüssel, die sie mitgebracht hatte, gehörig voll.

Auch Rabenfeder brachte ein schönes Wolfsfell und zwei Biberfelle. Der Händler Ger sah sie aber gar nicht an, sondern zeigte mit leuchtenden Augen auf das Beil, das der Knabe im Lendenschurz stecken hatte. Bereitwillig zog Rabenfeder die Waffe hervor, da er annahm, dass er eine Handvoll Salz für sie erhalten werde. Der Händler besichtigte den Griff. Ihn schienen die Verzierungen zu interessieren, mit denen Rabenfeder seinerzeit den Griff mit dem gelben Zauber ausgelegt hatte. „Du hast Gold?“ fragte der Händler.

„Was ist das, Gold?“ meinte der Knabe.

„Du weißt nicht, was Gold ist?“ suchte der Händler zweifelnd zu erfahren. „Das — das — das!“ er-

klärte er und zeigte auf die ausgelegten glänzenden Verzierungen an dem Heft der Axt. „Du hast Gold — ich gebe viel Salz!“ bot der Händler Rabenfeder an.

„Den gelben Zauber nennst du also Gold? Ich habe noch etwas davon, ich bring's gleich!“

Nach einer Weile brachte Rabenfeder das Beutelchen mit Goldkörnern. Gierig riss es ihm der Händler aus der Hand, sah hinein, band es sofort vorsichtig wieder zu und steckte es hinter seinen Lendengurt.

„Gib ihm alles!“ murmelte er in einer fremden Sprache seinem Sohne Kam zu. Dann ging er zur Beratungseiche, um sich von Häuptling Kohlrabe zu verabschieden.

Kam sagte Rabenfeder etwas umständlich in dessen Sprache, dass er das ganze Salz samt dem Sacke behalten könne, und folgte seinem Vater.

Rabenfeder verstand die Worte Kams nicht gleich; er dachte, der Händler wolle ihm für den gelben Zauber eine Handvoll Salz zumessen, und wartete also bei dem Sack.

Kam trat an seinen Vater heran und unterhielt sich eifrig mit ihm. Er zeigte auf Spielmaus, winkte dann mit der Hand und schüttelte den Kopf. Schließlich machte Ger eine zustimmende Kopfbewegung und beide traten an Kohlrabe heran.

Ger verneigte sich höflich vor dem Sachem und sagte:

„Wir Händler haben Salz, Pelzwerk, Gold, haben aber keine Frau für Kam. Der große Häuptling“ —

Ger verneigte sich neuerlich — „hat eine Tochter. Das wäre eine Frau für meinen Sohn. Sag, was du verlangst...“

Kohlrabe war über des Händlers Verlangen überrascht. Er sagte ihm wahrheitsgemäß, dass Spielmaus bereits einen Freier besitze, der ein reiches Brautgeld — drei Kühe — anbiete und zum Sonnwendfest den Vertrag vereinbaren komme.

Kam rief ganz erhitzt: „Kam gibt fünf Kühe!“ und er zeigte sofort die Anzahl der Kühe mit den Fingern.

Ger bekräftigte die Worte seines Sohnes: „Wir geben fünf Kühe, wir haben viel Vermögen!“

Nicht weit davon stand Falkenauge und hörte alles mit an. Sein Gesicht war betrübt und er blickte zu Boden. Er sah, wie sich die Händler mit Kohlrabe die Hände reichten, der ihnen schließlich noch nahelegte, sie möchten also zur Sonnwendfeier kommen, dann werde zwischen Jungbiber und Kam die Entscheidung fallen.

Rabenfeder sah, dass die Händler die Siedlung verließen. Den Packen mit den Fellen nahmen sie mit, den Sack mit dem Salz hatten sie hiergelassen. Er wühlte mit der Hand im Sack und nahm sich eine gehäufte Handvoll Salz. Soviel ungefähr hätte er verdientermaßen für den gelben Zauber zu bekommen, sagte er sich und rief Falkenauge. Der Jüngling kam gleich zu ihm gelaufen und Rabenfeder bat ihn, er möge den Sack mit dem Salz dem sich entfernenden Händler nachtragen.

Bevor noch Falkenauge den Sack über seine Schulter genommen hatte, warf Rabenfeder das Salz, das er in der Faust hielt, in den Sack zurück. „Die Händler sollen nicht sagen, dass ich mir zu viel genommen habe — sie sollen dir für meinen gelben Zauber selbst etwas überlassen.“

Falkenauge holte die Händler bald ein. Diese hatten den Jüngling bereits bemerkt, der den Sack hinter ihnen hertrug. Es fiel ihnen ein, dass Rabenfeder den Tausch sich wohl überlegt habe und sein Gold zurückhaben wolle. Darum begannen sie zu eilen, um Falkenauge zu entkommen.

Dieser schritt so rasch er konnte aus, aber auch die Händler beschleunigten ihren Gang. Darum legte Falkenauge den Sack zu Boden und begann ihnen nachzulaufen.

„Wartet doch!“ rief er. „Ihr habt euer Salz bei uns vergessen!“

Die Händler blieben stehen und Ger, der seinen Ranzen fallen ließ, ging dem Jüngling entgegen.

„Salz bleibt dort! Salz gehört nicht uns! Wir geben das Salz diesem Jungen für Gold.“

„Nun, dann ists gut, ziehet hin in Frieden!“ sagte Falkenauge und kehrte aus vollem Halse lachend in die Siedlung zurück.

Als er berichtete, dass das gesamte Salz Rabenfeder gehörte, herrschte allgemeines Staunen. Für so ein bisschen gelben Zauber soviel wertvolles Salz! Diese Händler waren doch dumm!

„Sie haben wohl zuviel am Bilsenkraut gerochen und den Verstand verloren!“ schrie Klaue, hielt sich den Bauch, wälzte sich vor Lachen am Boden und zappelte mit den Beinen. „Das — sind — aber — Dummköpfe!“

Und alle lachten über die geprellten Händler.

Rabenfeder war ganz erfreut über das viele Salz. Er besaß jetzt soviel davon, dass er gar nicht wusste, was damit anzufangen sei. Und er verteilte es. In jede Hütte sandte er ein Schüsselchen mit Salz. Den Rest trug Knurr heim.

Abends wurde am Lagerfeuer noch lange über die Händler gesprochen. Die Raben wussten bereits, dass der Sohn des Händlers dem Stamme für Spielmaus fünf Kühe anbiete. Das war schon ein großes Vermögen. Die Sippe würde sich damit wesentlich helfen können. Sie würde Milch, sie würde Kälber haben! Spielmaus wird dem Stamme Wohlstand bringen...

## 7. Kapitel - TREUE BRUDERSCHAFT

Rabenfeder konnte bereits wieder gut laufen. Er hatte sich mit Falkenauge so angefreundet, dass sie sich fast täglich besuchten. Gewöhnlich kamen sie am Botitschbach zusammen, um dann im Wald Wildspuren zu verfolgen. Einmal ruhten sie an einem klaren, warmen Tage auf ihrem Lieblingshang. Falkenauge war eingeschlummert, Rabenfeder hielt Wache. Plötzlich raschelte etwas. Rabenfeder sah, wie sich unter dem Kopfe seines Freundes eine große Kreuzotter hervoringelte. Bei jeder unvorhergesehenen Bewegung des Schläfers konnte die Kreuzotter gereizt werden und sich dann durch einen Biss rächen.

Rabenfeder erschrak und wusste im Augenblicke nicht, was er machen sollte, um den Freund zu retten. Er hob das Beil und lauerte auf eine Gelegenheit, um die Kreuzotter sicher zu treffen. Diese verschwand eine Weile unter dem Arm des Schläfers und kroch dann vor seinem Gesicht hervor. Einen Augenblick wendete sie ihren Kopf von Falkenauge ab, aber auch dieser flüchtige Moment genügte Rabenfeder, um mit sicherer Hand einen Hieb nach dem gefährlichen Reptil zu führen.

Falkenauge sprang voll Erregung auf und riss überrascht die Augen auf, als er bemerkte, dass Rabenfeder mit erhobener Waffe vor ihm stand.

Der erregte Junge zeigte auf die Stelle, an der Falkenauge kurz vorher gelegen hatte.

Der Kopf der Schlange lag im Grase und unweit davon bewegte sich noch der ringelnde lange Schlangenkörper... Falkenauge sprang zu dem tapferen Jungen und umarmte ihn herzlich.

„Du hast mir heute meine Hilfe gut zurückgezahlt, lieber Rabenfeder!“

„Ich werde nie vergessen, wie du mein Leben gerettet hast!“ antwortete der Junge voll Innigkeit.

Als sie dann in die Siedlung zurückkehrten und ihr Erlebnis schilderten, traten sie vor Kohlrabe und sagten, dass sie das ewige Band der Blutsbruderschaft schließen wollten. Der Häuptling genehmigte diesen Entschluss, wobei er allerdings bemerkte, dass Rabenfeder die Mannbarkeitsprobe zwar noch nicht abgelegt habe und daher nach uraltem Brauche nicht berechtigt sei, mit jemandem Blutsbruderschaft zu schließen. Diese Vorschrift würde aber nicht für Rabenfeder gelten.

Die beiden zukünftigen Brüder gingen zur Totensäule und der Häuptling ritzte ihnen mit einer scharfen Krallen die Haut an der Hand. Gleich sprangen einige Tropfen Blut aus den Wunden. Kohlrabe legte beide Hände so aneinander, dass sich das Blut der beiden jungen Menschen mischte.

Der Zeremonie wohnten viele Raben bei. Der Häuptling sprach: „Der Große Geist segne eure Blutsfreundschaft. Jeder von euch lebt nun in zwei Personen. Das Leben des einen ist auch das Leben des an-

dern. Die Kraft jedes von euch hat sich verdoppelt. Helft einander in allem und überall und euer Bund habe kein Ende!“

Spielmaus schmückte beide Brüder mit Blumen und der Häuptling führte sie auf den Ehrenplatz zum Lagerfeuer.

Die Rahensippe erfuhr durch Falkenauge eine willkommene Stärkung, denn von nun an gehörte der Junge ebenso zu den Raben wie zu seinem alten Stamme.

Hochauf flammte das Lagerfeuer und alle versammelten sich dort herum.

Der kluge Sachem Kohlrabe hielt wieder einmal eine seiner beliebten, so belehrenden Predigten an den ganzen Stamm.

„Vor vielen Jahren, als unser Stamm noch in voller Blüte stand und berühmt war, ereignete sich folgendes:

Es gehörten zu unserem Stamm zwei junge Leute, die glaubten, sie seien die mutigsten unter allen Sippen am Großen Fluss. Einmal stießen sie auf der Jagd zusammen und rangen miteinander um die Beute. Sie kämpften, bis die Sonne unterging, ohne dass eine Entscheidung gefallen wäre. Dann aber sagten sie sich, dass sie, wenn sie vergebens um die Siegesehre gekämpft hatten, doch Blutsbruderschaft schließen sollten. Und so geschah es.

Zu dieser Zeit hauste an den Ufern des Großen Flusses ein alter Auerochse, ein Einzelgänger, das stärkste und wildeste Tier der Welt. Eh gab keinen

Mann, der sich diesem Ur entgegenstellt hätte. Und sie sagten einander nach Bruderart:

Wir wollen die Spuren des einzelgehenden Bullen verfolgen und ihn töten."

Sie gingen brüderlich durch den Wald, geführt von den tiefen Spuren. und fanden nach langem Umherirren in der Wildnis den Bullen.

Der wälzte sich im Schlamm, um des Ungeziefers Herr zu werden.

Beide Jäger bereiteten ihre Pfeile vor. Der eine schoß und traf das Tier in den Hals. Der Auerochse nahm aber gar keine Notiz davon. Daher schoss der andere und traf ihn ins Auge. Das gereizte Tier sprang auf und rannte auf die beiden Jungen los, die sich ihm mit den Speeren in der Hand entgegenstellten. Zu gleicher Zeit stießen die Jäger ihre Speere in das riesige Tier. Bevor sie jedoch ihre Beile erheben konnten, jagte sie der Bulle vor sich her, um sie auf seine Hörner zu nehmen.

Einer der beiden Jäger sprang hinter einen Baum und der schnaufende Auerochse rannte mit dem Schädel an den mächtigen Stamm, dass es nur so krachte. Der hinter dem Stamm stehende flinke Junge fasste sofort die Hörner des Tieres und drückte sie mit ganzer Kraft an den Baum, so dass ihm der Bulle nichts anhaben konnte, und rief nach seinem Blutsbruder, er möge rasch herbeikommen und das Tier töten. Der fliehende Kamerad aber tat, als ob er nichts höre und sähe.

Erst bei Sonnenuntergang kam er zurück. Er dachte, dass er nur noch die zermalmtten Überreste seines tapferen Bruders vorfinden werde. Zu seinem Erstaunen sah er aber, dass der starke Blutsbruder den Ur immer noch an den Hörnern hielt. Als dieser große Held seinen entflohenen Bruder wieder vor sich sah, rief er ihm zu:

„Beeile dich, Bruder! Ich kann ihn nicht mehr lange halten, und dann wird es böse um uns beide stehen. Löse mich für eine Weile ab, und ich töte den Bullen!“

Der Blutsbruder trat heran und fasste die Hörner des Tieres. Als er sie aber fest in Händen hielt, sagte der befreite Bruder:

„So, nun halt ihn, solange du willst, und erinnere dich dabei an den Eid der Blutsbruderschaft!“

Mit diesen Worten entfernte er sich durch den Wald der heimatlichen Siedlung entgegen...“

Der Sachem schloss seine Erzählung<sup>5</sup> und alle Anwesenden verstanden ihren Sinn. Auch Rabenfeder und Falkenaugen verstanden ihn und reichten einander vor der ganzen Versammlung die Hände. Sie würden einander nie verraten!

An den Hängen um den nahen Teich gab es eine Menge des sehr begehrten gelben Ziegeltons. Von hier holten die Frauen des Rabenstammes den Lehm zur Herstellung des Geschirrs. Sie kneteten ihn aus weichem Ton auf einem flachen Stein, form-

---

5 \* Nach der albanischen Überlieferung, „Die weiße Bärin“ von K. Sellner.

ten eine Schüssel oder einen Topf und ließen diese Form dann von den Männern im Feuer brennen.

Die Mädchen wetteiferten miteinander, welche von ihnen den schönsten Napf herstellen und ihn mit eingeritzten Strichen und Punkten besser als alle anderen verzieren könnte. Der Sonnwendtag nahte heran. Gäste wurden erwartet. Da sollten die Speisen in schönem Geschirr verabreicht werden!

Bei ihrer Arbeit sangen die Frauen und Mädchen. Der Reihe nach

Der Reihe nach trug eine nach der andern mit heller Stimme einen Vers vor, und die übrigen fielen alle nach jeder Strophe in den Kehrreim ein: „Ei-jaa-wuii! Holio! Ei-jaa-waa, Helaho!“

Falkenauge setzte sich zu den Mädchen und sah zu, wie geschickt sie die Geschirre formten.

Die Mädchen hatten den Jäger gern, ließen sich aber weder bei der Arbeit noch im Gesang stören, mit dem sie besonders gern auf die Anwesenden anspielten.

Rabenfeder hörte zu, was die Mädchen gerade reimten. Eben war Weidenkätzchen an der Reihe. Sie sang:

„Du bist mein, sagt er ihr! Zugesprochen bist du mir! Ei-jaa-waa-, holio, Ei-jaa-waa, helaho!“

Spielmaus fuhr fort:

„Sagte sie mit zartem Beben:

Bin schon anderwärts vergeben.

Ei-jaa-waa, holio,

Ei-jaa-waa-, helaho!“

Sogleich fiel Fehe ein:

„Willst du meine Hand nicht fassen,  
Muss ich alle euch verlassen.

Ei-jaa-waa, holio,  
Ei-jaa-waa, helaho!“

Und Blümlein sang:

„Hol aus anderem Geblüte  
Mir die schönste Stammesblüte.

Ei-jaa-waa, holio,  
Ei-ja-waa, helaho!“

Nun schloß sich ihnen auch Falkenauge mit einem weiteren Vers an:

„Sprächst du nur ein einzig Wort,  
Führt' ich bald dich von hier fort.  
Ei-jaa-waa, holio, Ei-jaa-waa, helaho!“

Nach ihm fiel Spielmaus mit angenehmer, aber etwas benommener Stimme ein:

„Flüsse fließen nie zurück,  
Bei 'ner andern lacht dir's Glück!  
Ei-jaa-waa, holio,  
Ei-jaa-waa, helaho!“

Nun war die Reihe wieder an Falkenauge, der eigentümlich wehmütig sang:

„S'gibt ein Glück nur auf der Welt,  
Keine andre mir gefällt...  
Ei-jaa-waa, holio, Ei-jaa-waa, helaho!“

Spielmaus neigte den Kopf und hörte auf zu singen.

Damit endete auch das Lied. Falkenauge erhob sich und ging fort, ohne — wie er es sonst zu tun pflegte — mit den Mädchen weiter zu scherzen.

Diese sahen einander an und sagten: „Jetzt wollen wir aber etwas Lustiges singen!“ Und Falkenauge hörte im Davongehen den frohen Gesang der Mädchen bis zum Wald. Er hatte bisher noch nicht ans Heiraten gedacht. Auf seinen einsamen Wanderungen fühlte er sich glücklich, und wenn er den Mädchen auch nicht gerade aus dem Wege ging, so hielt er es doch für eines tapferen Jägers unwürdig, sich mehr als nötig mit ihnen abzugeben. Seit er aber den Stamm der Raben besuchte, beschäftigten ihn oft Gedanken an eine Frau und an das Leben in einer Familienhütte. Aber woher die nötigen Mittel für den Brautkauf nehmen? Falkenauge hatte bisher keinerlei nennenswerten Besitz. Wozu auch? Er brauchte ihn nicht. Ein paar gute Waffen und erbeutete Felle waren alles, was er sein eigen nennen konnte. Der Stamm der Falken würde ihm gewiss eine Beisteuer leisten, aber der Stamm war auch nicht reich. Aus dem Stammeseigentum würde er höchstens ein Kalb und zwei, drei Schafe erhalten können... Viel zu wenig für ein Mädchen, wie es sich Falkenauge wünscht! Viele Felle wird er erst zusammenbringen, Honig sammeln und Fische fangen müssen, und damit wird er gut zwei, drei Jahre zu tun haben! Dass er bis zur Sonnwendfeier mehr Dinge von Wert auftreiben könnte, als nötig wären, um eine einzige Kuh zu erwerben, daran ist gar nicht zu

denken... Oft saß Falkenauge mit solchen Gedanken am Waldbach und beobachtete das Spiel der kleinen Fische im klaren Wasser.

Da! Es raschelte in der Nähe, ein Aufschlag war zu hören, als hätte jemand den Bach übersprungen.

Falkenauge duckte sich und spähte durch das Gestrüpp. Einen Augenblick später sprang er auf und rief fröhlich: „Glücklich zurückgekehrt, Bruder?“

Rabenfeder, er war es, schien stark ermüdet. Er setzte sich ins Gras und atmete schwer. Gerade hatte er den letzten Teil der Mannbarkeitsprobe hinter sich, die bei den Raben ebenso wie bei den andern Stämmen üblich war. Sie wurde von ihm zwar nicht verlangt, da Rabenfeder seit der Verfolgung der Biber und der glücklichen Beendigung des Zusammenstoßes mit den Reihern als erwachsener Jäger behandelt wurde, aber der Junge wollte keine Erleichterungen für sich und nahm freiwillig die ganze Reifeprobe wie jeder andere auf sich.

In der harten Prüfung hatte er zunächst seine körperliche Kraft und Gewandtheit unter Beweis zu stellen. Er musste einen Bach mit einem Korbe in der Hand überspringen, einen ihm bezeichneten Baum erklettern, den Teich in beiden Richtungen überschwimmen, mit allen Jungen um die Wette laufen, schließlich mit einem Stein einen bestimmten Baum treffen und mit bloßen Händen eine junge Fichte entwurzeln.

Rabenfeder hatte alle Aufgaben erfüllt. Beim Schwimmen über den Teich erschwerte er sich seine Aufgabe freiwillig noch dadurch, dass er ein Beil in der Hand hielt. Im Werfen nach dem Baum war er zweiter; er hatte unter fünf Würfeln vier Treffer. Erster wurde der gewandte Späher mit fünf Treffern. Dafür tat sich Rabenfeder bei der letzten Aufgabe hervor, wo die Jungen ihre Kraft dadurch erweisen mussten, dass sie eine Fichte entwurzelten, die so groß war, wie sie selbst. Rabenfeder suchte sich ein Bäumchen aus, das so hoch war, dass er den Wipfel mit der Hand kaum erreichen konnte.

Er riss die unteren Zweige ab, erfasste den Stamm und rüttelte mit aller Kraft an dem Baum. Tatsächlich ließ er sich in den Wurzeln lockern, doch stand er noch fest in der Erde. Rabenfeder bog nun die Fichte mehrmals und in wechselnder Richtung herab, fasste dann den Baum abermals und zog mit aller Anstrengung, dass er stöhnte und ihm die Augen aus den Höhlen traten. Die Fichte gab nach und hob sich aus dem Boden, hing aber mit ein paar Wurzeln noch zwischen den Steinen. Rabenfeder stemmte sich mit den Füßen gegen den Boden, und nach einem kräftigen Ruck schwebte ihm die Fichte frei über dem Kopf. Er hatte die Kraftprobe bestanden!

Aber das war noch nicht die letzte Prüfung! Noch kam ihr weidmännischer Teil. Vor dem Häuptling und den drei ältesten Raben hatte Rabenfeder verschiedene Fragen aus dem Leben in der Natur zu

beantworten. So musste er zum Beispiel einen Vogel oder ein anderes Tier an der Stimme erkennen, Tierspuren unterscheiden und sie verfolgen, wie er überhaupt die Gewohnheiten des jagdbaren Wildes kennen musste.

Dann bekam er die Aufgabe, ein Feuer durch Drehen eines Holzstäbchens zu entzünden und es einen ganzen Tag lang ohne zuzulegen in Brand zu halten. Hier half sich Rabenfeder, indem er die glühenden Holzscheite mit Rasenstücken bedeckte. Gegen Abend sollten dann alle geprüften Knaben ihre Feuer wieder entfachen. Dies gelang nur Klaue und Rabenfeder; sie legten nämlich auf das glimmende, fast erloschene Holz einige von Tierfellen abgeschabte fettige Hautabfälle und Harzstückchen. Obenauf kamen noch kleine Federn und trockene Moos. Unter den Händen der beiden flammte das Feuer wieder auf, während es den andern Knaben ganz erlosch, obwohl sie auf ihren Feuerstellen große und knorrige Scheite hatten. Nicht umsonst hatte der erfahrene Knurr Rabenfeder mit dem Feuer umzugehen gelehrt!

Die übrigen Aufgaben dieser Abteilung fielen Rabenfeder ganz leicht: er musste einen Korb flechten, ein Geschirr formen und ausbrennen, Getreidekörner mahlen und aus dem Mehl Brot backen, aus hartem Schiefer eine Hacke schleifen und eine Schlinge für Hasen und Rebhühner richtig anfertigen.

Alle diese Prüfungen hatte Rabenfeder bereits mit Erfolg abgelegt. Zum Schluss blieb ihm die schwerste Aufgabe: Drei Tage ohne Waffen in den Wäldern zu leben und nur auf sich selbst angewiesen zu sein!

Diesen letzten Teil der Mannbarkeitsprobe hatte Rabenfeder eben abgelegt. Ohne Speise und unbewaffnet, nur mit einem Feuersteinmesser versehen, ging er in die Wälder, um dort ganz allein drei Tage hindurch für sich selbst Sorge zu tragen. Heute gegen Abend erwartete ihn die Sippe beim feierlichen Lagerfeuer zurück, damit er hier vom Häuptling in aller Form zum Manne erklärt werde.

Nun aber hatte er Falkenauge aufgesucht und rief ihm zu: „Komm — ich brauch dich!“

Ohne Zögern erhob sich Falkenauge und folgte seinem jüngeren Bruder. Sie durchquerten den Bach, und als ihnen dann eine steile Böschung den Weg versperrte, übersprangen sie das Rinnsal nochmals und wanderten darauf gegen Süden. Falkenauge bemerkte, dass sein Bruder den Weg so wählte, dass er jeder möglichen Begegnung mit einem Raben in der Nähe der Siedlung von vornherein ausweichen konnte. Ohne Einwand zu erheben, ging er hinter Rabenfeder einher, der sich sehr beeilte.

Sie umgingen eine tiefe Schlucht, tranken aus der Quelle eines Bächleins und ruhten dort eine Weile aus. Falkenauge wusste noch immer nicht, wohin ihn Rabenfeder führte.

Dann erstiegen sie einen langgestreckten Berg-  
rücken und drangen allmählich in die tiefen Urwä-  
lder ein, wohin niemand von ihrem Stamme je dem  
Wilde nachgepirscht hatte, in die dunklen Forste,  
die kein Ende zu nehmen schienen und unbesiedelt  
und menschenleer waren.

Wenn Lichtungen im Wald eine Aussicht ermög-  
lichten, überblickte Rabenfeder sorgfältig die Ge-  
gend und die Richtung ihrer Wanderschaft. Immer,  
wenn sie einen Sumpf oder ein Tal umgingen, kehr-  
te er besorgt nach Süden zurück, um nicht fehlzuge-  
hen. Als sie dann abermals bei einem Wassertümpel  
rasteten, sagte Rabenfeder endlich, indem er die  
sich nach Westen neigende Sonne betrachtete: „Ehe  
die Sonne den Berg hinter dem Großen Fluss be-  
rührt, werden wir an Ort und Stelle sein...“

Diesmal erhob sich Rabenfeder nur schwer aus  
dem weichen Moos. Falkenauge beobachtete, dass  
sein junger Bruder jetzt alle im Wege liegenden klei-  
neren Hindernisse umging, während er zu Beginn  
des Marsches Steinblöcke oder dornige Brombeer-  
sträucher leicht übersprungen hatte.

Sie stiegen in das Tal des Baches hinab und gin-  
gen nun ununterbrochen an dessen Ufer entlang.  
Wildspuren ließen sie unbeachtet. Rabenfeder hielt  
sich nur schwer auf den Beinen. Als ihm der ältere  
Bruder nochmals eine Rast vorschlug, antwortete er  
matt, dass er sich nicht mehr setzen dürfe, da er  
sonst nicht wieder aufstehen könne. Die Sonne  
stand niedrig im Westen.

Das Bachtal verlief in einem Bogen und die ermüdeten Jäger kamen an eine Stelle, an der mehrere Täler, Felsenschluchten und Klüfte zusammentrafen. Rabenfeder raffte alle ihm noch verbliebenen Kräfte zusammen und erklimmte den Hang über einem kleinen Bach.

Sie umgingen einen Felsen und auf einmal standen sie vor einer Höhle. Falkenauge erkannte sofort, dass sie bewohnt war.

Im dunklen Hintergrund der Grotte lag unbeweglich ein Mensch auf einigen blutbefleckten Fellen.

Rabenfeder taumelte. Er stützte sich mit der Schulter an die Wand und rief:

„Wildling! - Wildling!“

Der Mann rührte sich nicht.

Falkenauge kniete am Lager nieder und legte das Ohr an die Brust des Mannes, um zu horchen.

„Er lebt! — Er atmet!“

Behände sprang er auf, ergriff ein an der Wand stehendes Gefäß, glitt wie eine Schlange den Hang hinab und schöpfte Wasser aus dem Bach.

Rabenfeder sank neben dem Lager zu Boden und verschnaufte ein wenig.

Falkenauge wusch dem hingestreckten Wildling Kopf und Brust.

Nach einer Weile wurde der Atem Wildlings kräftiger und bald schlug er die Augen auf.

Rabenfeder hob das Fell auf, mit dem Wildling zugedeckt war. Man sah große, blutende Wunden. Auf einigen saßen Fliegen.

„Das macht nur ein Bär!“ beurteilte Falkenauge mit Kennerblick die Wunden, lief ins Freie und brachte kühlende Blätter. Einige Blätter bestimmter Art zerdrückte er und träufelte ihren Saft auf die Wunden, andere Blätter legte er auf die Verletzungen. Von Zeit zu Zeit netzte er auch den Kopf des Verwundeten mit Wasser.

Er ging nochmals frisches Wasser holen, da der verwundete Mann zu stöhnen begann. „Trinken“, murmelte er.

Er brachte schon nach kurzer Zeit frisches Wasser und außerdem noch einen soeben von ihm erlegten Hasen.

„Da schöpfe ich also Wasser“, erzählte Falkenauge, „und sehe im Wasser einen glitzernden Stein. Ich hob ihn auf und es schien mir, als wären in dem Stein kleine Körner des gelben Zaubers eingewachsen, genau solche, wie du sie diesen dummen Händlern gegeben hast. In dem Augenblick flitzt ein paar Schritte weit von mir ein Hase vorüber. Ich denke mir, dass sie hier wohl einen Pfad zum Wasser haben und dass jetzt gegen Abend wohl mehrere hier vorüber kommen. Ich halte den Stein in der Hand — und schon wieder war ein Hase da. Und dabei macht der Meister Lampe vor mir noch ein Männchen und schnuppert. Du kannst dir denken, dass er nicht lange gewittert hat. Ich warf nach ihm — und da ist er!“

Der wundkranke Wildling trank und trank, bis er den Topf halb geleert hatte. Der Arme hatte wohl einen Riesendurst. Er machte einen tiefen Atemzug, wendete den Kopf und streckte sich ruhig aus. Inzwischen schürte Rahenfeder das Feuer an. „Es ist noch Glut da vom Morgen her!“ Er blies in die Glut und nach einer Weile sprangen kleine Flammen empor.

Inzwischen zog Falkenauge draußen den Hasen ab.

Rabenfeder hatte sich auch schon erholt. Als er aufstehen wollte, schmerzten ihn die Schenkel zwar noch ziemlich stark, der Junge biss aber die Zähne zusammen, stand dennoch auf und ging. Er trank den Rest des Wassers aus und wollte im Tal frisches holen. Falkenauge nahm ihm jedoch den Topf aus der Hand.

„Du könntest den Felsen hinunter stürzen. Nimm lieber das Tier aus!“

Rabenfeder gehorchte und weidete den Hasen aus. „Fürwahr, schöne Feuersteine hat Wildling“, lobte er das scharfe Messer und den Schaber, mit denen er arbeitete. „Und er sagte, er habe alle hier in den Resten einer uralten Feuerstelle gefunden, die durch die letzten Regengüsse bloßgelegt wurde. Vor Zeiten haben hier also bereits Jäger gelagert. Welcher Stamm wohl? Welches Totem?“

Rabenfeder konnte mit seinen Überlegungen zu keinem Ergebnis kommen.

Als sie den Hasen über dem Feuer brieren, berichtete schließlich Rabenfeder über seine Erlebnisse. Wildling schlief ziemlich ruhig.

„... und am zweiten Tage stoße ich gegen Mittag plötzlich auf eine Blutspur. Sie musste von einem verwundeten Menschen stammen, der sehr schwer ging. Blutlachen zeigten mir, wo er zusammengebrochen war und längere Zeit gelegen hatte. Ich lief sofort in die entgegengesetzte Richtung der Spuren, um zu erfahren, was eigentlich geschehen war. Und ich komme auf einen ganz zertrampelten Platz, auf dem sich mir ein schrecklicher Anblick bot. Eine zerfleischte Frau lag dort. Aus der Nähe erkannte ich sie. Es war unsere Tilka, die Frau vom Wildling!

Ich untersuchte alle Spuren und konnte mir denken, was geschehen war. Tilka war von einem ungewöhnlich starken Bären angefallen worden. Sie rief wahrscheinlich um Hilfe, unterlag aber, ehe diese kam. Der Bär hat sie zerrissen. Bevor er sie aber fressen konnte, kam der Mann herbeigelaufen, der offenbar in ihrer Nähe weilte und die Schreie der unglücklichen Frau gehört hatte.

Es muss zu einem furchtbaren Kampf gekommen sein. Ich fand einen zerbrochenen Speer... Der Bär fiel; ich sah eine durch sein Gewicht entstandene Bodenvertiefung, in der er sich schwer verletzt herumgewälzt hatte. Aber auch der Mann hatte sehr schwere Wunden erlitten, so dass ihm die Kraft fehlte, den Bären zu töten. Er konnte nur noch davontorkeln...“

„Liegt der Bär noch dort?“ fragte Falkenauge mit großem Interesse.

„An der Stelle des Kampfes sah ich ihn nicht. Wahrscheinlich ist er nach einer Weile hochgekommen und hat sich davongemacht. Ich bin seiner Spur nur einige Schritte nachgegangen, weil ich sofort dem Manne folgen wollte. Ich fand ihn hier ohnmächtig vor der Höhle liegen und sah, dass es Wildling war. Nun — und heute wusste ich mir keinen Rat mehr und bin zu unseren Hütten gelaufen, um dich zu holen.“

„Bist ein guter Junge!“ lobte ihn Falkenauge. „Ist der Kampfplatz weit von hier?“

„Nein, gleich hinter jenem Felsen dort“, zeigte Rabenfeder.

Der verwundete Wildling stöhnte auf. Sie gaben ihm wieder zu trinken. Dabei bemerkte Falkenauge, dass Wildling fieberrot war. Er lag auch nicht mehr ruhig, sondern wand sich vor Schmerzen, so dass sie ihn halten mussten, damit er sich an den Felsen nicht verletze.

Im Morgengrauen stand Falkenauge auf und holte wieder Wasser; dabei bemerkte er bei dem in der Höhle schwach einfallenden Tageslicht, dass sein jüngerer Kamerad nicht mehr auf dem Schlafplatz neben seinem lag, sondern fortgegangen sein musste. Er trat an den Rand der Höhle und blickte um sich.

Die aufgehende Sonne vergoldete eben die weiten Wälder. Er stieß einige Vogelrufe aus, ohne dass

sich jemand meldete. Falkenauge brachte Wildling Wasser und setzte sich vor den Höhleneingang. Er überlegte, wohin Rabenfeder wohl gegangen sein könnte. Dann legte er Holz in das Feuer und stieg ins Tal hinunter, um sich nach einem Morgenimbiss umzusehen. Es gelang ihm, mehrere Forellen zu fangen. Er nahm sie aus, wickelte sie in frische Blätter und legte sie in der Höhle in glühende Asche.

Rabenfeder war noch nicht zurückgekehrt...

Wildling lag wieder ruhiger, aber sein Atem wurde schwächer. Wieder holte der hilfsbereite Junge heilende Pflanzenblätter und legte sie auf die Wunden.

Die Sonne erhob sich bereits über die Wälder und wärmte angenehm. Tautropfen zitterten auf den Gräsern und auf den Nadeln der Bäume. Die Vögel zwitscherten und der ganze Wald erscholl von ihrem Gesang. Der junge Jäger setzte sich wieder vor den Höhleneingang und legte die Hände in den Schoß. Versonnen blickte er in das nebelverschleierte Tal. Eigenartige Gedanken wirbelten ihm durch den Lockenkopf. Wie herrlich wäre das Leben in so einer Höhle mit einer lieben Frau! Er selbst würde genügend Wild erbeuten, die Frau würde das Fleisch über dem Feuer schmoren und ihm die besten Bissen vorlegen... Er würde ihr erzählen, was er in den Wäldern erlebt hatte und wie er der Spur des Bären gefolgt war, um sein Fell für ein weiches Lager zu erbeuten — und die junge Frau würde über seine Späße lachen...

Ja, das wäre schön... aber nur mit der, an die er denkt. Eine andere begehrt er nicht. Aber gerade die bekommt er nicht — fort also, eitler Traum!

Falkenauge spielte versonnen mit den kleinen Steinen, die in der Höhle lagen. In den Strahlen der Morgensonne glitzerten in ihnen kleine gelbgrüne Körner.

„Oh, warum bin ich so arm, so unendlich arm!“ seufzte der junge Jilgcr. „Ich kann das Brautgeld für das Mädchen nicht vorlegen — mir ist nicht zu helfen!“

Er warf die Golderzklumpen in den Staub, scharfte die gebratenen Fische aus der Asche und zerlegte sie. Das weiße leckere Fleisch duftete in der ganzen Höhle. Er ließ es sich gut schmecken.

Da Falkenauge sah, dass Wildling ruhig schlief, nahm er seine Waffen und verließ die Höhle. Er wollte seinen jüngeren Bruder suchen gehen.

Er war ein erfahrener Pfadsucher. Bald fand er die Spuren leichter Schritte, von denen die Tautropfen vom Grase weggefegt worden waren. Diesen Spuren folgte er.

Sie führten ihn in den Wald hinauf. Plötzlich bemerkte er Blutflecken. Im ersten Augenblick erschrak er, es könnte Rabenfeder etwas geschehen sein; als er aber niederkniete und die Flecken aus der Nähe untersuchte, stellte er fest, dass sie nicht frisch waren. Befriedigt schritt er weiter. Jetzt war es schon leicht, den Spuren zu folgen, denn Rabenfe-

ders Spuren führten in der gleichen Richtung wie die Blutspuren.

Auf einmal stand er auf einem niedergetretenen Platz. Und gleich darauf erblickte er die Leiche der unglücklichen Frau Wildlings. Einige Krähen und Raben flogen auf, als er sich näherte. Er warf einen Blick auf die tote Frau und begann zu suchen, wohin die Spuren seines Gefährten führten. Er fand die schleifenden, schweren Spuren des Bären und neben ihnen die leicht eingedrückten frischen Spuren eines menschlichen Fußes. Nun wusste Falkenauge, dass Rabenfeder schon früh auf die Bärenjagd gegangen war.

Er folgte weiter den Spuren. Als er etwa drei Speerwürfe weit gekommen war, stieß er mit dem Fuße beinahe in den vor ihm liegenden Körper des Bären. Nackt, ohne Fell! Eine Vordertatze fehlte...

Falkenauge erkannte sofort, dass es sich um eine frische Arbeit handelte. Der Jäger, der dem Bären das Fell abgezogen hatte, musste den Platz erst vor ganz kurzer Zeit verlassen haben.

„Dünnflüssiges, helles Blut, elastische Muskeln... Dieser Bär lebte noch vor kurzer Zeit, wurde erst jetzt getötet...“ murmelte der erfahrene Jäger vor sich hin.

Falkenauge war alles klar. Rabenfeder wollte seine Mannbarkeitsprobe ordnungsgemäß beenden, darum hatte er die Verfolgung des Bären allein aufgenommen und war allein in das Lager zurückgekehrt.

„Ein tüchtiger Junge!“ sagte sich Falkenauge.

Er schnitt dem Bären die übrigen drei Tatzen ab, fädelte sie auf eine starke Gerte auf und machte sich auf den Rückweg. Er folgte aber nicht Rabenfeder, obwohl er ihn wohl leicht hätte einholen können. Er ließ ihn allein, damit er die Probe aus eigener Kraft und eigenem Können zu Ende bringe, wie dies der Brauch verlangte.

Als er zu der toten Tilka kam, blieb er stehen und suchte nach einiger Überlegung ein geeignetes Holzstück, mit dem er ein Grab zu schaufeln begann.

Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, denn die Arbeit war in dem steinigen Boden schwer. Trotzdem gelang es ihm aber, eine seichte Grube auszuheben, in die er den zerrissenen Körper der Frau legen konnte. Das Grab schüttete er zu und wälzte einige große Steinblöcke darauf. Dann machte er sich auf den Rückweg zur Höhle.

In der Rabensiedlung loderten die festlichen Flammen vergeblich. Rabenfeder kam nicht, obwohl ihn die Leute fast bis Mitternacht erwarteten.

Der Sachem dachte schon voll Sorge an ihn und fragte Knurr, ob man den Jungen nicht suchen gehen solle. Drei Tage allein im Walde waren eine lange Zeit, in der schon etwas Unliebsames eintreten konnte.

Knurr machte eine Handbewegung und sagte:

„Er hat sich wohl irgendwo verlaufen und wird jetzt Mühe haben, den Weg zu finden. Er kommt

aber bestimmt zurück, ihr werdet sehen! der Junge lässt sich nicht so leicht unterkriegen!“

Als aber noch zu Mittag von Rabenfeder nichts zu hören und zu sehen war, hielt auch Knurr schon wiederholt Ausschau nach ihm in der Befürchtung, es könnte ihm vielleicht doch etwas zugestoßen sein.

Eben wurde in der Siedlung das Abendessen vorbereitet, als Kinder, die beim Walde spielten, im Sturm heranbrausten und riefen: „Er kommt schon! Er ist schon da!“

Der wackere Rabenfeder kam mit einer Schar Kinder in die Siedlung. Die Kleinen umringten ihn und bewunderten das große Bärenfell, das er trug.

Das herrliche Fell erweckte die Aufmerksamkeit aller Männer. Sie kamen herbeigelaufen, die wertvolle Beute zu besichtigen. Rabenfeder ging zur Beratungseiche, wo Kohlrabe mit seiner Tochter stand. Er stellte sich aufrecht vor den Sachem hin, meldete seine Rückkehr von der Waldprobe und überreichte Spielmaus das Bärenfell mit dem Wunsche, sie möge es von ihm annehmen. „Mein erstes Bärenfell!“ fügte er hinzu.

Spielmaus umarmte den Jungen und küsste ihn freundschaftlich auf beide Wangen. „Der Große Geist schenke dir noch viele solcher Felle!“ rief sie freudestrahlend.

Rabenfeder errötete, überwand aber rasch seine Verlegenheit und sah Spielmaus mit einem glücklichen Lachen in die Augen. Kohlrabe führte den Jun-

gen dann zum Lagerfeuer, wo er nach Anhören des Berichtes zum Mann erklärt und in den Rat der Männer aufgenommen werden sollte. Von allen Seiten schollen ihm Begrüßungsrufe entgegen.

Knurr besichtigte voll Stolz auf seinen tapferen Sohn mit sachkundigem Blick das Bärenfell, das von allen Leuten bewundert wurde. „Ich habe nur selten so große Zottel gesehen!“ sagte er. „Bin voll Ungeduld und Neugier zu erfahren, wie sich das Ganze abgespielt hat.“ Und dann knurrte und brummte er noch lange vor sich hin.

Die ganze Sippe freute sich auf das Lagerfeuer, bei dem Rabenfeder über die Erlebnisse während seines viertägigen Waldaufenthaltes erzählen sollte.

Die Tradition verlangte, dass der junge Mann nach Ablegung der Probe zeige, dass er nicht blind und taub im Walde herumgeirrt sei, sondern dass er viel gesehen und gehört habe. Die versammelten Jäger interessierten sich sehr für alle Einzelheiten über die Tiere und Vögel sowie über die Beschaffenheit des Bodens und belohnten jede Antwort des Erzählenden sofort mit ihrem Lob für die scharfen Beobachtungen und guten Einfälle. Sie vermochten ihn aber ebenso nicht weniger rasch mit gröhlichem Gelächter in Verlegenheit zu bringen, wenn er ein falsches Urteil aussprach oder Ratlosigkeit und mangelnde Entschlussfähigkeit an den Tag legte. Die Zuhörer vertrugen keine leeren Redereien oder etwa prahlerische Aufgeblasenheit. Wenn sie bemerkten, dass der geprüfte junge Mann sich durch

Aufschneidereien und leeres Geflunker aus der Schlinge zu ziehen suchte, begannen sie ihm sofort in die Rede zu fallen, und oft übertönte ihr lauter Spott die Stimme des ruhmsüchtigen Erzählers, so dass ein solcher Schwätzer gewöhnlich beschämt aus der Versammlung Reißaus nahm. Das aber bedeutete, dass er die Probe nicht bestanden hatte. Entgegen allen Erwartungen erklärte nun Rabenfeder, er sei kein schwatzhaftes Weib und er werde nichts erzählen...

Das überraschte den ganzen Stamm. Warum weigerte er sich zu berichten, wo doch das Bärenfell den hinreichenden Beweis für ein ungewöhnliches Jagderlebnis erbrachte, mit dem sich sogar jeder erwachsene Mann vor der ganzen Sippe gern gerühmt hätte? Alle kannten Rabenfeder zur Genüge, um zu wissen, dass weder Schüchternheit noch Mangel an rednerischer Begabung ihn abhielten, diese Redeprobe abzulegen. Schließlich glaubten sie, der Junge sei wohl sehr müde — die Ermattung war ihm ja anzusehen — und er werde sicher alles berichten, wenn er ausgeruht wäre.

Die Frauen brachten Rabenfeder ihre besten Speisen. Sie schmeckten dem Jungen natürlich ausgezeichnet, weil er so ausgehungert war. Inzwischen führten Wurzel und Frosch Rabenfeder die Hunde vor. Sie zeigten, was diese in der Zwischenzeit hinzugelernt hatten. Sie berichteten ihm auch sogleich, dass der junge Fuchs die Flucht ergriffen

habe, und fragten Rabenfeder, ob er ihn im Walde gesehen hätte.

Als Rabenfeder nicht zu bewegen war, den Bericht zu erstatten, fragte Kohlrabe alle Männer, ob sie die Probe für gültig anerkennen würden, Alle stimmten laut zu. Daraufhin zählte der Sachem in einer Lobrede alle hervorragenden Taten auf, mit denen sich Rabenfeder Anerkennung verdient hatte, und führte ihn feierlich in den Kreis der Männer ein. Jeder Mann vom Rabenstamme umarmte ihn und schüttelte ihm die Hand.

Rabenfeder wartete das Ende des Beisammenseins am Lagerfeuer nicht ab. Er begab sich zur Totensäule, verneigte sich vor ihr und sagte dem alten Knurr, er sei unendlich müde. Darauf verschwand er in der Hütte.

Am Lagerfeuer ging es heute lange lebhaft zu. Die Erzählungen des Sachem über die Taten Rabenfeders erweckten bei den Zuhörern viele andere Jagd- und Kampferrinnerungen, so dass die zuhörenden Kinder heute die ganze Sippenchronik seit uralten Zeiten hören konnten.

Als Spielmaus am nächsten Morgen Rabenfeder sah, fragte sie ihn, ob er Fangzähne besitze. Der Junge begriff sofort, um welche Auszeichnung es sich handle, und entnahm seinem am Gurt angebrachten kleinen Lederbeutel rasch vier ungewöhnlich große und starke Bärenfangzähne, die er tags zuvor dem Zottel aus dem Kiefer ausgebrochen hatte. Spielmaus nahm sie mit sich fort und hing sie ihm am

Nachmittag schön durchbohrt und auf eine Schnur aufgefädelt um den Hals.

„Die Stärke des Bären sei immer mit dir!“ sprach sie zu ihm. Rabenfeder antwortete leise:

„Ich danke dir, Spielmaus! Keine menschliche Hand wird sie je wieder berühren... Wie du sie mir umgehängt hast, so sollen sie bleiben.. . ich werde sie nie abnehmen!“

Seither trug der junge Held Rabenfeder um den Hals die größten Bärenzähne im ganzen Stamme der Raben. Mancher alte Jäger beneidete ihn darum.

Der männliche Nachwuchs der Sippe bewunderte Rabenfeder noch mehr als vordem und sah zu ihm wie zu einem höheren, erhabenen Wesen empor.

## 8. Kapitel - DER KLUGE RABE

Zwei Tage später kehrte auch Falkenaug zurück.

Er kam, als ob sich nichts ereignet hätte. Allen Mädchen, die das Vieh von den Weiden heimtrieben, trank er von der Milch in den Töpfen, die sie trugen, etwas ab und neckte sie. Als er in die Siedlung kam, spielte er mit den Kindern und den kleinen Hunden.

Er merkte bald, dass man in der Siedlung nicht wisse, was in den weiten Wäldern vorgefallen war, und da Rabenfeder darüber schwieg, erwähnte auch Falkenaug nichts davon.

Rabenfeder saß am Rande des Teiches und schabte einen Pfeilbogen aus Ahornholz ab. Falkenaug kam zu ihm und versuchte eine Grille zu fangen, die von Zeit zu Zeit den Kopf aus ihrem kleinen Erdloch heraussteckte.

Es war wieder ein wunderschöner Tag. Die Schwalben kreisten über dem Teiche und vom Walde her ließ sich der Kuckuck hören. „Schöne Hauer!“ pries Falkenaug den Zierat des Blutsbruders. Auch er trug um seinen Hals keine größeren. „Das war ein stattlicher Bärenmann!“

Nach einer Weile ließ sich Rabenfeder hören:

„Nun — und wie steht es um ihn?“ fragte er. „Ich sollte wohl gar nicht fragen. Sicher ist er gestorben, weil du schon zurück- kamst...“

„Weit gegen Mittag liegen zwei Gräber im Walde — und in ihnen stecken Zweige in der Form des

Wahrzeichens der Raben...“ sprach ergriffen Falkenauge und blickte in die blaue weite Ferne.

Jetzt erklang frohes Kindergeschrei und die Jugend kam zum Teich gelaufen. Als erster sprang Frosch ins Wasser, nach ihm Würzel und schließlich die Mädchen. Sie bespritzten einander und tauchten und schrien aus voller Kehle. Die Jungen bemerkten bald die beiden Burschen am Ufer und saßen alsbald um die beiden her. Ihre nackten Körper glänzten und ihre schwarzen Haare hingen ihnen über die Augen und über die Nase herunter.

Auch die Mädchen eilten heran und beteiligten sich sofort an dem neuen Spiel, das Würzel begonnen hatte. Alle Kinder beschmierten sich mit Lehm und sprangen dann von einer über das Wasser geneigten Weide in den Teich.

„Da hab’ ich sie endlich!“ rief Falkenauge und hob in den Fingern eine schwarze Grille hoch.

Die Sonnwendfeier rückte heran.

In der Natur herrschte jetzt vollerblühtes Leben. Die Tage vergingen wie im Fluge. Das Getreide auf den Beeten wuchs aufs beste, auch der Flachs gedieh und die Frauen freuten sich auf eine gute Ernte. Die letzten Getreidereste, die der Stamm noch besaß, behielt der Sachem für die Festlichkeiten zu Ehren der Sonnwendfeier zurück.

Die Männer führten das Vieh auf die Weiden und kamen nicht immer zur Nacht zurück. Sie übernachteten draußen. Auch die größeren Jungen halfen

jetzt das Vieh hüten. Das waren herrliche Nächte bei den lodernden Feuern, den Liedern und den Erzählungen aus früheren Zeiten!

Endlich kam der Festtag der Sonne, der Höhepunkt ihrer Macht und ihres Ruhmes.

Es kamen auch die erwarteten Gäste: die festlich geschmückten Biber mit dem wackeren Jungbiber an der Spitze und bald nach ihnen auch die beiden Händler mit einigen Dienstleuten. Beide Gruppen brachten ihre Gaben für die Küche, damit die Festtafel hinreichend versorgt und abwechslungsreich sei.

Abseits des Trubels fasste Falkenauge seinen jüngeren Bruder am Arm. „Gib mir mein Wort zurück, Bruder, ich halte es hier nicht aus! Ich geh fort von hier, sofort... Ich kann das weder anhören noch mit ansehen!“

„Bleib nur heute noch, du hast es mir versprochen! Morgen will ich dich zu nichts mehr zwingen“, verlangte Rabenfeder entschlossen.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, verrichtete Kohlrabe ein Gebet bei der Totensäule, begrüßte dann aufs neue und feierlich die Gäste und forderte alle Anwesenden auf, zum Festmahl Platz zu nehmen.

An die eine Seite des Schem setzten sich die Biber, an die andere die Händler. Spielmaus durfte, gleich den andern Frauen, am Mahl nicht teilnehmen. Auch die Kinder durften nicht Platz nehmen. Sie liefen in der Nähe herum und fingen die schmackhaften Bissen auf, die ihnen die schmausen-

den Männer zuwarfen. Als Jungbiber unter den Männern vom Rabenstamme auch Rabenfeder erkannte, blitzte es in seinen Augen auf; er verzog das Gesicht, warf aber keinen Blick mehr nach ihm.

Das Festmahl dauerte lange. Ein gebratener Hirsch, drei Lämmer und ein Wildschwein waren bereits nahezu ganz in den Mägen der unersättlichen Esser verschwunden. Allen glänzten die Wangen, das Fett troff ihnen über das Kinn und ihre Kiefer schmerzten von dem angestregten Kauen.

Kohlrabe erhob sich, strich sich den Bart und kündete die bevorstehende Verlobung seiner Tochter Spielmaus an.

Das herangerufene Mädchen erschien und stellte sich hinter seinen Vater. In das Haar hatte sie sich Margareten und andere Feldblumen eingeflochten. Sie war bestimmt das schönste Mädchen im Stamme. Nun schien sie ganz errötet und ihre Zähne blitzten, wenn sie auf die Zurufe ihrer Gefährtinnen antwortete. Der junge Händler und auch Jungbiber blickten sie wohlgefällig an. Alle Anwesenden drängten sich nahe heran, um gut hören und sehen zu können.

Durch die Menge zwängte sich Falkenauge zu Rabenfeder und zog ihn an der Hand fort. Rabenfeder fragte den Blutsbruder nach seinem Begehrt.

„Ich konnte es dort nicht mehr aushalten und ging vor einer Weile uni die Siedlung herum...“ erzählte Falkenauge hastig. „Dort auf dein Hügel hielt

ich Umschau und sah am Berg in der Mitternachts-  
gegend Rinder zwischen den Bäumen...”

Rabenfeder gab es einen Ruck. Seine Augen leuchteten auf, aber er unterbrach Falkenauge mit keiner Silbe.

„Die Rinder der Raben weiden doch auf der ganz anderen Seite,“ fuhr Falkenauge fort. „Weißt du nicht, was das sein kann? Sicher hat sich eine fremde Herde dorthin verirrt — soll ich nicht Alarm schlagen?“

Immer noch leuchtete der Schelm in Rabenfeders Augen. Er war aufgereggt, beherrschte sich aber dennoch gut. Rasch sagte er dem Blutsbruder, er möge vorderhand noch Schweigen bewahren, er werde bald erfahren, was es für eine Bewandnis mit den Rindern habe. Und dann kehrte er zu den andern auf seinen Platz zurück.

Zu dieser Zeit wurden unter der Beratungseiche schon die beiden Angebote der Bewerber um die Häuptlingstochter ausgerufen: drei Kühe seitens der Biber — fünf von den Händlern.

Jungbiber tobte, als er das Angebot der Händler vernahm. „Ich gebe noch drei Schafe und ein Schwein dazu!“ schrie er. „Mehr wurde bei uns noch nie für ein Mädchen geboten!“

Der Händler Ger antwortete: „Auch wir erhöhen um dasselbe. Das Mädchen hat einen hohen Wert... Das Mädchen geht mit den Händlern!“

Nun sollte Kohlrabe entscheiden. Er verkündete laut:

„Stamm der Raben! Wir sind arm an Gütern, die jungen Mädchen allein sind unser Reichtum. Heute können wir den Besitz des Stammes erheblich vergrößern. Beide Angebote sind eine Ehre für uns, wir geben Spielmaus aber dem, der unserem Stamme den größeren Brautkauf anbietet. Fünf Kühe, drei Schafe und ein Schwein sind ein angemessener Preis für die Tochter des Häuptlings des Rabenstammes!“ „Ich biete zehn Kühe!“ rief plötzlich jemand aus der Versammlung und drängte sich durch die Menge.

„Wer bietet zehn Kühe?“ fragte Kohlrabe voll Erregung.

„Ich — Rabenfeder!“ antwortete der Junge mit lauter Stimme und trat vor den Sachem.

Die Biber prusteten vor Lachen, die Händler rissen erstaunt die Augen auf, und durch die ganze Versammlung ging ein Raunen der Überraschung und des Mißtrauens.

Knurr drängte sich durch die dichte Menschenmenge zu Rabenfeder. Das Gedränge war aber so groß, dass er keinen Schritt vorwärtskam. So knurrte er nur.

Spielmaus blickte erstaunt auf Rabenfeder.

Jungbiber schrie:

„Wo hast du, Knabe, deine zehn Kühe? Führt ihn fort, er spricht aus dem Schlaf!“

Kohlrabe zauste sich den Bart und suchte die Erregung der Leute zu beruhigen.

„Entferne dich, Junge, damit wir den Vertrag in Ruhe abschließen können!“

Aber Rabenfeder streckte sich mit kühn erhobenen Kopfe: „Rabenfeder wurde in den Kreis der Männer aufgenommen! Er ist kein schwatzendes altes Weib und sein Wort gilt! Ich gebe zehn Kühe“ — er streckte die Finger beider Hände empor — „und ich verlange Spielmaus für meinen tapferen Bruder, für Falkenauge!“ Kohlrabe, der sah, dass Jungbiber abermals spöttisch dazwischenrufen wollte, ergriff schnell selbst das Wort:

„Wir wissen, dass du tapfer bist und deine Worte und Taten die eines ganzen Mannes sind — aber wo sind deine Kühe, von denen du sprichst?“

Die Biber hielten nur schwer das Lachen zurück und die Händler blickten Rabenfeder an, als ob er den Verstand verloren hätte.

Doch schon hörte man aus nicht weiter Entfernung lautes Gröhlen und schallendes Peitschenknallen.

Rabenfeder rief aus:

„Da sind meine Kühe! Da seht ihr sie!“

Nach diesen Worten gab es eine unbeschreibliche Verwirrung. Die überraschte Versammlung lief, ohne die Gäste weiter zu beachten, zum Rande der Siedlung, von wo aus man eine herannahende Rinderherde mit einigen Treibern sah.

Jungbiber erbleichte und konnte kein Wort hervorbringen. Die Händler blickten verwirrt auf das Gedränge der Leute und konnten sich die plötzliche Änderung der Lage nicht erklären.

Und schon ritt durch die Pforte der Siedlung der jubelnde Rabenfeder auf einer stattlichen Kuh in das Lager der Raben. Die anderen Tiere der Herde kamen hinter ihm her.

Großer Jubel begrüßte ihn. Die Männer riefen begeistert Beifall, die Kinder liefen wie toll umher, tanzten und vergrößerten noch die Verwirrung. Bello und Gibacht sprangen wie verrückt umeinander und bellten die Kühe an, hinter denen drei Jagdhunde liefen und mit quiekender Stimme kläfften.

Rabenfeder ritt im Triumph bis zur Beratungseiche. Vor dem Häuptling sprang er von seiner Kuh herunter, verbeugte sich und zeigte stolz auf die Herde, die von den Treibern hinter ihm aufgestellt wurde. Die Rinder waren schön rund und gesund.

Kohlrabe streichelte sich wohlgefällig den Bart. Aus seinen Augen strahlte Freude.

Falkenauge sprang zu Rabenfeder: „Bruder!“ — mehr brachte er vor Rührung nicht heraus. Schluchzend vor Glück umarmte er ihn und drückte ihn lange an seine Brust.

Jungbiber trat vor den Sachem und sagte mit einer gewissen Enttäuschung, aber doch gefasst: „Ich sehe, dass wir hier nicht weiter vonnöten sind. Der große Geist sei mit euch! Gehabt euch wohl!“ Auch die Händler verabschiedeten sich.

Falkenauge trat an Spielmaus heran. Sie reichte ihm beide Hände und sah ihm liebevoll in die Augen.

Neben Rabenfeder begann etwas zu knurren und der alte Knurr sagte fröhlich:

„Junge, das hast du sehr gut gemacht. Ich möchte aber doch gerne wissen, woher du die Kühe bekommen hast!“

Kohlrabe ging höchst zufrieden im Kreise um die Herde herum. Er machte aus seiner Freude über die unerwartete Vermehrung des Reichtums der Sippe kein Hehl.

„Der alte Ruhm unseres Stammes ersteht aufs neue!“ sagte er, nachdem er die Besichtigung der Tiere beendet hatte. Dann führte er seine Leute zur Totensäule, segnete Spielmaus sowie Falkenauge und umarmte Rabenfeder.

Das freudige Stimmengewirr in der Siedlung hörte nicht auf. Alle wollten das schöne Vieh sehen. „Nun wird es uns gut gehen! Wie reich sind wir doch!“ riefen und frohlockten sie.

Die Männer nahmen Rabenfeder auf ihre Schultern und schritten mit ihm um die ganze Herde.

Rabenfeder trug den Treibern auf, die Herde in den Rinderpferch zu führen. Dies geschah, nur der Obertreiber trat hinter Rabenfeder in die Hütte.

Nach einer Weile kam er wieder heraus und befestigte an seinem Gurt einen vollen, sorgfältig zusammengebundenen kleinen Beutel. Er verabschiedete sich von Rabenfeder und verließ die Siedlung.

Nun trat im Lager wieder etwas Ruhe ein. Die gutgelaunten Raben setzten sich um das Lagerfeuer und hatten sich eine Menge zu erzählen. Sie wussten bereits alle Einzelheiten über jede Kuh, wie alt sie

sei, was für Hörner sie habe, wie die Lenden seien und das Euter...

Auf einem Stein unter der alten Eiche saßen wortlos zwei junge Leute Hand in Hand. Sie konnten die glückliche Wirklichkeit gar nicht fassen. Wie viel Glück brachte ihnen diese Sonnenwende!

Kohlrabe forderte nun Rabenfeder auf, ihm den Hergang der Dinge zu erzählen.

„Nun, ich kaufte die Kühe auf dem Handelsplatz in der Scharka. Ihr habt ja gehört, dass sich dort Händler niedergelassen haben, bei denen alles zu haben ist... Ich sagte ihnen, sie möchten mir die Kühe heute zuführen. Ich wusste, dass ihr mir nicht nur so aufs Geratewohl glauben würdet, wenn ihr die Kühe nicht mit eigenen Augen zu sehen bekommt. Die Leute trieben sie aus der Niederung durch die Furt über den Großen Fluss. Sie waren schon seit früh unterwegs und ihr seht — sie kamen gerade zu rechter Zeit.“

„Und was hast du ihnen dafür gegeben?“ fragte der Sachem und diese Frage stand auch in den Augen aller Anwesenden.

„Ich gab ihnen den gelben Zauber — Gold, wie ihn die Händler nennen. Ich zeigte ihnen auf dem Handelsplatz, wie viel Gold ich habe, und sie versprachen mir zehn Kühe dafür...“

„Du hast doch aber, Junge, allen gelben Zauber für das Salz gegeben!“

„Hier handelt es sich um anderes Gold. Für diese Kühe gab ich das Gold des Wildlings!“

„Aber geh... Wir haben das Gold von Wildling nicht angenommen, weil wir nicht wussten, welche Macht es besitzt. Er verließ uns also samt seinem gelben Zauber. Es überrascht uns, wenn du sagst, dass jener Zauber, jenes Gold den Verstand der Händler verblendete, so dass sie in ihrer Torheit dafür die wertvollsten Güter hergaben... Nun, uns haben sie mit ihrer lächerlichen Liebe zum Gold zu neuem Reichtum verholfen. Wir sehen nun in der Tat, dass im Golde wirklich ein Zauber steckt: Wir waren arm, die Händler waren reich — jetzt sind wir reich und die dummen Händler haben nur totes Gold. — Wenn sie seiner überdrüssig werden, können sie es nur in die Mistgrube werfen, uns aber bleiben die Rinder und wir werden dafür sorgen, dass sie sich vermehren! Und du hast Wildling gefunden?“

„Ich fand ihn in den fernen Wäldern, als ich vier Tage zur Mannbarkeitsprobe unterwegs war. Seine Frau, die Tilka, wurde von einem Bären zerrissen und Wildling wurde von ihm böse zugerichtet. Ich pflegte ihn und er schenkte mir das Gold. Diese Zähne trug der Bär, der unsere Tilka getötet hat. Auch Wildling blieb nicht am Leben — mein Bruder Falkenauge war bis zum letzten Augenblick seines Lebens bei ihm und begrub ihn, wie dies die Sitte gebietet. Er hat dort im Walde zwei Gräber aufgeworfen und Zweige in Form der Rabenspurs auf ihren Hügeln befestigt...

Wildling wollte dem Stamme das Gold als Sühne für seine Schuld geben. Nun, statt des Goldes nehmt diese Kühe. Es lebe und blühe der Rabenstamm! Kraa-kraa! Ich habe gesprochen!“

Während dieses Berichtes herrschte allgemeine Bewegung. Dann brach großer Jubel aus, der immer lauter wurde, bis die Wälder von ihm widerhallten. Allseits erschollen Hochrufe auf den tapferen Rabenfeder.

Der Sachem nahm den strahlenden Rabenfeder an der Hand und führte ihn unter die geheiligte Eiche. Dreimal schlug er mit dem Streithammer auf den Baum und rief mit der ganzen Stärke seiner Stimme: „Von jetzt an wird dich niemand mehr Rabenfeder nennen, wie du als Junge geheißen hast, sondern du heißt jetzt Der Kluge Rabe. Dieser Name wird berühmt sein unter den tapferen Jägern unseres Stammes und bei allen Sippen am Großen Flusse bis zum Ende seines Laufes. Bleibe gesund, Kluger Rabe, endlos seien die Tage deines Lebens zur Ehre und zum Ruhme unserer Sippe! Kraa- kraa!“

Dröhnende Rufe freudiger Zustimmung erschollen immer wieder durch die Siedlung. „Kluger Rabe! Kluger Rabe!“ klang es freudig nah und fern.

Hoch loderte das Lagerfeuer. Seine Funken erhoben sich wie ein Feuerwerk in den Äther und im Scheine der Flammen ließ die Rabensippe das alte Lied ihrer Vorfahren erschallen:

„Über die Berge fliegt der Rabe daher,  
Nur die Sonne ist höher als er!

Kraa-kraa!

Über die Wälder fliegt der Rabe dahin,  
Stürme nur überholen ihn!

Kraa-kraa!

Der Rabe ist furchtlos, mit starker Kralle  
Besiegt er tapfer die Feinde alle!

Rabe! Rabe! Rabe!

Kraa-kraa-kraa! “

## **WENN DIE SIPPE RUFT**

## 1. Kapitel - DIE GEHEIMNISVOLLE RAUCHSÄULE

Eisiger Wind pfeift durch den Wald und biegt die ächzenden Baumstämme. Die Zweige sind schwer vom Schnee und schaukeln nur wenig. Manchmal knarrt es, dann kracht auch hier und da ein donnernder Schlag — und ein gebrochener Stamm fällt wie mit einem schmerzlichen Aufschrei zu Boden.

Der Wind hebt den Pulverschnee auf und jagt ihn in kleinen Wolken über das Land. Wie große Maulwurfshügel schauen die weißen niederen Dächer der Erdhütten aus dem Schnee.

In der Erdhütte des lahmen Wratisch ist es schön warm. Mehrere Männer sitzen auf starken Holzscheiten um eine Feuerstätte. Im Winkel der ziemlich geräumigen Grube spielen Kinder mit zwei jungen Hunden auf einem Haufen von Fellen.

Wratisch selbst sorgt für das Feuer. Er sagt immer, die anderen könnten nicht heizen, ohne dass der Rauch nicht gleich die ganze Hütte erfülle. Aber wenn er heizt, ringelt sich der Rauch gerade in die Höhe und verlässt die Hütte durch die Spitze des Daches, so dass er nicht in den Augen beißt.

Kurze helle Flammen und ein Häufchen Glut beleuchten die kleine Versammlung. Man sieht gut, wie alle dem greisen Swatorad, der an viele Winter

zurückdenken kann, aufmerksam lauschen. Swatorad erzählt gerade:

„Nichts gab es, nur den Gott Swantowit, oben die Sonne und das Wasser unten. Die Sonne brannte ohne Unterlass. Gott wärmte sich und badete, um sich zu erfrischen. Er tauchte bis auf den Grund des Wassers. Als er wieder emporgeschwommen kam, blieb ihm ein Sandkorn hinter einem Fingernagel hängen. Das Körnchen fiel aus seinem Versteck heraus und blieb auf der Oberfläche des Wassers liegen, denn im Anfänge war es so, dass, wenn etwas wohin fiel, es auch dort liegen blieb. Und das Korn ist das Land, das Wasser aber ist das Meer.“

EineWeile war es still. Alle dachten über die Erschaffung der Welt und über den Anfang aller Dinge nach.

Aus einem Bärenfell, das an der Hüttenwand hing, kam der struppige Kopf des halb eingehüllten Bogul zum Vorschein, eines aufmerksamen Zuhörers bei allen Überlieferungen und Sagen. Halblaut sagte er vor sich hin: „Ja, das Korn ist die Erde —“ Und aus der dunklen Ecke fügt jemand ebenso langsam und leise hinzu: „— und das Wasser ist das Meer...“

Die Welpen winselten, der Wind piff, das Feuer knisterte. Die Freunde Wratichs blickten schweigend ins Feuer.

Und das Schweigen hielt weiter an in der gut ausgewärmten Erdgrube. Ein Winterabend ist so lang...

Wratisch warf forschende Blicke auf seine Gäste und sagte:

„Jetzt könnte Tschmuk etwas erzählen..

„Ja, ja, Tschmuk soll erzählen!“ riefen die Männer.

„Ich weiß wirklich nicht, Brüder, was ich euch —“ wehrte der junge Mann ab.

„Nun, vielleicht die Geschichte, wie ein Jäger im Walde einen eigenartigen Baumstumpf erblickte...“ begann scheinbar ernst Wratisch, ein Freund heiterer Unterhaltung.

Jemand fügte bereits ein wenig anzüglich hinzu:

„Und wie der Jäger mit dem Speer in dem Baumstumpf herumstocherte...“

Ein anderer erzählte gleich in neckendem Ton weiter:

„Und dieser Baumstumpf war ein Bär!“

„Wie da der Jäger Reißaus nahm...“

Bei dem schwachen Licht des Feuers war nicht zu sehen, wie Tschmuk errötete. Er parierte aber den Spöttern gleich:

„Ihr wäret auch davongelaufen! Ich habe mich nicht gefürchtet, aber die plötzliche Überraschung...“

„Aber Tschmuk, wir lachen dich ja gar nicht aus, weil du davongelaufen bist. Der Bär wollte doch nur wissen, ob du schnurstracks heimfindest!“

Alle lachten, nur Tschmuk machte eine Grimasse.

„Laßt Tschmuk in Ruhe, ich werde selbst erzählen!“ bot sich Wratisch an.

Sofort trat Ruhe ein und alle horchten auf.

„Es war einmal ein Jäger und der hatte daheim eine Eule. Die riss die Augen auf und blinzelte jedermann an. Und diese Eule hatte eine eigene Gewohnheit: sobald jemand zu sprechen begann, breitete sie die Flügel aus...“

Wratisch machte eine Pause und kratzte sich auf dem Rücken.

„Nun, so erzähl doch!“ spornte ihn Bogul an.

„Breitete sie die Flügel aus —“ sagte Wratisch und kratzte sich abermals.

„Also weiter!“ spornte ihn Swatorad an.

„Und sie breitete nochmals die Flügel aus!“

„Das wissen wir schon, aber was war dann?“

„Nun, sie breitete die Flügel aus“, sagte Wratisch abermals und fügte hinzu: „Aber jetzt kommt’s!“

„Was kommt?“ ließ sich jemand hören.

„Die Eule breitete die Flügel aus und... seid ruhig, ich fange von vorne an. Es war einmal ein Jäger und der fing eine Ohreneule. Sie saß bei ihm auf einer Stange...“

Wratisch kratzte sich mit ganzer Kraft.

„Erzähle endlich!“

„Sie breitete die Flügel aus! Immer, wenn jemand zu sprechen anhub, breitete sie die Flügel aus...“

„Du bekommst eins von mir, Wratisch!“ rief Dub aus und schon flog das Wolfsfell, auf dem Dub bisher gesessen hatte, gegen Wratisch. Gleich darauf ein zweites und ein drittes.

„Da hast du's, da hast du's!“ — „Ohreneule!“ — „Breite die Flügel aus!“ Die in Stimmung versetzten Gäste schleuderten unter lautem Lachen die Felle gegen den Hausherrn. Es dauerte gar nicht lange und der umständliche Erzähler war mit Fellen so überschüttet, dass er unter ihnen gar nicht mehr zu sehen war. Wratisch schimpfte zum Schein ganz aufgebracht:

„Ihr werft mir noch ein Wolfsfell ins Feuer! Gebt doch acht, ihr räuchert mir sonst die Hütte aus!“

Als sie genug gelacht hatten, kroch der alte Swatorad zum Feuer und spornte die Männer an:

„Geht doch jemand Holz holen, Wratisch hat nichts mehr zum Nachlegen. Er hat die letzten Tannenzapfen aus dem Korb ins Feuer geschüttet, aber draußen liegt ein großer Haufen Reisig...“

Der lahme Wratich, der immer zu Scherzen aufgelegt war, stimmte sofort zu und forderte seine Gäste auf:

„Gut denn, lauft nach Holz, Brüder, ich bleibe in zwischen hier... Oder ich bleib hier und ihr bringt Holz!“

Alle lachten herzlich.

„Ja, wenn du allein bist, Wratich, da übertrifft dich niemand!“ foppten die Gäste Wratich ihrerseits.

„Meinetwegen,“ parierte Wratich, „mir ist es warm genug — so warm, dass mir die Zähne schwitzen.“

„Uns fehlt hier ja nichts!“ rief einer der Männer und ein zweiter fiel gleich ein: „—außer Vogel-  
milch!“

Klägliches Winseln mischte sich aus einem Winkel mit dem Lachen der sich Unterhaltenden. Die jungen Hunde hatten sich nämlich unter die Felle verkrochen und sich in ihnen verheddert. Nun konnten sie nicht mehr heraus. Die sich umherwälzenden Kinder erdrückten die Tiere fast.

Zwei Männer, der einäugige Tscheda und Bogul, ein weitbekannter Korbflechter, sprangen auf und zwängten sich durch den Hütteneingang, der mit einem Fell verhängt war, um neue Holzvorräte zu holen. Sie kehrten mit vollen Armen und geröteten Wangen wieder. Wratich wies sie vom Feuer weg.

„Ihr würdet mir die Hütte anzünden! Ihr könnt gewiss nur wie unsere lieben Nachbarn, die Kötten, heizen... Die sind besonders schlau; sie zünden kleine Späne mit großen Scheiten an, haha! Sie sagen: wenn ein dickes Holzscheit brennt, fangen von diesem die Holzspäne leicht Feuer!“

Lustiges Gelächter erklang in der Hütte. Wratichs Worte wurden wie ein kitzelnder Reiz aufgenommen und die übermütige Laune der Anwesenden steigerte sich noch weiter. Sie machten sich gern über die Angehörigen des Stammes der Kötten lustig, der seit undenklichen Zeiten das Ziel des Spottes auch aller übrigen slawischen Stämme war. Namentlich, als die Kötten es ablehnten, sich der großen Wanderung des Urvaters Tschech anzu-

schließen, und in der alten Leimat blieben. Es klang ihnen wohl laut in den Ohren, wenn sie so oft beträcht wurden.

Der einäugige Tscheda, der immer sehr rasch sprach und sich dabei gewöhnlich verhaspelte, begann zu erzählen:

„Ihr wißt ja gar nicht, wie die Kötten Feuer machen können! Ich habe gehört, dass ihre Feuerstätte sieben Jahre kein Feuer hatte... Da fiel einer von ihnen in diese Feuerstätte, die, wie gesagt, erloschen war, und er verbrannte sich trotzdem, als er da hineinfiel...“

„Das ist nicht möglich, Tscheda! Wenn du schon lügen willst, dann lüg' gescheit!“

„Bei der Asche meiner Vaters will ich verflucht sein“, rief Tscheda, „wenn nicht wahr ist, was ich spreche! Die Feuerstätte war mit Brennesseln verwachsen und in die fiel er hinein.“

„Ja, da hat er sich allerdings verbrannt!“ lachten die Zuhörer.

Der schlagfertige Tschmuk meldete sich mit dem bekannten Spottvers:

„Sie sind gute Kerle, die Kötten,  
Aber sie schlafen so gern,  
Ja, schlafen so gern.  
Tapfer sind sie daheim, die Kötten,  
Doch sie schlafen so gern.  
Hört ihr sie schnarchen von fern?“

Den Schluss des Spottliedes sangen alle gemeinsam, wobei sie den letzten Vers mehrmals immer leiser wiederholten, bis sie schließlich die einschlafenden Gesellen nachahmten. Dann fing sie plötzlich laut zu lachen an und schlenkerten mutwillig mit Händen und Füßen.

„Wahrlich, sie sind tapfer!“ sagte scheinbar ernst der starke Dub. „Wenn du einem in die Augen spuckst, sagt er, es sei Himmelstau!“ Wieder begannen alle zu lachen, und nun trug jedermann das Seine zur gemeinsamen Unterhaltung bei.

„Damit sie nicht aufstehen müssen, haben sie das Wasser bis zu ihrem Ruhelager geleitet, so dass es ihnen bis in ihre Näpfe läuft“, begann der bissige Tschmuk wieder, fügte aber gleich hinzu: „Aber nur wenns regnet!“

Nun griff auch der durch seine Flechtkunst berühmte Bogul in die Unterhaltung ein: „Ja, die kennen sich gut aus! Verspottet sie wegen ihrer löcherigen Dächer nicht! Die Kötten wissen doch recht gut, dass man die Hütten während des Regens nicht ausbessern kann und an trockenen Tagen regnet es ihnen sowieso nicht hinein.“

„Und gastlich sind sie! Laden sich Gäste ein und geben ihnen Knochen zum Abnagen...“

„Lästert doch nicht gar so über sie; es ist nicht alles wahr, was alte Weiber daherlügen!“

„Aber das ist doch wahr, dass die Kötten in der Nacht die Sterne mit dem Korb aus dem Wasser fischen wollten!“

„Und den Schnee am Feuer trockneten! Wobei sie sich wunderten, dass er immer noch nass war!... Was lacht ihr da, es ist doch wahr... Und ich könnte euch auch sagen, warum die pfiffigen Kötten den Schnee trocknen wollten...“

„Nun, so sag's uns doch, Bogul!“

„Gut denn, aber dass ihr mich gegenüber den Kötten nicht verratet!“

„Verlaß dich auf uns, Brüderlein!“

„Die Kötten wollten einen Vorrat an Schnee trocknen, um ihn dann im Sommer unter das Salz zu mischen, wenn sie es bei uns gegen unsere schönen Felle eintauschen...“

„Da schau einer die Schlauköpfe an! Sie dachten, wir ließen uns anschmieren! Die lassen sich immer etwas einfallen...“

„So ist es! Wir wissen ja, dass vier Kötten sich aufmachten, um den Lauf des Flusses umzukehren. Dies gelang ihnen zwar nicht, aber in ihrer Sippe wurden sie berühmt.“

„Noch schlauer war einer, der aus einer Fischreuse einen großen Hecht herausfing. Er wusste in der Eile nicht, wie er ihn töten sollte. Da riet ihm ein anderer, er möge den Fisch ins Wasser werfen und ersäufen.“

Der lahme Wratisch bekam vor Lachen einen Hustenanfall, dass er blau wurde und ihm die Tränen in die Augen traten.

„Hört schon auf!“ rief er seinen heiteren Kumpen zu.

Aber er bat sie vergebens. Schon erinnerte sich wieder jemand an etwas.

„Einmal wollten die Kötten nicht zu zweit über einen schadhafte Steg gehen. Da nahm also der eine den andern auf die Schultern und..

„Plitsch! - Platsch! “ fielen alle mit lauten Rufen in seine Geschichte ein. „Da war wieder einer so schlau, dass er im Frühjahr nicht säte und pffiffig lachte, weil ihm im Sommer der Hagel nicht die Ernte vernichten werde.“

„Bei den Kötten haben sie eine gescheite Wahrsagerin. Dieses alte Weib prophezeite, dass in der Nacht eine große Finsternis herrschen und es nach dem Regen nass sein werde... Auch konnte sie großartig hexen — aus Gerste machte sie Graupen...“

„Hahaha!“

Und alle fingen wieder zu singen an:

„Sie sind gute Kerle, die Kötten,  
Aber sie schlafen so gern,  
Ja, schlafen so gern.  
Nach der Arbeit sind die Kötten gescheit,  
Aber dann schlafen sie,  
Ja, schlafen die ganze Zeit.“

Schon wollten sie wieder mit ihren Späßen fortfahren, da verstummten sie plötzlich.

Alle schienen zu erstarren. Still lauschten sie und atmeten kaum. Immer wieder ertönte das Horn der Sippenwache.

Was ging da vor sich?

Aus allen Erdhütten der Sippe Tschechs kletterten die Männer hervor, alle waren mit Pelzen bekleidet. In den Händen trugen sie Waffen. Der Wind peitschte den Schnee.

Die durch die Hornsignale der Wache aufgeschweuchte Menge lief vor der Hütte des Sippenältesten zusammen.

Aufgeregt schwenkten die Männer die mit einer Bronzespitze versehenen Speere und die scharfgeschliffenen Steinäxte. Lärmend fragten sie, ob etwa ein Feind ihre friedliche, erst im Vorjahr angelegte Siedlung angreife.

Die Wächter führten die Schar einen ausgetretenen Pfad entlang ein Stück Weges auf einen Hügel. Die besorgten Frauen schauten aus den verschneiten Hütten. Die Hunde umsprangen die bewaffneten Männer; sie glaubten wohl, es ginge zur Jagd.

Vom Hügel ist im Süden das Tal des Großen Flusses und jenseits desselben eine ausgedehnte Ebene zu sehen, aus deren Nebeln ein einzeln stehender Berg wie ein Riesenpilz emporwächst. Im Norden erhebt sich eine endlose Reihe von Hügeln. Von der Stelle aus, auf der die Männer stehen, kann man einen großen Teil des Landes überblicken. Darum ist hier immer eine Wache zu finden.

Drei verschneite Grabhügel deuten an, dass auf diesem Platz auch Urnen mit den eingeäscherten Knochen dreier tapferer Sippenmitglieder beerdigt sind. Sie fielen bei einem unüberlegten Zusammen-

stoß mit einem einheimischen Stamme, als die Sippe Tschechs herangezogen kam, um sich hier eine neue Heimat zu erwählen.

Die bereits früher hier ansässig gewesenen Bewohner des Landes versöhnten sich später mit den Zugewanderten und bekräftigten durch feierlichen Eid die Freundschaft mit der Sippe des Tschech und den anderen, die mit ihm entlang des Großen Flusses gekommen waren. Seit jenem Hader war der Frieden nicht mehr verletzt worden. Aber jetzt — was war geschehen?

Die Wachen zeigten auf einen gegenüberliegenden Hügel jenseits des Tales der drei Quellen.

„Was ist los?“ „Was gibt's?“

„Ei, Urvater Tschech, schau doch! Rauch!“

Aus dem bewaldeten Kamm erhob sich eine Rauchsäule. Sie war ziemlich stark und stammte wohl von einem Lager, denn in dieser Gegend gab es ja keine Siedlungen.

Tschech, ein Mann von stattlicher Gestalt, blickte eine Weile auf die Rauchsäule. Er strich seinen Bart und meinte besorgt:

„Ich sehe, ich sehe! Wir haben aufmerksame Wachen, die alles sofort melden — Geht also nachsehen, wer dort das Feuer gelegt hat! Wir wollen nicht warten, bis wir etwa überfallen werden!“

„Ich gehe, Herr!“ sagte Dub ohne lange zu überlegen.

„Ich auch, ich auch!“ — „Auch ich will nicht zuhause bleiben!“ schlossen sich die andern an.

„Gut denn, meine Lieben, zehn von euch sollen gehen“, befahl Tschech. „Dub soll euch führen. Sei vorsichtig, Dub, und lasse dich auf keinen Kampf ein, es sei denn, ihr werdet überfallen! Gebt auf alles recht acht und bringt uns gute Nachricht! Glück auf den Weg! Es wird schlecht vorangehen im Schnee, auch dunkelt es schon und der Wind pfeift ganz schön. Hüllt euch die Hände in Felle ein!“ Zehn bewaffnete Männer warfen sich dem Sturmwind entgegen. Sie gingen vorsichtig. Der starke Dub machte den Schrittmacher auf dem schweren Weg durch den Schnee. Es dauerte nicht lange und sie verschwanden im verschneiten Wald.

Die Bewohner des kleinen Dorfes kehrten zu ihrem wärmenden Feuer zurück. Der umsichtige Vater Tschech ordnete aber noch an, dass die Männer beim ersten Zeichen zur Verteidigung bereit sein mussten.

Die Wachen wurden verstärkt. Auf einem ausgetretenen Pfad machten sie die Runde um die Siedlung. Die Hunde begleiteten sie.

Der Himmel war bewölkt. Man sah gar nicht, wann die Sonne unterging. An solch einem Tage wird es bald finster...

Vater Tschech kroch aus seiner Hütte und nahm die Umgebung in Augenschein. Von den ausgesandten Spähern war nichts zu sehen und zu hören. Tschech ließ einen auf den Grabhügeln vorbereiteten Stoß Holz anzünden, damit er den Spähern den Weg weise.

Es wurde rasch dunkel und begann zu schneien.  
Die Boten kehrten nicht zurück...

## 2. Kapitel - DIE DREI VERIRRTE

Spät in der Nacht verkündete das Bellen der Hunde die Rückkehr der ausgesandten Späher.

Aus den halb verschneiten Hütten kamen die verschlafenen Bewohner und beleuchteten den Pfad mit brennenden Zweigen.

Das Schneetreiben hatte fast ganz aufgehört.

Alle waren begierig, die Nachrichten zu hören. Aber die Boten brauchten gar nichts zu erzählen. Es genügte, sich das anzusehen, was sie zeigten.

Sie schleppten einen armseligen Schlitten, den sie bis vor die Hütte des Wratich zogen und schoben.

Im matten Schein einer Fackel aus Birkenrinde konnte man erkennen, dass auf dem Schlitten eine halbtote Frau und ein Knabe lagen. Die Frau stöhnte von Zeit zu Zeit schwach auf, der Knabe aber gab kein Lebenszeichen von sich.

Die Späher trugen die Frau in die Hütte des Wratich, weil hier am meisten Platz war.

Nach einer Weile kamen noch die Späher, die sich verspätet hatten. Seht her, der starke Dub trägt einen kleinen, etwa dreijährigen Buben im Arm. Der Kopf des Kleinen lehnt an der Schulter Dubs. Dort kann er am besten schlafen. Eingehüllt in wärmende Felle ähnelt er einem kleinen Bären. Über den Kopf hat man ihm eine Kapuze gezogen, die mit schönen Fuchsschweifen verbrämt ist. Die Eltern dieses Kin-

des wussten gewiss gut, was auch gegen die bitterste Kälte schützt! Wratisch blies das Feuer in der Hütte an und brachte das Lager im Winkel in Ordnung. Dorthin legten sie die entkräftete Frau und gossen ihr etwas warmen Honigwein in den Mund. Alle waren überrascht, wie schrecklich abgemagert sie war. Offensichtlich war sie sehr krank. „Nun, sie wird schon die Augen aufmachen, sobald sie sich etwas erwärmt hat“, meinte Wratisch mitleidig.

„Was soll mit dem Knaben geschehen?“ fragten die Männer beim Schlitten.

„Der ist erfroren, lasst ihn draußen!“ kam die Antwort aus der Hütte. „Morgen verbrennen und begraben wir ihn.“ Und so legten die Männer den Knaben in den Schnee und zogen den langen Schlitten aus dem Weg.

Inzwischen beschäftigten sich die Leute in der Hütte mit dem kleinen Buben. Er war in den warmen Pelzen gut eingehüllt und schien sich bereits ganz wohl zu fühlen. Aber anscheinend hatte er großen Hunger. Sein Blick schweifte von einem Mann zum andern, er fürchtete sich doch ein wenig, wie sich da so viele in das Erdloch hineindrängten. Verängstigt begann er leise vor sich hin zu schluchzen; laut zu weinen getraute er sich nicht. Es gab ja so viele fremde Menschen hier!

Als ihm jemand ein Stück mit Honig bestrichenes Brot reichte, biss er gierig hinein und verschluckte sich fast. Sein mit Tränen bedecktes Gesicht heiterte sich zusehends auf. Er spitzte den

Mund und blickte forschend im Kreis herum. Dabei riss er die Augen wie ein Fröschlein auf. Er suchte jemanden.

„Wie wirst du denn gerufen, Knirps?“ fragte ihn Wratisch.

„Pitz — mäu — chen...“ sagte das Büblein und verzog dabei so den Mund, dass alle Anwesenden lachen mussten.

„Spitzmäulchen?“ fragte Wratisch abermals lachend.

„Nein! — Nein! — Pitz — mäu — chen!“ berichtete ihm das Kind ganz stolz auf den Namen, den es wohl erst vor kurzem erhalten hatte.

„Aha, Spitzmäuschen, Spitzmaus!“ wiederholten die Männer schmunzelnd und mussten über die Grimassen, die der Kleine schnitt, herzlich lachen.

Vater Tschech trat ein und sofort herrschte Schweigen.

„Sei begrüßt, Tschech“, begrüßte ihn Wratisch.

Der Stammesälteste warf einen Blick auf die liegende Frau sowie auf den kleinen Buben und sagte:

„Ich hörte schon, dass wir Gäste bekommen haben. Fürwahr ejn hübscher Bub! Und hier-? Der Frau ist nicht sonderlich wohl... Nun erzählt, wie ihr sie gefunden habt!“

Dub begann sofort:

„Der Weg durch den Schnee war anstrengend. Wir kamen nur langsam vorwärts. Als wir den Hügel erreichten, auf dem vorher jener blaugraue Rauch

aufgestiegen war, konnten wir keinen geheimnisvollen Lagerplatz entdecken. Was waren wir müde!

Plötzlich stießen wir auf menschliche Spuren! Sie waren frisch — wir konnten sie auch im Halbdunkel recht gut erkennen; als wir sie genauer be-sichtigten, gewahrten wir, dass es die Spuren eines leichten, jungen Jägers waren. Er war wohl müde — stützte sich auf einen Stock und hatte einen schlep-penden Gang.

Diesen Spuren folgten wir. Vielleicht führen sie uns zu dem Feuer, sagten wir uns. Es wurde schon recht dunkel, darum gingen wir äußerst vorsichtig. Die Speere hatten wir in Bereitschaft. Im Schnee fanden wir den Knaben. Er bewegte sich nicht, lebte aber noch..." Jetzt fiel ihm Bogul ungeduldig ins Wort:

„Über ihm stand ein großer Wolf und wollte den unglücklichen Knaben wahrscheinlich schon zerreißen. Wir stürzten über den Wolf her und schlugen mit unseren Beilen auf ihn ein. Er wehrte sich wütend und hatte noch soviel Kraft, uns die Fußhüllungen zu zerreißen. Als wir ihm mit dem Speer ein Ende bereiten wollten, sprang er ins Gestrüpp. Wir suchten ihn nicht, weil wir uns nicht aufhalten wollten. Weit hat er sich wohl nicht mehr schleppen können. Wir wollen ihn morgen suchen gehen. Ein Wolfsfell ist im Winter gut zu gebrauchen!“ „Ich ging den Spuren des Knaben nach“, knüpfte Dub wieder an, „und fand die fast erloschene Feuerstelle. Dort stand auch dieser einfache Schlitten, auf dem bewe-

gungslos diese Frau und neben ihr dieser kleine Bub lagen. Sonst war niemand da. Keine Feinde, keine Jäger. Ich rief unser Signal und die Freunde brachten den erfrorenen Knaben...“

Und so erzählte jeder der Späher eine Weile.

Der Stammesälteste hörte ernst ihren Schilderungen zu, die immer wieder von Ausrufen und anschaulichen Bewegungen begleitet waren, die darstellen sollten, wie sie den sterbenden Knaben auf den Schlitten gelegt und wie sie das einfache Gefährt über all die Schluchten, Hügel und Felsblöcke gezogen und geschoben hatten.

„Ich wundere mich nur, wie sie dort auf den Hügel gekommen sind“, begann Dub wieder. „Ich habe noch nach dem Führer dieser unglücklichen Gesellschaft gesucht, doch war er nirgendwo in der Nähe aufzuspüren. Vielleicht hat er schon früher sein Ende gefunden. Ich nahm den Knirps auf den Arm und ging hinter dem Schlitten her. Wir kamen wirklich recht schlecht weiter, es war ein arger Weg.“ „Die Armen!“ meinte mitfühlend der Stammesälteste. „Wer weiß, welchem Stamme sie angehören und welches Ziel ihre Wanderung hatte!“

Er blickte auf die Frau, die jetzt still schlief. Zufrieden wandte er sich dem kleinen Buben zu.

„Leuchtet ihn mal an!“

Der Stammesvater sah sich das Bublein an. Da klatschte es plötzlich mit den Händen und rief: „Opa, Opa!“

„Beim Swantowit!“ rief der Alte aus. „Das ist ja der Bub unseres Gießers Wolf!“

Die Männer sprangen überrascht von ihren Sitzen auf.

Das sollte der Sohn ihres Stammesangehörigen sein, den sie krank in der alten Heimat zurücklassen mussten, als sie im Frühjahr auszogen, eine neue Heimat zu suchen? Nein, das war unmöglich! Wie sollten sie jetzt im Winter aus einer solchen Entfernung hierher gelangt sein?

Vater Tschech nahm das Kind in den Arm und das Büblein rief abermals fröhlich: „Opa, Opa!“

„So hat mich der Kleine in unserer alten Heimat genannt. Er hat mich nicht vergessen“, sprach der Alte voll freudiger Rührung. „Ja er ist es!“

Er stellte das Kind auf den Boden und beleuchtete mit einem Kienspan die schlafende Frau. Er konnte sie nicht erkennen, weil sie körperlich sehr heruntergekommen war.

„Nein, Stammesvater, du irrst!“ Widersprachen die versammelten Männer.

„Unser Bruder Wolf ist weit von hier, und diesen weiten Weg kann im Winter niemand machen.“

„Die Frau wird uns morgen schon alles erzählen!“ sagte der Stammesälteste und fügte hinzu: „Lasst sie jetzt schlafen, sie ist sehr schwach!“

Draußen hinter der Hütte rauften sich die Hunde. In der Siedlung erschallte durchdringendes Gebell. Die Männer krochen aus der Hütte heraus und riefen streng nach den wütenden Kläffern. Die tolls-

ten wurden am Genick gepackt, damit sie Ruhe gaben.

Wieder begann es zu schneien.

„Die Schnüffler sind wohl jemandem an die Vorräte gekommen und balgen sich nun um die Beute...“ sagte Wratisch und humpelte zurück in die Hütte, um eine bessere Fackel zu holen.

Die Wachen meldeten, dass die Hunde einen Wolf gejagt hatten. „Aha, darum der Lärm!“

Auch der Stammesvater trat aus der Hütte heraus und wollte noch nach dem erfrorenen Knaben sehen.

Als die Männer den Leichnam beleuchteten, erblickten sie auf ihm einen zusammengekauerten Hund, der den Knaben anscheinend wärmen wollte. Das Tier leckte seine blutenden Wunden, die es wohl gerade im Kampfe davongetragen hatte. Es fehlte ihm ein halbes Ohr und an der Flanke hing das Fell in Fetzen herunter.

Als der Stammesvater an den Hund herantrat, hob dieser den Kopf und knurrte drohend. Nun konnte man erkennen, dass es sich um einen starken, aber ausgehungerten und sehr zerbissenen Wolfshund handelte.

„Das ist nicht unser Hund! Wie ist der hierhergekommen?“ wunderten sich die Männer.

„Das ist der Hund, den wir für einen Wolf gehalten haben und den wir im Walde beinahe erschlagen hätten!“ rief der verwunderte Bogulaus. Dub fügte voll Mitgefühl hinzu: „Und er hat doch nur den

erfrorenen Knaben hier verteidigt und ist uns dann humpelnd bis hierher gefolgt.“

„Leuchtet mir den Knaben an!“ wünschte der Stammesälteste. Als nun die Männer ihre Fackeln brachten und Tschech des Knaben Gesicht besser sehen konnte, rief er aus: „Das ist Wolfi, der Sohn des Wolf!“

Über diese Entdeckung waren alle überrascht.

Der gelähmte Wratisch und der starke Dub schlossen sich der Meinung des Stammesältesten an und behaupteten, dass sie in den unglücklichen Wanderern die Familie des weit bekannten Bronze gießers Wolf erkannt hätten, den die Sippe auf die beschwerliche Wanderung in das neue Land nicht hatte mitnehmen können. Die anderen Männer allerdings wollten es nicht glauben. Sie versuchten wieder und wieder den Hund von dem Knaben zu vertreiben, aber der ließ sich das nicht gefallen. Er leckte ohne Unterlass die bleichen Wangen des Knaben.

„Das ist Wolfi, glaubt mir!“ versicherte der Stammesälteste erneut. „Er kommt uns jetzt nur so klein vor, darum können wir ihn nicht erkennen!“

„Unmöglich, unmöglich!“ behaupteten die Männer. „Einen solchen Weg kann nicht einmal eine starke Schar zurücklegen!“

Der Schnee begann wieder dichter zu fallen.

Der Stammesälteste schüttelte das Haupt und wollte sich entfernen. Ein eigenartiges Winseln des Hundes hielt ihn zurück. Tschech nahm selbst eine

brennende Fackel von Wratisch und beleuchtete noch einmal den Knaben.

Der Hund wich vor den herabfallenden Funken zurück. Ein Funke schlug einen rotglühenden Bogen und fiel mit den Schneeflocken auf die Wange des Knaben.

Der Mund des Knaben zuckte.

„Holla-haa! Er lebt ja!“ rief Stammesvater Tschech erregt aus.

„Und jetzt hat er die Hand bewegt!“ schlossen sich die umstehenden Männer an.

Durch die unerwartete Wendung der Dinge war alles erregt. Man brachte den Knaben sofort in die Hütte und rieb ihn mit Schnee ab. Es dauerte lange, bis wieder Leben in die erstarrten Glieder kam.

Endlich öffnete der Knabe die Augen, sprechen aber konnte er noch nicht.

Die Männer atmeten hörbar auf. Dub wischte sich die Stirn ab. Er war in Schweiß geraten, so eifrig hatte er den Knaben massiert.

„Junge, der Hund hat dich vor dem Erfrieren gerettet!“ sagte der Stammesälteste gerührt.

Der gelähmte Wratisch warf ein Stück trockenes Fleisch aus der Hütte. Bevor es noch in den Schnee fallen konnte, bohrte der Wolfshund seine Zähne in den Happen.

Als Stammesvater Tschech sah, dass für alle geretteten Wanderer gesorgt sei, streichelte er den schlafenden kleinen Buben, kroch aus der Hütte und schritt langsam seiner Erdbehausung zu.

Nach mehreren Schritten war er von wirbelnden Schneeflocken besät. „Gute Nacht, Herr!“ grüßte ihn aus dem Dunkel die Stimme des wachhaltenden Postens.

„Gute Nacht!“ antwortete Tschech, der Älteste und Führer des Stammes. „Die Götter seien mit uns allen!“

### 3. Kapitel - DIE SIPPE DES TSCHECH

Jenseits der Berge, gegen Mitternacht von uns aus, liegt das Lausitzer Land. Dort lebten in der Bronzezeit zahlreiche Stämme der Urnenmenschen. Sie werden so genannt, weil sie ihre Toten verbrannten. Sie äscherten sie auf Scheiterhaufen ein, sammelten die Asche und füllten sie in handgeknetete Tongefäße, in Urnen, die sie der Mutter Erde übergaben.

Dieses Volk hatte unter den Raubzügen seiner nördlichen Nachbarn sehr zu leiden. Es wurde von ihnen überfallen, die Bevölkerung erschlagen, die armen Siedlungen mit den bescheidenen kleinen Feldern verwüstet, die Herden geraubt und die jüngeren Leute in die Sklaverei verschleppt.

Stammesvater Tschech wollte sich daher mit drei starken Sippen auf den Weg machen und mit ihnen gegen Süden ziehen, hinter die waldigen Berge, um eine neue Heimat zu suchen. Es ging auch die Sage, dass dem Tschech und seiner Sippe seitens eines benachbarten Stammes Blutrache drohe und er darum lieber fortziehen wolle.

Die übrigen Sippen bestanden vorläufig darauf, in der alten Heimat zu bleiben. Sie wagten die unsichere Wanderung in das unbekanntes Land nicht. Viele sprachen warnend die Vermutung aus, die einheimische Bevölkerung jenes fernen Landes werde ihre Weideplätze sicher mit den Waffen in der Hand

verteidigen und die Leute des Tschech mit blutigen Köpfen wieder zurücktreiben.

Als jedoch die Deutungen der Wahrsager günstig waren und die Eingeweide der Opfertiere Gutes prophezeiten, sagte der weise Stammesälteste, es sei der Wille der Götter, dass die wanderbereiten Stämme unverzüglich die weite Reise antreten sollten.

Der Mond nahm gerade zu und so zogen sie also gleich los. Tschech befahl, die ledernen Beutel und geflochtenen Säcke mit den Vorräten auf den Rücken der Rinder festzubinden und entlang des Großen Flusses gegen Süden loszuziehen.

Die Familie des wackeren Wolf, des weit bekannten Gießers von Bronzenadeln und Armreifen, konnte an der Wanderung nicht teilnehmen. Sie blieb daheim. Wolf war von einer schweren Krankheit befallen; er lag in seiner Erdhöhle und konnte sich nicht vom Lager erheben. Die Sippe machte sich darum ohne ihn auf den Weg.

Als Wolf vom Stammesältesten Abschied nahm, versprach er, er werde der Sippe nachfolgen, sobald er wieder fest auf den Beinen stehe. Ohne Sippe könne man nicht leben.

„Sobald wir uns in dem neuen Lande angesiedelt haben, wollen wir es euch wissen lassen, damit uns auch jene Sippen, die noch hier bleiben, folgen können“, sagte Tschech. „Du wirst dich ihnen, Wolf, anschließen und mit den Kindern in Sicherheit zu uns gelangen.“ Als die Sippe fortzog, ließ sich der kranke

Wolf auf einen Hügel tragen und blickte bis zum Abend nach Süden auf die Berge, hinter denen die Sippe verschwand.

Mit Wolf blieben seine Frau Luba und zwei hoffnungsvolle junge Söhne, der eine drei-, der andere zwölfjährig, zurück. Luba sorgte nach besten Kräften für die Familie. Der ältere Sohn, Wolfi, ein aufgeweckter und starker Knabe, half tapfer.

Der Sommer verging, es wurde Herbst und Wolfs Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag.

Eines Tages rief Wolf seine Frau und den älteren Sohn zu sich und sagte zu ihnen:

„Ich fühle, dass ich bald sterben werde. Sobald ihr mich eingeäschert habt, begeben euch auf den Weg zur Sippe. Hier seid ihr allein und verlassen, bei unserer Sippe findet ihr Freunde, Hilfe und Schutz. Gewiss wird euch einer der Stämme mitnehmen.“

Und es geschah, wie er gesagt hatte, nach dem Willen der ewigen Götter. Er starb, wurde eingeäschert und man begrub ihn auf dem Gräberfeld der Ahnen. Dann bereitete sich die Familie auf die Wanderung vor. Zwei benachbarte Stämme waren bereit, Luba mitzunehmen, sobald auch sie Tschech in die neue Heimat folgen würden. Aber das würde nicht vor dem Frühling sein und dann auch nur, wenn bis dahin günstige Nachrichten über die Wanderung Tschechs eingetroffen seien. Vor dem Winter in unbekannte Gegenden ziehen zu wollen, wäre verwegene Torheit, sagte man ihr.

Es blieb also nichts übrig, als das Frühjahr in der alten Heimat abzuwarten.

Wolfs Familie ging es immer schlechter. Sie hatte keinen Beschützer, keinen Ernährer. Und die Sippe lebte weit jenseits der Berge. Hier in der Nähe gab es niemanden, der den armen Hinterbliebenen helfen wollte. Um das Elend vollzumachen, wurde auch die vergräunte Luba krank. Sie war so entkräftet, dass sie nur mühsam aus ihrer Hütte herauskam, um etwas frische Luft zu schöpfen.

Alle Sorge um die Familie ruhte auf dem älteren Knaben. Und Wolfi hielt sich wirklich tapfer. Er besorgte den Haushalt, so gut er es konnte. Mit den zwei Kühen und einigen Schafen ging er auf die Weide und erlegte dabei häufig einen Hasen oder ein anderes niederes Wild. Dabei leisteten ihm seine Hunde gute Dienste.

Wie ein verheerender Wirbelsturm aber suchte eines Tages ein alles verwüstender feindlicher Haufen die Gegend heim. Wolfi verbarg sich nur mit Mühe vor den Räubern in einem Haselbusch, kam aber um seine kleine Herde. Ein einziges Lamm, das sich im Unterholz verlaufen hatte, und die Hunde blieben ihm. Alles andere hatten die Räuber gefangen.

Wolfi lief heim, um zu sehen, ob die rohen Feinde nicht etwa die Mutter und den kleinen Bruder erschlagen hatten. Das Herz pochte ihm, dass er mehrere Male stehen bleiben und sich an einem Baume anlehnen musste. Sonst war er von den Weideplät-

zen bis nach Hause immer ohne eine Ruhepause gelaufen.

Er betrat die Hütte; sie war leer.

Erschrocken ging er wieder ins Freie und blickte ängstlich umher, wo wohl die Leichen seiner Lieben liegen könnten.

Die Mehrzahl der Hütten, die in der Siedlung nach Abzug der Sippe des Tschsch noch erhalten geblieben waren, sah nun verwüstet aus. Die Räuber hatten sie alle nach Beute durchsucht.

Die Hunde begannen zu bellen und liefen zu den Weideplätzen zurück. Wolfi schrie auf. Er erblickte die Mutter, die den kleinen Bruder an der Hand führte und den Steig entlangwankte.

Sie war ihm wohl entgegengegangen und hatte ihn verfehlt.

Er eilte zur Mutter und umarmte sie so stürmisch, dass er sie fast umstieß.

„Es war furchtbar, Wolfi“, erzählte Luba, „sie hausten ärger als wilde Tiere. Sie waren voll Wut, weil sie nichts fanden. In keiner Hütte war etwas und nirgends gab es ein Stück Vieh. Ich war in unserem Erdloch verborgen und wartete, wann sie sich auf mich stürzen würden. Zufällig warfen sie aber keinen Blick in unsere Hütte. Sie dachten wohl, dass auch sie leer sei, und zogen darum weiter... Ich hatte große Angst um dich.“

„Ich habe mich vor ihnen gut verborgen, Mutter, aber unser gesamtes Vieh haben sie fortgeschleppt!“ erzählte Wolfi und fügte hinzu: „Nur ein einziges

Lamm — das weiße mit den schwarzen Füßen — ist uns erhalten geblieben.“

„Bring es her, Junge“, sagte die Mutter betrübt. „Wir nehmen es zu uns. Du wirst nicht mehr weiden gehen...“

Wolfi fing an zu weinen. Er war voll Trauer über den Verlust der Tiere. Der Winter nahte — ach, da würde es ihnen sehr schlecht gehen!

Auch Spitzmäuschen begann zu wimmern. Er wird keine Milch mehr bekommen und Wolfi wird ihn nicht mehr auf der Kuh reiten lassen. Böse Räuber waren das.

„Mutter, ich hole das Lamm! Ich bringe es hierher!“

Wolfi pfiff den Hunden und ging das Lamm holen.

„Komm her, Kleines! Komm, mein Bählamm!“ ertönte sein Ruf durch den Busch.

## 4. Kapitel - DER AUFBRUCH

In der Hütte bettete Luba den Kleinen auf sein Lager, das Kind aber wollte noch nicht schlafen. Die Mutter gab nichts auf sein Sträuben, sie wusste gut, wie sie ihren kleinen Liebling behandeln musste. Sie erklärte ihm, dass die Kühe, die Ziegen und die Lämmer auch schon schlafen gegangen seien.

„Und du, Spitzmäuschen, wirst auch schlafen. Ich decke dich schön mit diesem Fell zu — das stammt noch vom Vater, Spitzmaus! Das wird dich gut wärmen!“

Der kleine Spitzbub aber meinte: „Mutti, sing doch was!“

„Du Quälgeist!“ sagte die geplagte Mutter und stöhnte ein wenig. Sie deckte das Kind zu und setzte sich zu ihm. Obwohl sie wahrlich nicht zum Singen aufgelegt war, trällerte sie doch mit schwacher Stimme ein altes Volkslied:

„Gestern, gestern im Abenddämmer  
Verlor ich eines meiner Lämmer.  
Hei, wer kommt und hilft mir suchen  
Nach meinem Lämmlein unter den Buchen?  
Bitten ging ich den Morgenstern,  
Doch der rief mir zu schon von fern:  
Muss früh am Morgen beim ersten Erwachen  
Der lieben Sonne ein Feuer anmachen.  
Bitten ging ich zum Abendstern,

Aber auch er rief schon von fern:  
Muss am Abend der Sonne beizeiten  
Ein weiches Lager zur Nacht bereiten.  
Den Mond ging ich bitten, den silberbleichen,  
Der aber ließ sich auch nicht erweichen:  
Mit dem Schwert hat man mich entzwegehauen,  
Mein Antlitz ist traurig nun anzuschauen.  
Da ging ich zur Sonne, der göttergleichen,  
Und sie, ja sie ließ sich endlich erweichen:  
Neun Tage will ich suchen gern  
Dein Lämmlein, und sei's noch so fern.“

„Die Sonne wird das Lämmlein finden“ — murmelte Spitzmaus leise und schlief ruhig ein.

„Sie wird es finden, ganz gewiß, die Sonne findet alles“, versicherte vertrauensvoll die Mutter und küsste ihren pausbackigen Buben.

Auf der Herdstelle flammte das trockene Reisig auf.

Nach einer Weile kehrte Wolfi zurück. Und siehe! Er brachte das glücklich gefundene Lamm mit.

„Ich habe es schon!“ rief er munter.

„Schrei nicht so! Spitzmaus schläft!“ mahnte Luba.

„Wo hast du die Hunde gelassen?“ fragte sie den wackeren Sohn noch. „Sie blieben beim Bach und fangen Fische“, antwortete Wolfi. Er war auf die weidmännischen Künste seiner Hunde besonders stolz.

Bald nach jenem feindlichen Überfall kam der Winter. Leichte Fröste ließen den Boden erstarren und eine dünne Schneedecke überzog die ganze Erdoberfläche.

In der Hütte wurde Tag und Nacht geheizt. Der Rauch wälzte sich ohne Unterlass zur Decke hinaus, als ob die Hütte brannte. Luba litt nicht unter Kälte, aber sehr oft quälte sie der Hunger. Wolfi konnte nicht alles allein machen, obwohl Luba jetzt wieder selbst die Hausarbeiten verrichtete. Aus der Umgebung konnte ihnen niemand helfen. Ein strenger Winter wird kommen. Wie werden sie ihn überstehen? Ja, bei der Sippe würde es ihnen gut gehen! Aber die Sippe ist über siebenmal sieben Berge und siebenmal sieben Täler fortgezogen und hat sie in armseliger Einsamkeit zurückgelassen. Ihnen ist nicht zu helfen...

„Was treibst du, Wolfi?“ fragte Luba den Jungen, der sich bereits mehrere Tage mit den Fellen und Riemen beschäftigte.

„Ich bereite mich auf den Winter vor, Mutti!“ antwortete Wolfi und verpackte sorgfältig getrocknete Fleischstücke.

Tags darauf begab er sich auf die Jagd, und er hatte einen glücklichen Tag — er traf mit dem Pfeil einen Rehbock. Sie wurden ordentlich satt und konnten sogar noch etwas aufheben.

Eines schönen, sonnigen Tags sagte die Mutter zufrieden:

„Jetzt fühle ich mich wohl! Seit früh bin ich auf den Beinen und spüre noch keine Müdigkeit!“

Da rief Wolfi gleich:

„Mutti, da ziehen wir morgen los!“

Verwundert blickte Luba den Sohn an und fragte:

„Wohin, sagst du, ziehen wir?“

„Nun, der Sippe nach!“ sagte der Junge ernst. „Hier würden wir sterben!“

„Wolfi, was fällt dir ein! ? Jetzt im Winter!“ antwortete die Mutter sehr bestimmt, und so sprachen sie nicht mehr darüber. Am Morgen lag die Mutter noch, als Wolfi zu ihrem Lager kam:

„Mutti, wir sind vorbereitet!“

Luba erwachte aus einem schweren Traum. Eben hatte ihr geträumt, dass ihr verstorbener Mann bei ihr stehe. Sie erhob den Arm, um ihm etwas zu sagen — und in dem Augenblick weckte sie Wolfi auf.

„Was sagst du?“ fragte Luba ihren Mann noch im Halbschlaf.

Wolfi dachte, die Mutter frage ihn, und wiederholte:

„Mutter, wir sind vorbereitet, die Sippe ruft!“

Luba blickte zur Hütte hinaus. Die frische Luft kühlte ihren Kopf und erfrischte sie.

Vor der Hütte lagen auf dem gefrorenen Boden drei Hunde. Zu beiden Seiten des Rückens hatten sie je ein Bündel befestigt.

Wolfi beachtete die Überraschung der Mutter nicht und führte das Lamm mit den schwarzen Füßen aus der Hütte heraus. Er selbst lud sich einen Sack mit geselchtem und getrocknetem Fleisch und gedörrten Fischen auf die Schulter. In die Hand nahm er einen Speer mit glänzender Bronzespitze. Er hatte sie einst selbst mit dem Vater gegossen. Über die andere Schulter hing er den Bogen. Das Beil trug er am Lendengurt befestigt, wo auch ein Ledertäschchen mit Holzspänen zum Feuermachen, einem Bronzemesser und einigen Feuersteinen hing.

„Wolfi!“ schrie die Mutter endlich auf.

Der Junge zog sich die Ottermütze über die Ohren und sagte ruhig: „Mutter, nimm Spitzmaus — Weck ihn auf, er wird allein gehen! Luba seufzte tief auf. Was sollte sie machen?

Soll sie der Sippe folgen? Den Freunden? Oder soll sie allein mit den Kindern hierbleiben, ohne Hilfe, den Strapazen des Winters ausgesetzt? Wolfi hat Recht, die Sippe ruft... Nun weiß sie, was ihr der Mann im Traume sagen wollte. Ohne Sippe gibt es kein Leben- Aber sie zauderte noch. Sie fühlte sich nicht stark genug, die anstrengende Wanderung anzutreten. Und Wolfi war doch noch ein schwacher Junge!

„Was machst du, Wolfi?“ rief sie, als er den Sack und alles, was er trug, von sich warf und sich mit einem Steinblock abzuplagen begann, der sich als Sitzplatz vor der Hütte befand.

„Ich will den Block fortwälzen“, sagte der Junge mit fester Stirnme- „Vater hat mir gesagt, dass ich ein Mann sein werde, wenn ich einmal diesen Stein wegwälzen kann...“

„Aber es gelingt dir nicht, nicht wahr, mein Kind?“ fragte die Mutter und schaute auf die vergeblichen Kraftanstrengungen ihres Sohnes. „Es muss gelingen!“ rief der atemlose Junge mit gerötetem Gesicht. „Wenn es so nicht geht“ — und er zwängte die Finger unter den Block und versuchte, ihn mit aller Kraft zu heben, bis sich sein Gesicht vor Anstrengungen verzerrte — „dann wird es so gehen!“ Und er fasste einen herumliegenden Holzprügel. Ihn schob er unter das Felsstück, setzte es in schaukelnde Bewegung, stemmte sich, so gut er konnte, dagegen — und der schwere Block wankte, neigte sich und stürzte um, dass der Boden unter ihm krachte.

Wolfi atmete tief auf. Es war gelungen. Er ist ein Mann.

Voll Wohlgefallen blickte Luba auf den mutigen Jungen. Ja, Klugheit geht manchmal über Stärke. Laut aber lobte sie den Sohn nicht. Sie nahm Spitzmaus vom Lager, zog ihm Strümpfe aus Hasenfell an, eine Hose aus Bärenfell und Schuhe aus Hirschleder, gab ihm seine Bibernütze und hob ihn aus der Erdbehauung empor. Sie selbst hüllte sich in ihr Bärenfell. In ein zweites, das auf dem Lager gelegen hatte, wickelte sie einige kleinere Felle und Stücke von groben Geweben. Auch zwei kleine Schüs-

seln legte sie hinzu. Dann band sie den Sack mit Riemen zusammen.

„Götter,laßt uns glücklich wandern! Mögen wir das Ziel ohne Unfall erreichen! Großer Swantowit, behüte unsere Schritte!“

Sie nahm Abschied von der alten Heimat. Mit feuchten Augen blickte sie liebkosend über die väterlichen Gefilde. Dann betete sie zur Mutter

„Land unserer Väter,  
Verlassen neigst du dich in Trauer!

Heimat der Ahnen, Ohnmächtig liegst du in heiligem Schauer!

Vernichtet ruht das Land, Nirgend eine sorgende Hand, Niemand, der ein Wort für uns fand, Niemand, der uns beweinte.

Die Sonne verbirgt sich vor dir, oh Land.

Wohin haben sich deine Kinder gewandt? Fortgewandert sind alle.

Gelichtet sind der Verbliebenen Reihen,  
Umbraust vom Sturm liegt das Totenfeld, Vor  
Bangen stumm umher die Welt. Auch wir ziehen  
fort...

Dir nach, dir, unsere wärmende Sonne,

Dir nach, nach einem anderen Ort, Ewige Göttin,  
Segensspenderin!“

Sie begann zu weinen. Dann blickte sie auf die Kinder und trocknete sich die Augen. Mit den letzten Worten zerriss sie die Bande, die sie mit diesem Lande verbunden hatten...

## 5. Kapitel - ÜBER BERG UND TAL

Wolfi musste sich über die Hunde ärgern. Sie liefen alle Augenblicke davon oder sprangen ins Gebüsch, um ein Stück Wild aufzuspüren. Er hatte nichts anderes zu tun, als sie ununterbrochen anzuschreien und ihnen mit der Gerte zu drohen.

Raff hatte bereits einmal seinen Ranzen verloren, als er sich durchs Gestrüpp zwängte. Hupp und Scherri wieder verfolgten eine Kette Rebhühner, weiß Gott wohin. Wolfi hatte seine Hunde gerne, nach einer solchen Verfehlung aber bestrafte er sie. Er muss sie Ordnung lehren! Spitzmaus fand an der Wanderung viel Vergnügen. Der Kleine schritt energisch aus, wurde aber leider bald müde. Eine Weile trug ihn die Mutter, dann wieder Wolfi.

Der Weg war ziemlich gut. Er war fest durchgefroren, so dass man an sumpfigen Stellen nicht einsank.

Sie wanderten ständig nach Süden. Sobald sie den Großen Fluss erreicht hatten, wollten sie seinem Laufe folgen. Verirren konnten sie sich nicht. Vielleicht würden sie ihr Ziel sogar noch vor Einsetzen des grimmigen Winterwetters erreichen.

Gegen Abend waren alle müde. Sie fanden einen ziemlich guten Schlupfwinkel unter einem überhängenden Felsen. Dort gab es viel angewehtes trockenes Laub. Es sah aus, als hätte ihnen der Wind hier selbst ein Lager bereitet. Sie ließen sich nieder und

Wolfi entfachte sofort ein Feuer. Die Mutter öffnete den Vorratssack und verteilte Fleisch. Auch die Hunde erhielten ihren Anteil. Das Lamm weidete im trockenen Grase im Gebüsch.

Bei Einbruch der Nacht hüllten sie sich in ihre Felle und pressten sich an den vom Feuer angewärmten Felsen.

Wolfi übermannte bald die Müdigkeit und er fiel in einen todesähnlichen Schlaf. Spitzmaus fühlte sich wie zuhause. Die Mutter konnte lange nicht einschlafen, obwohl auch sie müde war. Sorgenvolle Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Würden sie glücklich ihr Ziel erreichen?

Etwa um Mitternacht begannen die Hunde mit einem Male zu knurren. Wolfi war sofort wach, sprang auf und stellte sich, den Speer in der Hand, vor das Lager. Die Hunde winselten noch eine Weile unruhig, legten sich dann aber wieder hin.

Wolfi schleppte den ganzen Wipfel eines abgebrochenen Baumes herbei. Sitzend, an den Felsen gelehnt, bewachte er lange das Lager. Endlich fielen ihm die Augen zu und er schlief ein.

Am Morgen war alles weiß. Über Nacht war Schnee gefallen. Sie mussten sich erst tüchtig schütteln. Dann aßen die drei das gebratene Fleisch und begaben sich wieder auf ihre weitere Wanderung.

Die Mutter war sehr besorgt. Was sollten sie tun, wenn sich das Wetter verschlechterte und die großen Schneefälle einsetzten, ehe sie zu ihrem Stamm gelangten?

Spitzmäuschen freute sich über den verschneiten Wald. Wie schön war das doch! Als er sich aber auf dem Hang überschlug und in eine Dornenhecke fiel, war es mit der Freude vorbei und er kroch der Mutter auf den Rückensack. Er saß ganz oben und legte der Mutter die kurzen Füßchen entlang des Halses über die Schultern. Jetzt wurde er wieder lustig und unterhielt die Mutter und Wolfi mit seinem Geplapper.

Nach der Mittagspause hob das Schneegestöber wieder an. Nun wurde der Weg wesentlich schwieriger. Auch Luba war bereits so ermattet, dass sie nicht weiterkonnte; das Bergaufsteigen hatte sie völlig entkräftet.

Heute waren keine Höhle und kein Felsen in der Nähe, sie fanden nur einen Unterschlupf unter den langzweigigen Fichten.

An diesem zweiten Morgen blieben sie länger liegen. Sie waren so müde, dass sie keine Lust hatten aufzustehen. Wolfi schmerzte der Rücken; er konnte sich nur schwer aufrichten. Als sie gegessen hatten, versuchte die Mutter den Ranzen auf den Rücken zu nehmen, sank aber unter seiner Last zusammen. Wolfi legte den Ranzen zur Seite, hielt sich mit den Händen den Kopf und klagte: „Mutti ist schwach, sie kann nichts tragen!“

Er fühlte die ganze Last der Verantwortung auf sich geladen. Er musste den Vater, den Führer der Familie, vertreten. Seine Aufgabe war es, Rat und Hilfe zu schaffen. Das Ziel musste unbedingt erreicht

werden! Schluss darum mit den Klagen! Er wird jedem Missgeschick, allen Strapazen widerstehen! Er ist ja ein Mann!

Er öffnete den Ranzen, legte daraus etwas dem starken Raff auf den Rücken und lud den Rest dem Lamm auf.

„So, nun braucht Mutti nichts mehr zu tragen“, sagte er für sich. Endlich erholte sich Luba soweit, dass sie wenigstens gehen konnte. Nun konnten sie also losziehen.

Der Weg machte ihnen Beschwerden. Stellenweise kamen sie nicht durch das dichte Unterholz, dann wieder zwangen sie Schluchten und Felsen zu Umwegen. Es schneite immer mehr. Da und dort sanken sie bereits knietief in den Schnee. Sie waren so erhitzt, dass ihre Körper und auch die der Hunde nur so dampften.

Spitzmaus konnte nicht mehr weiter. Die Mutter stützte sich, bleich wie der Schnee um sie her, auf einen Stock. Sie musste stehen bleiben. Werden sie überhaupt noch weiterkommen? Spitzmaus kann die Füße nicht mehr aus dem Schnee herausziehen — und ihn tragen, dazu fehlen einfach die Kräfte.

Das wurde diesmal ein trauriger Lagerplatz. Sie machten nicht einmal ein Feuer an und setzten sich in den Schnee.

Wolfi überlegte, was er machen sollte. Nach einer Weile raffte er sich wie neubelebt auf, zog das Beil heraus und hackte zwei lange und starke Buchenäste ab. Die Zweige entfernte er.

„Was machst du, Kind? Mit frischem Holz kann man nicht feuern!“ rügte ihn die Mutter.

„Wirst gleich sehen, Mutti“, sagte Wolfi. Er holte aus dem Ranzen Riemen hervor und band beide Holzstangen an ihren stärkeren Enden so zusammen, dass sie einander in Kreuzform überragten.

„Hupp, hierher!“ rief er den Hund, und als dieser herbeigelaufen kam, nahm er ihm die beiden Packen ab, hängte dafür aber die zusammengebundenen Stangen über den Rücken des Tieres, so dass sie mit den langen Enden im Schnee nachschleiften.

„Schau, Mutti, das ist ein Fahrzeug für Spitzmaus!“ rief Wolfi, stolz auf sein Werk.

Die Mutter begriff sofort, was für ein Gefährt Wolfi zusammengestellt hatte, und legte den Schlitten mit einem Bärenfell aus. Darauf bettete sie den müden Kleinen.

„Nun muss ich dich, Spitzmaus, noch festbinden, damit wir dich nicht verlieren“, fügte Wolfi voll Befriedigung hinzu.

Den Hunden gab er eine doppelte Futterration. Sie verschlangen die an der Luft getrockneten, übelriechenden schimmeligen Fische und halbwegs ausgeruht begaben sie sich weiter. Der Schlitten bewährte sich. Er glitt sehr gut dahin. Die Mutter war des Lobes voll. Hupp zog gut, nur bergauf musste man ihm helfen.

Heute übernachteten sie in einer tiefen windgeschützten Schlucht. Noch bei Tageslicht hatten sie hier viele Wolfsspuren entdeckt, darum unterhiel-

ten sie die ganze Nacht hindurch ein besonders großes Feuer. Aber die Wölfe kamen sie trotzdem besuchen. Sie schlichen ziemlich frech um das Lager herum und waren einmal schon nahe daran, sich auf das angebundene Lamm zu stürzen. Sie wurden jedoch von den Hunden vertrieben.

Wolfi und Spitzmaus lagen eng aneinandergeschmiegt. Die Mutter hatte sie gut zugedeckt. Die Kinder schliefen noch nicht. Sie neckten einander und kuschelten sich unter das wärmende Fell.

„Wolfi, zieh Spitzmaus recht fest an dich heran und halte ihn, damit er sich nicht abstrampelt!“ gebot Luba. „Ich will Wache halten...“ Der Mond leuchtete durch die Kronen der Bäume und am Boden glänzten goldene Streifen auf dem silberglitzernden Schnee. Wolfi schaute aus seiner Pelzhülle heraus, blickte auf die leuchtende Mondscheibe und begann plötzlich laut zu lachen.

„Was lachst du, Wolfi?“ schmolte Spitzmaus, dem es gar nicht gefiel, dass Wolfi kalte Luft zur Öffnung hereinließ. „Ich will schlafen!“ „Ha, ha-hahaha-ha!“ lachte Wolfi weiter. „Das war ein dummer Bär! Er glaubte, der Mond sei ein Stück Käse! Hahaha!“

„Wo ist ein Bär? Was glaubte er?“ fragte sogleich der kleine Bruder. Er hatte erraten, dass sich Wolfi wohl an eine Erzählung erinnert habe. Der verstorbene Vater hatte ihnen oft Geschichten erzählt. Wolfi zog das Fell über sie, damit es schön warm blieb, legte seinen Kopf an das Köpfchen des Bruders und begann leise:

„Eines Nachts leuchtete der Mond genau so wie jetzt. Ein Fuchs stand bei einem Tümpel und blickte ins Wasser. Es gefiel ihm, dass der Mond so schön aus dem Wasser schaute...“

„Mond aus dem Wascher schaute...“ wiederholte Spitzmaus.

„Leise kam der hungrige Bär Petz heran und sagte: Fuchs, ich freiß dich auf! “

Und Spitzmaus lispelte: „Fuchs, ich freiß dich auf!“

Wolfi erzählte weiter:

„Der Fuchs erschrak, dass er fast in den Tümpel fiel. Doch man nennt ihn nicht umsonst den ‚Schlaukopf‘. Er wusste sofort Rat und sagte dem Bären: Gevatter, seid nicht dumm! Schaut, hier im Tümpel ist ein schöner Käse! Das wäre etwas besseres für euren Gaumen!“

„Schöner Käs für euren Gaumen...“

„Der Bär Petz blickte ins Wasser und sah dort wirklich einen prächtigen, glänzenden Käse, auf den er sofort Appetit bekam. Ist nur die Frage, wie ihn bekommen? sagte er und der Geifer troff ihm von der Schnauze herunter.

Das ist doch leicht Gevatter! riet der Fuchs. Hilf mir das ganze Wasser aussaufen und dann teilen wir uns den Käse!

Der Bär war einverstanden und begann das Wasser sofort gierig zu trinken. Der Fuchs aber steckte nur die Schnauze ins Wasser, trank jedoch nicht davon.

Nach einer Weile war der Bauch des Bären voller Wasser; er konnte nicht mehr trinken.

Er sagte: Fuchs, ich kann nicht mehr, du musst mir besser helfen! Der schlaue Fuchs meinte: Nun, warte hier eine Weile, ich mach einen Sprung nachhause, um einen Napf zu holen. Dann schöpfen wir das Wasser leicht aus.“

„Das ganze Wascher schöpft er aus...“ flüsterte Spitzmaus.

„Der Fuchs lief fort, der Bär aber legte sich in den Tümpel und schlief ein. Als er erwachte, war der Käse aus dem Wasser verschwunden. Und der Fuchs auch...“

„Der Käse war verschwunden, der Fuchs war verschwunden, und der Mond war auch verschwunden...“

„Fuchs, Fuchs, wo bist du? rief der Bär, dass es im ganzen Walde widerhallte. Der Fuchs zeigte sich aber nicht mehr. Seither jagt der Bär jeden Fuchs, wo er ihm nur begegnet. Er glaubt heute noch, dass er ihm den Käse weggefressen habe, während er im Tümpel lag und schlief. Nicht ein Stückchen hat er ihm gelassen, der Geizhals...!“ Das war die Geschichte vom Schlaufuchs und vom dummen Bär Petz. Inzwischen war Spitzmaus eingeschlafen. Wolfi legte seinen Arm um ihn. Die Mutter packte noch einige schwere Holzscheite ins Feuer. In der Ferne heulte ein Wolf. Eine Winternacht ist so lang...

Als Luba am Morgen das Fleisch verteilen wollte, war sie sehr überrascht, dass sie den Ranzen leer und dazu noch zerrissen fand. Da waren gewiss die

Hunde in der Nacht über den ungenügend zugebundenen Ranzen hergefallen und hatten die gesamten Vorräte aufgeessen!

Das war ein Missgeschick.

Der ergrimmete Wolfi packte den leeren Ranzen und schlug damit die Hunde. Die Mutter gebot ihm Einhalt. „Jetzt ist es schon geschehen! Schlag sie nicht! Sie waren hungrig!“

Wolfi jammerte, dass ihm jetzt nur mehr einige geselchte Fische übrigblieben. Morgen werden sie nichts zu essen haben. Er fühlte sich im Herzen ein wenig schuldig: Er hätte das Fleisch besser verpacken und es in der Nacht bewachen sollen!

„Swantowit, du großer Gott, verlass uns nicht!“ seufzte die Mutter fromm mit gefalteten Händen.

## 6. Kapitel - DIE SIEDLUNG AM GROSSEN FLUSS

„Weißt du, Kind, in welche Richtung wir gehen müssen?“ fragte die Mutter besorgt. „Die Sonne ist nicht zu sehen... und mir scheint, dass wir nicht die Richtung nach Süden einhalten...“

„Sei unbesorgt, Mutti! Schau, dieses Flüsschen ergießt sich gewiss in den Großen Fluss und zu diesem werden wir bald kommen. Der Große Fluss führt uns dann sicher weiter!“

Unsere Wanderer wurden sehr vom Hunger geplagt. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als das Lamm zu schlachten. Wolfi häutete es ab, aber es gelang ihm nicht gut — er riss ihm die Füße ab. Als seine erstarrten Finger in das Innere des Lammes fassten, fühlte er eine angenehme Wärme auf der Hand.

Luba sagte, er solle nur Feuer machen, sie werde das Lamm selbst zubereiten, und legte einen gesammelten Armvoll Reisig in die Mitte des Lagers.

Wolfi brachte einen weiteren Brennholzvorrat herbei, damit es für die ganze Nacht reiche, und begann dann wie gewöhnlich Feuer zu bohren. Heute wollte es aber nicht so gut wie sonst gelingen. Die Finger waren ihm inzwischen im Wind erstarrt, so dass er mit dem Holzstäbchen zwischen den Fingern und der Handfläche nicht gut bohren konnte. Er

steckte die Hände in die warmen Achselhöhlen und blickte eine Weile ratlos auf das vorbereitete Holz.

Spitzmaus saß auf dem Schlitten und spielte mit Wolfis Bogen. Er versuchte mit seiner kleinen Hand die Sehne zu spannen und rief: „Ich schieße den Hund!“

Wolfi rief „Hei!“ und entriß dem Brüderchen den Bogen. Er kümmerte sich nicht um sein weinerliches Gewimmer, wickelte die Bogensehne um sein zum Feuermachen vorbereitetes Holzstück und setzte es auf seine erprobte, ausgetrocknete Unterlage, die voll schwarzer, ausgebrannter kleiner Löcher war.

„Mutti, komm mir den Bohrstock halten!“ bat er die Mutter. Als ihm Luba helfen kam, zog er den Bogen hin und her, bis sich das Holz rasch drehte und in der Unterlage ein schwarzes, glimmendes Pulver zu sehen war.

Sobald aus der Unterlage genügend Rauch aufzusteigen begann, warf Wolfi den Bogen fort und blies leicht in das schwarze Pulver in der Unterlage. Die Mutter reichte ihm ein Bündel trockenes Gras.

Noch einmal blies er sanft hinein — und schon begann ein kleines Feuerchen aufzuflammen.

Vorsichtig legte Wolfi das trockene Grasbündel zu und pustete noch einmal. Nun schlugen kleine Flammen hoch und das Feuerchen fing an zu knistern.

Sie wärmten sich. Dann brieten sie das Lamm und aßen sich wieder einmal ordentlich satt.

In der Nacht kam ein Unwetter. Der Sturm brach die Zweige, Schnee fiel in ungeheuren Mengen. Sie schliefen mit den Hunden eng aneinandergedrängt. Der Schnee verschüttete sie, so dass sie schützende Zweige in die Erde stecken und sie wie ein Dach über sich ausbreiten mussten.

Am kommenden Morgen wurde der Sturm noch ärger und dauerte den ganzen Tag. Erst gegen Abend wurde es fast mit einem Schlage ganz still. Auch der Schneefall hörte auf.

Wolfi ging Holz sammeln und brachte einige vom Sturm abgebrochene kleinere Bäume mit.

Spitzmaus, der kein Sitzfleisch hatte, kroch auf einen verschneiten Baumstumpf und rühmte sich:

„Schau, Mutti, wie ich gewachsen bin!“

Aber da war er auch schon mit einem Fuße in der morschen Höhlung des Baumstumpfes. Die Mutter musste ihn herausheben, damit er nicht den Fuß breche.

Wolfi half der Mutter, den Kleinen aus seiner Falle zu befreien. Dann warf er einen prüfenden Blick auf den Baumstumpf und rief erfreut: „Der wird fein brennen!“

Und er entfachte sofort Feuer an dem unteren Teil des Baumstumpfes. Auch Spitzmaus legte Reisig zu und das Feuerchen entwickelte sich bald zu einer starken Flamme.

Nach einer Weile rief Spitzmaus:

„Wolfi, schau, wie das brennt!“

Der Baumstumpf war bei der Wurzel ausgebrannt, das Feuer drang in das Innere ein und der Rauch stieg in bläulichen Wölkchen durch den Hohlraum wie durch die beste Esse empor.

„Dieser Baumstumpf hält das Feuer bis früh“, meinte Wolfi zufrieden. „Wir werden es schön warm haben.“

Am kommenden Morgen brach auch die Sonne wieder durch.

Wolfi nahm Bogen und Pfeile und begab sich auf die Jagd. Vielleicht würde er etwas erbeuten.

Er versank so im Schnee, dass er die Beine kaum herausziehen konnte. Darum suchte er sich lieber einen Weg, wo der Schnee etwas fortgeweht und von dem heftigen Sturm fest zusammengepreßt war. Er entdeckte die Spuren von zwei Birkhähnen, doch war es zwecklos, ihnen in das Dickicht folgen zu wollen.

Auf einer Fichte schaukelte sich im Wipfel ein Kreuzschnabel. „Sicher hat er sein Nest dort!“ dachte Wolfi, schoss aber natürlich nicht nach dem kleinen Vogel.

Hoffnungslos blickte er um sich. Dabei entdeckte er, dass sich nicht weit weg, auf dem Kamm des Hügels eine Lichtung befinden müsse. Er mühte sich bis zu einem freien, fast baumlosen Platz, der ziemlich steil ins Tal abfiel.

Plötzlich blieb er stehen und schaute ins Tal hinunter: „Ei, dort ist der Große Fluss! Und was ist das dort am Ufer?“

Er kroch auf einen Felsen, um noch besser sehen zu können, und nun erkannte er am Ende in der Nähe des Großen Flusses einige Hütten. Ja, das sind menschliche Behausungen — es steigt ja Rauch aus ihnen auf!

„Holla! Das muss ich sofort der Mutter sagen!“

Wolfi watete, so schnell es nur seine Kräfte zuließen, durch den Schnee, immer entlang der eigenen Spuren.

Die Mutter war voller Freude über die Nachricht. Eine Siedlung in der Nähe!

Sie vergaßen die durchgemachten Strapazen, den Hunger und die Schwäche und schlugen tapfer den Weg in das tiefe Tal ein. Die Hoffnung auf baldige Rast und Erholung stärkte sie so, dass sie keine Ermüdung spürten.

Der Weg durch das Tal zur Siedlung dauerte länger, als Wolfi gedacht hatte. Die Mutter war bereits einige Male im Schnee zusammengebrochen und nur mit größter Selbstüberwindung wieder aufgestanden.

Schließlich erreichten sie aber doch die Siedlung. Die Hunde witterten die Nähe von Menschen und bellten. Aus der Siedlung bellte es zurück und ihre vierbeinigen Bewohner kamen aus der Einfriedung herausgelaufen. Bald wäre eine Hundebalgerei daraus geworden, wenn nicht ein Mann aus der Siedlung gekommen wäre und die Hunde mit der Peitsche zurückgetrieben hätte.

Wolfi bat den Mann, dass sie die Siedlung betreten dürften. Er musste sein Anliegen dreimal wiederholen, bevor der Mann verstand und antwortete, dass ihnen Einlass gewährt sei. Er sprach barsch und mit einem fremden Akzent.

Wolfi kehrte zur Mutter zurück und meldete ihr freudig, dass sie eintreten dürften.

## **7. Kapitel - DIE HÄNDLER**

In der Siedlung gab es nur wenige Hütten, kaum zehn. Es handelte sich wohl um den Rest einer in Verfall geratenen Sippe, die von Krankheiten oder räuberischen Überfällen verfolgt wurde. Überall war auf den ersten Blick Armut zu erkennen. Im Viehpferch duckten sich einige Schafe. Die ermattete Luba schwankte nur so hinter dem Hundeschlitten her. Aus den Hütten, die halb eingeschneit waren, kamen die von dem Wächter herbeigerufenen Männer herausgekrochen. Sie waren in Felle gehüllt. Auch die Füße hatten sie mit Fell umwickelt. Verschlafen kniffen sie die Augen zu, dafür rissen sie die Münder um so weiter über die neuen Ankömmlinge auf.

Hinter den Männern kamen die neugierigen Frauen; sie waren nur spärlich bekleidet, da sie eben vom Hüttenfeuer fortgelaufen waren. Sie blieben im Hintergründe bei ihren Hütten und grinsten nur, wobei sie sich mit Gebärden gegenseitig auf die unerwarteten Gäste aufmerksam machten. Einige barfüßige, fast nackte Kinder waren bis zum Schlitten gelaufen und standen nun im Schnee herum. Sie waren schmutzig und allen hing ein Rotzfähnchen aus der Nase herunter. Sie versuchten, die ermüdeten Hunde zu streicheln.

Wolfi sah sich nach der Mutter um. Luba trat an die alte Eiche heran, die in der Mitte des kleinen Ortsplatzes stand, und ergriff deren Zweige.

Wolfi versteht, was sie damit meint. Die Mutter ergreift den heiligen Sippenbaum — um damit anzudeuten, dass sie sich unter den Schutz dieser Siedlung stellt.

Wird man sie aufnehmen?

Luba nickte mit dem Kopfe Wolfi zu und er erriet sofort, was sie wollte. Er öffnete den einen Ranzen. Luba entnahm ihm die beiden schönsten Felle und reichte sie den umherstehenden Männern. Sie wusste nicht, wer von ihnen der Häuptling war, um ihm ihr Geschenk anzubieten.

Die Männer blieben bewegungslos stehen. Erst als sie zu einem baumlangen Menschen mit einer noch unverheilten Narbe auf der Wange und am Halse kam und dieser durch ein Zeichen zu verstehen gab, sie möge die Felle auf dem Schnee ausbreiten, erkannte sie, dass dieser Mann der Häuptling war.

Wolfi überlegte im Geiste, ob es wohl ein Bär gewesen sei, der dem Häuptling diese furchtbare Wunde beigebracht hatte, oder ob der Häuptling nicht etwa auf ein brennendes Holzschleit gefallen sei. Luba erkannte an den Mienen aller Anwesenden, dass ihnen die unerwarteten Gäste nicht besonders willkommen waren, und sie hatte Verständnis dafür. Es war Winter, die Zeit der Not, und die Sippe war klein und arm. Darum verlangte sie für sich und

die Kinder nur ein Obdach für kurze Zeit, um ausruhen zu können. Für einige wenige Nahrungsmittel wollte sie gerne wertvolle Felle oder Schmuckstücke eintauschen.

Nur mit Mühe konnte sie ihre kurze Bitte zu Ende sprechen.

Dann brach sie im Schnee zusammen.

Der Häuptling gab ein Zeichen und die Männer trugen Luba in eine leere Hütte.

Sie waren aufgenommen!

Wolfi machte in der zugewiesenen Hütte sofort ein Feuer und verwahrte in ihr alle ihre Habe. Auch die Hunde nahm er herein, damit sie sich draußen nicht herumbalgt.

Die Frauen der Siedlung kamen und brachten ein wenig Mehl, Dörrobst und einen kleinen Hasen.

Spitzmaus bekam ein Stückchen Fett auf einem Hautstreifen angeboten. Und er machte sich sofort über den Leckerbissen her.

Nun würden sie wieder einmal unter einem Dache schlafen! Es machte ihnen nichts, dass die Hütte ärmlich war. Der Schnee hatte das schadhafte Dach zugedeckt und Wolfi würde das größte Loch leicht mit Reisig verstopfen können. Durch die anderen Öffnungen wird wenigstens der Rauch vom Herdfeuer leichter abziehen.

Wie süß ist es, wieder in einem warmen Erdloch zu sitzen, in Frieden und Ruhe, ohne Furcht vor wilden Tieren! Wolfi lebte neu auf und bediente voll Freude die Mutter.

Luba erholte sich rasch. Das Gefühl der Sicherheit und Bequemlichkeit in der Erdhütte gab ihr neue Kraft. Schon plauderte sie heiter mit den Kindern und meinte, dass sie gern hier sei und am liebsten während der ärgsten Schlechtwetterzeit und allenfalls bis zum Frühjahr hierbleiben möchte. Sie hatte ja zwei prächtige Bärenfelle und trug bronzenne Armreifen; was aber alles überbieten würde, war ein Bernsteinarmband! Sie war also in der Lage, für die gebotene Unterkunft etwas zu geben.

Auch Wolfi gab zu, dass sie jetzt an eine weitere Wanderung nicht denken konnten. Die entkräftete Mutter würde nicht weit kommen. Luba buk den Kindern auf heißem Stein Brot. Wie ihnen das nach so langer Zeit der Entbehrung mundete! Spitzmaus stopfte sich einen ganzen Fladen in den Mund und schlang ihn hinunter, dass ihm bald die Augen aus dem Kopf traten.

Am dritten Tage, als Wolfi auf die strömende Elbe blickte, bemerkte er auf dem Flusse zwei lange Boote. Sie wurden von der Strömung getragen, so dass sie sich rasch näherten. Seine Rufe führten die Siedlungsbewohner an das Ufer.

Auf den Booten befanden sich je fünf Personen.

Es waren Händler.

Schon bemerkten sie die Schar der Leute am Ufer und wendeten die Boote auf sie zu. Sie landeten und baten sofort um Hilfe.

In eines der Boote drang durch einen Riss Wasser ein. Es musste ausgebessert werden. Aus dem

anderen trugen sie einen toten Händler ans Land. Sie legten ihn auf das Ufer und umstanden ihn eine Weile schweigend. Dann sprachen sie mit dem Häuptling der Siedlung. Wolfi kam es verwunderlich vor, dass die Händler zu dieser späten Jahreszeit hier auftauchten, wollte aber darüber keine Fragen stellen. Nichtsdestoweniger hörte er heraus, dass sich diese Händler wegen eines Streites aufgehalten hatten, bei dem einer von ihnen schwer verwundet worden war und auf dem Boote nun gestorben sei. Sie wollten schnellstens heim und in ihren Booten ihr Ziel erreichen, bevor noch der Fluss ganz zufror. Und das konnte bald eintreten; entlang den Ufern gab es bereits viele Eisränder und im Wasser des Stromes schwammen auch schon viele Eisschollen.

Die Händler hatten den Riss im Boote bald mit Werg ausgebessert, rüsteten sich aber nicht zur Weiterfahrt. Der hereinbrechende Abend veranlassete sie, in der Siedlung zu übernachten. Sie würden also erst morgen weiterfahren. Sie hatten, so sagten sie, noch fünf Tagesreisen vor sich.

Was aber sollte mit dem Toten am Ufer geschehen? Nach kurzer Zeit hatte der aufgeweckte Wolfi schon heraus, was man vorhatte. Die Händler wollten ihn hier einäschern. Sie trugen auch schon Holz aus dem Walde zusammen und errichteten einen großen Scheiterhaufen. Morgen also wird die Einäscherung stattfinden und dann erst werden die Händler ihre Boote besteigen.

Wolfi suchte einen seiner Hunde, der sich irgendwo verlaufen hatte. Er wollte gerade eine Gruppe von Männern der hiesigen Siedlung fragen, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Die Männer befanden sich mit zweien der Händler in lebhaftem Gespräch und noch ehe Wolfi zu ihnen herangetreten war, hörte er seinen Namen nennen. Der Häuptling der Siedlung sprach über ihn. Warum? Was bedeutete das? Der Knabe sprang hinter die heilige Eiche, bei der er sich gerade befand, und hinter sie verborgen, hörte er einen Teil der Unterhaltung.

Und was er da vernahm, war so furchtbar, dass er wie vom Blitze getroffen zusammensank. Es war ein Glück, dass sich gerade in diesem Moment die Hunde in nächster Nähe herumtrieben und die unterhandelnden Männer den Klagelaut nicht hörten, den Wolfi ausstieß. Sonst wären sie gewiss über ihn hergefallen, denn gerade er durfte nicht erfahren, was verabredet worden war.

Wolfi kauert sich hinter dem Baum zusammen und hob nur vorsichtig den Kopf, damit ihm nichts entgehe. Doch die Unterredung der Männer ging offenbar schon zu Ende.

„Ja, aber jetzt werden wir die Kinder noch nicht verängstigen, daraus würde nur großer Lärm entstehen“, sagte der Häuptling den beiden Händlern und nahm von ihnen ein glänzendes, kurzes Bronzeschwert in Empfang. „Wir haben genug Zeit bis morgen zur Dämmerung!“

Die Händler schüttelten einer nach dem anderen dem Häuptling die Hand und sagten:

„Abgemacht!“

Der verwundete Häuptling grinste zufrieden. Er streichelte wohlgefällig das kräftige Schwert und führte mit ihm einen Hieb durch die Luft, dass es nur so sauste. Dann drückte er die prächtige Waffe an die Brust und ging in seine Behausung. Die übrigen Männer schritten langsam zu dem lodernden Feuer und unterhielten sich dort noch lange miteinander.

Wolfi schlich sich zu seiner Hütte. Er setzte sich auf das Lager und blickte verstört vor sich hin. Er konnte kein Wort hervorbringen. Sein noch kindlicher Kopf konnte den Ansturm der auf ihn eindringenden Gedanken nicht fassen.

„Was fehlt dir?“ fragte ihn die Mutter. „Hat dich jemand behext?“

„Mutti, Mutti!“ begann Wolfi zu weinen.

Die Mutter dachte, er habe Schmerzen, und beruhigte ihn eine Weile. Schließlich erinnerte sich Wolfi daran, dass er ja doch schon ein Mann sei und dass er darum nicht der Verzweiflung anheimfallen dürfe. Er fasste sich wieder und dachte angestrengt darüber nach, wie sie dem drohenden furchtbaren Geschick entgehen könnten.

## 8. Kapitel - AUF DER FLUCHT

In der Nacht packte Wolfi die Mutter beim Fuß.  
„Mutti, steh auf!“ „Was gibts, mein Kind?“

„Steh auf, wir müssen fort von hier!“

„Hast schwere Träume, nicht wahr, mein Bub?“

„Nein, mir träumte nichts, beeil dich nur und sei still!“

Die Mutter kannte Wolfi schon. Sie wusste, dass er sie ohne gewichtigen Grund nicht aufweckte, und erschrak. Sie sagte nur:

„Lieber Junge, sei froh, dass wir im Warmen sitzen! Wenn sie uns nur den ganzen Winter hier duldeten! Ich kann nicht weit gehen, bin so schwach!“

„Hab schon daran gedacht!“ antwortete Wolfi und spornte die Mutter zur Eile an.

Die erlöschenden Holzstücke der Feuerstelle beleuchteten das Innere der Erdhütte nur bescheiden. Wolfi blies sie an, während Luba die Felle vom Lager in ein Bündel schnürte.

„Wo sind alle andern Sachen?“ fragte die stauende Frau.

„Schon draußen. Gib mir das Bündel und nimm Spitzmaus in den Arm, damit er nicht aufwacht! Er könnte schreien... So, und nun leise mir nach! Es darf uns niemand hören. Darum sprich unterwegs nicht. Es hängt viel, es hängt alles davon ab!“

So sprach der entschlossene Sohn zur Mutter und diese überließ sich ganz seiner Führung.

Mit dem Bündel auf dem Rücken schlich Wolfi voran. Er trat der Mutter Spuren in den Schnee. Gleich von der Hütte an begab er sich seitlich zum rückwärtigen Teil der Siedlung. Er wich allen anderen Hütten aus. So führte er die Mutter zu der kleinen Pforte in der Umzäunung. Er hatte sich am Abend alles gut angesehen und durchdacht, so dass er sich sicher fühlen konnte.

Einen Augenblick horchte er auf. Stille; eine ruhige Nacht. Der Wächter der Siedlung ging mit seinem Hund bei der Hauptpforte auf und ab.

Wolfi legte die Strebe um, öffnete die Pforte und alle entfernten sich. In der Dunkelheit hatte sie niemand beobachtet.

Draußen stand ein großer, primitiver Schlitten mit den beiden hintereinander eingespannten Hunden. Luba sah in der Dunkelheit anfangs nichts, erst als sie ihre Augen daran gewöhnt hatte, erkannte sie im schwachen Lichte des Schnees die beiden Hunde. Sie knurrten leise, als sie sie streichelte.

„Darauf wirst du fahren, Mutter, wenn du nicht mehr gehen kannst“, sagte Wolfi.

„Bei allen Göttern, Junge, sag mir, was das bedeuten soll?“ bat die Mutter.

„Damit du's weißt, Mutter“, erklärte der Junge leise, „ich will dir's sagen... Morgen werden sie den toten Händler einäschern... Und wir, ich und Spitzmaus — nein! — ein andermal sag ich dir's ...Du könntest aufschreien und das wäre unser Ende!“

„Ach, ich habe solche Sorge, Wolfi! Eine böse Gefahr hängt über uns, nicht wahr!

„Stille, Mutti!“ ermahnte Wolfi. „Wir müssen sofort weg von hier!“ Luba legte Spitzmaus auf den Schlitten und watete durch den Schnee hinter dem Gespann, das der mutige Wolfi führte.

„Ich hab die hiesige Umgebung ein wenig in Augenschein genommen“, sagte der Junge, um der Mutter Mut zu machen. „Ich weiß, dass hier ziemlich lange ein ausgetretener Weg führt und dass der Fluss unser Wegweiser sein wird. Leg Spitzmaus vorläufig auf den Schlitten, später, wenn du nicht mehr gehen kannst, setzt du dich auch...“

„Das ist ein Schnee!“ sprach Luba. „Ich kann kaum die Füße heben.“ Die nächtliche Dunkelheit drückte die Wanderer zu Boden. Sie waren wie ohnmächtige Würmer. Nur ganz wenig bewegten sie die Füße vorwärts, hielten sich am Schlitten fest und verließen sich auf den angeborenen Instinkt der treuen Hunde. Gleich Blinden stampften sie durch das Dickicht. Nur das Entsetzen hinter ihnen trieb sie der unbekanntem Wildnis entgegen.

Der Wind heulte. Kleine Flocken begannen herumzufliegen.

Wolfi tappte mit dem Stock vorwärts, damit sie nicht etwa in ein verräterisches Loch fielen.

So zogen sie Schritt für Schritt weiter.

„Mutter!“

„Was denn, Wolfi?“ fragte die verängstigte Luba. „Ich sehe nicht auf drei Schritte...“

„Mutter, den Verstorbenen werden sie in der Frühe einäschern — und sie suchten lebende Opfer, damit diese dem Händler nach dem Tode dienen...“

Nur schwer brachte Wolfi diese Worte aus sich heraus und heißer Atem machte seine Lippen erglühen.

„Wolfi, um Gottes Willen! — Mich schaudert...“

„Ja, Mutter, ich und Spitzmaus sollten mit dem Händler auf den Scheiterhaufen gehen...“

„Ach, ach! Mir zerreißt es das Herz...!“

Luba brach auf dem hinschleichenden Schlitten zusammen.

Wolfi wischte sich den Schnee aus den Augen und zog am Schlitten, damit er in Schwung komme.

## 9. Kapitel - DIE VERFOLGUNG

Eine Weile schneite es dicht. Unsere Wanderer mussten haltmachen. Wolfi stellte fest, dass sie beinahe in einen Bach hineingefahren wären.

„Es bleibt nichts anderes übrig, als zu warten, bis es Licht wird“, sagte die Mutter und setzte sich zu Spitzmaus auf den Schlitten. Die Hunde schliefen in Schneegruben.

Wolfi war im Geiste in der Siedlung, aus der sie gerade geflohen waren.

„Die werden sich wundern, wenn sie uns in der Frühe nicht finden werden!“ sagte er sich zufrieden. „Dass ihnen nur nicht einfällt, uns zu verfolgen!“

Lange ruhte er im Halbschlaf aus. Schon lag der Schnee drei Finger hoch auf ihnen. Langsam aber hörte das Gestöber auf. Endlich begann es hell zu werden. Und schon konnte man die nächststehenden Bäume unterscheiden.

Wolfi schüttelte die Schneekuppen ab, die auf den Sträuchern über das Bett des Baches herunterhingen und gab den Hunden das Zeichen zum Aufbruch. Spitzmaus musste er in dem tiefen Schnee der Mutter reichen, dann half er noch den Hunden, den Schlitten in Schwung zu bringen, und so gelangten sie glücklich auf das andere Ufer.

Hier war der Weg besonders schlecht. Schneewehen, Sträucher, Felsblöcke und tiefe Bodenein-

schnitte hielten sie sehr auf, obwohl man schon besser gehen konnte.

Der Nebel hob sich und eröffnete einen herrlichen Ausblick auf das Elbtal.

Der breite Strom floss zwischen hohen, felsigen Hügeln dahin. Alles war still, bewegungslos, nur die weißen Eisschollen schwammen ruhig auf der schwarzen Fläche.

Die Mutter war wieder so schwach, dass sie sich auf den Schlitten legen musste. Sie war über die furchtbare Nachricht noch so niedergeschlagen, dass sie nach kürzeren Ruhepausen immer nur einige Schritte machen konnte. Wie freute sie sich darüber, dass der weitblickende Wolfi den Schlitten rechtzeitig vorbereitet hatte.

Wolfi suchte vorangehend den Weg und lenkte den Schlitten mit dem daraufsitzenden kleinen Bruder. Ihn zog der flinke Hund Hupp, der genau so alt war wie Spitzmaus. Dem großen Schlitten, den Raff und Scherri zogen, wurde so durch den kleinen der Weg gebahnt.

Als sie wieder einmal rasteten, um neue Kräfte zu schöpfen, erblickte Wolfi in der Ferne dunkle Gestalten. Sie bewegten sich entlang den Spuren, die von den fliehenden Schlitten herrührten.

„Mutter, sie verfolgen uns!“ schrie er auf.

„Wehe uns! Wir entkommen ihnen nicht!“ stöhnte Luba.

So gescheit war Wolfi schon, um zu wissen, dass eine weitere Flucht völlig hoffnungslos war. Die Ver-

folger würden sie in ganz kurzer Zeit einholen. Sie waren kaum drei Speerwürfe weit entfernt. Trotzdem raffte er sich auf. Er würde wie ein Mann bis zum letzten kämpfen.

Er spornte die Hunde energisch an und trieb sie mit der Kraft der Verzweiflung zum Elbufer. Luba verließ den Schlitten und hielt sich nur mit den Händen an ihm fest, um den Hunden ihre Last zu erleichtern.

Eine Weile kamen sie ziemlich rasch von der Stelle. Wolfi trieb die Hunde an, so dass sie durch die Verwehungen hindurchliefen und vorwärtstürzten, als wussten auch sie, dass sie verfolgt wurden. Luba konnte ihnen kaum folgen.

Aber — vergebliches Mühen: vor den Flüchtlingen erhob sich ein unerwartetes Hindernis.

Schroffe Sandsteinfelsen versperrten den Weg. Nirgends eine Möglichkeit hindurchzukommen. Wie eine ungeheure Mauer zogen sich die steilen Felsen bis zum Fluss und reichten bis ins Wasser.

Die einzige Rettung wäre es, wenn es ihnen gelänge, den Zickzackweg zum Kamm des Hügel zu erklimmen und die Felsen zu umgehen. Dazu aber reichten Zeit und Kraft nicht mehr aus.

Die Verfolger werden ihnen im Nu auf den Fersen sein. Sie kennen die Gegend gut und sie wissen, dass die Fliehenden auf dieses unüberwindbare Hindernis stoßen werden.

Sie werden sie fangen. Und dann...?

Luba fiel auf den Schlitten und jammerte verzweifelt. Im Geiste sah sie bereits, wie ihr die bösen Leute die Kinder nahmen und sie auf den Scheiterhaufen schleppten...

Auf einmal führte Wolfi mit der Gerte einen Hieb gegen die Hunde: „Auf, Raff! Pack an, Scherri! — Zeig deine Kräfte, Hupp! Wia! Wia!“

Beiden Schlitten gab es einen Ruck und sie rasten über den Hang zum Flusse hinunter.

Immer wieder spornte Wolfi die Hunde zu größter Geschwindigkeit an. Er hetzte sie mit seinen Jagdrufen und mit Gertenhieben. In diesem Augenblick höchster Gefahr fühlte er die Kräfte eines erwachsenen Menschen in sich. Ungewollt hatte er den Ruf „Vater, Vater!“ ausgestoßen, so, als wäre er noch klein und musste ihn bei irgendwelchen Schwierigkeiten zu Hilfe rufen. Und es war, als ob der Geist seines Vaters ihn in diesem Augenblicke erhört hätte und in ihn gefahren wäre. Wolfis Kraft verdoppelte sich. Er zog und stieß die schweren Schlitten über alle Hindernisse mit einem Schwung, den niemand bei einem zwölfjährigen Buben vermutet hätte.

Jetzt ging alles erstaunlich gut. Nur Raff versank mit dem kleinen Schlitten im Schnee und winselte mit heraushängender Zunge, wenn er in einer lockeren Schneewehe hängen blieb. Wolfi musste ihn einige Mal am Fell hochziehen. Ein Glück nur, dass es jetzt ohne Unterbrechung bergab ging.

Luba hatte ihre Not, vom Schlitten nicht herunterzufallen. Sie glaubte, dass nun ja doch alles gleich und vergeblich sei. Die Spuren der Schlitten waren wie eine ausgefahrene Rinne deutlich zu sehen, so dass die Verfolger sie ganz klar erkennen konnten. Von dieser Spur konnten sie gar nicht abirren. Luba und die Kinder kann nichts mehr erretten...

Der Wind trug die siegverkündenden Ausrufe der Verfolger bis zu ihnen. Sie hatten sie also erblickt! Und sie freuten sich, dass sie die Flüchtenden eingeholt hatten.

Der atemlose Wolfi verlor keinen Augenblick mit Suchen und Überlegen. Flink zog er die Schlitten unmittelbar bis zum Flusse. Dem Ufer entlang verlief auf dem Wasser ein ziemlich breiter Eisgürtel. Er schlängelte sich entlang den Felsen.

„Wolfi, du fährst ja in den Fluss!“ warnte verzweifelt die Mutter. „Wir können nicht anders!“ erklärte der tapfere Sohn. „Hier an den Rändern gibt es etwas Eis, vielleicht trägt es uns...“ Und auf diesem Eisrand fuhr Wolfi. Zwar krachte das Eis, aber es trug sie.

„Mutti, der Wassergott sei mit uns! Entweder brechen wir ein oder wir retten uns... Vorwärts, Raff, hinter uns ist der Tod!“

Und schon glitten die beiden Gespanne über das knackende Eis. Wolfi klapperten vor Erregung die Zähne. Er betete zu den Geistern „Vater, Großvater und alle Vorfahren, steht uns bei!“

Da rutschte die eine Seite des großen Schlitten ins Wasser. Oh weh! Luba stürzt ins Wasser... Aber die Geister halfen und die Mutter rettete sich aufs Eis. Die abbröckelnden Eisstücke nahm der Strom mit sich.

Sie wollte weiter gehen, aber sie war so eingeschüchtert, dass ihr die Füße zitterten. Sie musste sich wieder auf den Schlitten legen.

Durch den Unfall belehrt, gab Wolfi nun acht, dass sie nicht wieder bis an den unmittelbaren Rand des Eises fuhren, wo es nur eine dünne, brüchige Kruste gab. Ein Fehltritt oder ein unvorsichtiges Gleiten des Schlittens — und sie waren in der Tiefe des Wassers!

Schon näherten sich die Verfolger dem Fluss. In kurzer Zeit werden sie die Fliehenden erreichen, die eben die steilen Felsen umfuhren.

Hier gab es eine gefährliche Stelle. Das Eis war gesprungen und die Eisschollen hielten nur schwach zusammen. In den Zwischenräumen war das dunkle Wasser zu sehen.

Wolfi war auf alles vorbereitet. Entweder kommen sie durch — oder gehen zugrunde.

Schon waren die Verfolger am Ufer.

Dort blieben sie stehen. Sie berieten, ob sie auch das Randeis betreten sollen. Zwei von ihnen unternahmen das Wagnis und prüften, wie fest es sei. Sie riefen den übrigen zu, dass das Eis zwar krache, dass es sie aber tragen würde. Sie stürzten darum vorwärts und stießen Siegesrufe aus.

In der großen Eile hatte Wolfi nicht genügend achtgegeben und war auf einmal im Wasser; er war wohl auf eine schwach zugefrorene Stelle getreten. Er blieb still, denn er glaubte, dass er sich sofort retten können. Krampfhaft fasste er nach dem Eis, dieses bröckelte aber unter seinem Gewicht stückweise ab.

„Der Wassermann packt mich am Fuß!“ schrie er.

Luba stieß einen verzweifelten Seufzer aus und sprang vom Schlitten hinunter. Durch diese Bewegung erhielt der ganze Schlitten eine Drehung, so dass seine Kufen bis ans Wasser kamen. Wolfi erfasste sofort eine von ihnen und kam glücklich aus dem Wasser heraus.

Mit letzter Kraft hielt die Mutter den Schlitten und die Hunde fest, damit nicht am Ende alles ins Wasser abgleite. Der durchnässte Wolfi nahm sich nicht die Zeit, das Wasser abzuschütteln. Er zog die Hunde sofort weg von den abbröckelnden Eisschollen. Das Loch im Eis wurde rasch größer und das ganze Gespann wäre fast vom Wasser verschlungen worden.

Kaum waren sie dieser Gefahr entronnen, da setzte sich auch schon der ganze große Eisstreifen, den sie soeben passiert hatten, langsam in Bewegung; dadurch, dass Wolfi eingebrochen war, hatte sich das Eis vom Ufer losgelöst. Die Eisscholle drehte sich immer mehr der Strömung zu und schwamm mit immer größerer Geschwindigkeit auf dem ge-

waltigen Fluss. So hatten sich die Flüchtlinge mit knapper Not auf den festen Eisstreifen im Schatten der hohen Felsen gerettet. Die losgebrochene Eischolle schwamm bereits in ziemlicher Entfernung davon, als die Verfolger soweit herangekommen waren, dass sie sehen konnten, was geschehen war.

Vor ihnen lag der offene, dunkle, strömende Fluss!

Sie schrien voll Wut, drohten zornig mit den Armen und stampften mit den Füßen. Die Verfolgung war zu Ende! Sie konnten den Flüchtlingen nicht mehr folgen.

Der Raum des offenen Wassers wurde immer breiter.

Wolfi fiel der Mutter in den Schoß und umarmte sie.

„Wir sind gerettet!“ sagte er innig und glitzernde kleine Tränenperlen rannen ihm über die Wangen.

Spitzmäuschen erwachte. Er schob den Pelz aus dem Gesicht und rief:

„Wolfi, das war eine söne Slittenfahrt..“

„Spitzmaus, du hast den ganzen Weg verschlafen!“ sagte ihm der Bruder heiter und rief dann:

„Wia, wia — wir fahren weiter!“

## 10. Kapitel \_ DIE WÖLFE

Luba war unsagbar froh, dass sie der Gefahr wirklich entronnen waren, auf dem Eis weiterfahren wollte sie aber nicht. Das war doch zu gefährlich.

„Wenn der Frost zunimmt, wollen wir übers Eis fahren, sonst aber will ich um keinen Preis der Welt mehr auf den zufrierenden Strom. Seien wir froh, dass uns Swantowit beschützt hat, und versuchen wir ihn kein zweites Mal mehr!“

Wolfi gehorchte und führte die Hunde wieder auf den festen, trockenen Boden. Die gewaltige Felszunge schützte sie nun vor weiterer Verfolgung. Doch weiter hinauf fielen neue Felsmassen steil ins Wasser ab, so dass sie ihren Weg längst des Ufers nicht fortsetzen konnten. Es blieb ihnen daher nichts anderes übrig, als durch eines der Täler den Kamm zu ersteigen.

Wolfi war zufrieden. Hier machte der Fluss einen großen Bogen und der Junge hoffte daher, auf diese Weise den Weg abzukürzen.

Die Fahrt machte ihnen allerdings große Schwierigkeiten. Am meisten hielt sie das niedrige Gestrüpp auf. Manchmal verhedderten sie sich so darin, dass sie nicht herauskonnten, und Wolfi musste mit seinem scharfen Steinbeil mühsam den weiteren Weg bahnen.

Es wurde wärmer und Wolfi behauptete sogar, dass es leicht regnete. Auf Spitzmaus fiel von einem

Baum eine Menge Schnee und verschüttete ihn ganz. Wolfi kam ihm sofort zu Hilfe und der Bub pustete und wischte sich den Schnee aus den Augen. Aber er begann nicht zu weinen, sondern lachte über seinen Unfall.

Arger war, dass ihnen Hupp, das gute Zugtier, vor Entkräftung zusammenbrach. Wolfi bemerkte erst jetzt, dass Hupp von den drückenden Kufenenden am Rücken Abschürfungen hatte. Er spannte ihn aus, damit er sich ausruhe, und zog nun selbst mit Scherri den großen Schlitten samt der Mutter. Es ging sehr schwer; es schien ihm, dass der Berg kein Ende nehme. Wolfi überlegte, wie er Hupp besser einspannen könne, damit sich dieser nicht weiter abschürfe.

Nach einer Weile ereignete sich ein neuer Unfall. Raff sank in den tiefen Schnee ein, aus dem er den Schlitten nicht mehr herausziehen konnte. Spitzmaus kollerte dabei in eine Schneewehe und krabbelte nur mit Mühe wieder nach oben.

Wolfi zog den Schlitten heraus und streichelte den schwer schnaufenden Hund. Dabei sah er, dass auch Raff Abschürfungen hatte. Sicher litt er sehr unter den Schmerzen.

Wolfi erschrak. Er wusste, dass von der Kraft der Hunde ihre Rettung abhing.

Und schon hatte er einen Einfall! Er suchte aus einem der Ranzen ein Hasenfell heraus und unterlegte damit das Schlittenende auf Rapps Rücken. Hier band er es gut fest, damit es der Hund nicht verliere.

„Jetzt wird es dich nicht mehr drücken!“ sagte er und betrachtete zufrieden seine Erfindung.

Die Mutter lobte ihn und legte ihm nahe, ein solches kleines Polster auch Scherri zu machen, der gleichfalls schon Wunden an den Lenden hatte.

Sie wollte dem Sohne helfen und stand vom Schlitten auf, um zu Fuß zu gehen. Wolfi legte seinen Ranzen auf den Schlitten und auf diese Weise erreichten sie — mit Anspannung aller Kräfte — endlich doch den Bergrücken. Hier sanken sie alle schweigend in den Schnee. Ihr Atem ging schwer.

An diesem Tage war an eine Fortsetzung ihrer Wanderung nicht mehr zu denken. Wolfi fühlte auf seiner Wange eine heiße Schnauze. Hupp war zu ihm gekomnjen und schleckte ihn ab.

Wolfi stand auf und betrachtete den ermüdeten Hund genau. Er wollte ihm nicht gefallen. Seine Lichter waren trüb, die Schnauze war heiß — gewiss war Hupp krank! Die Anstrengung des langen Weges hatte ihn übermüdet.

Der treue Hund wedelte schwach mit der Rute, mit seinen trüben Augen blickte er traurig auf seinen Herrn.

Wolfi angelte aus einem Beutel ein kleines Stück trockenes Fleisch heraus, kaute es weich und warf es Hupp zu. Der Hund beschnupperte es, nahm es ins Maul, ließ es aber wieder fallen. Hupp fraß nicht! Ein böses Zeichen.

Seufzend streichelte der Knabe den Hund. Er las den Fleischbrocken aus dem Schnee auf und aß ihn selbst. Dann begann er die üblichen Lagerarbeiten.

Sie gruben eine Vertiefung in den Schnee und polsterten sie mit den Fellen aus, die ihnen noch geblieben waren. Zu essen hatten sie nicht mehr viel.

Luba sagte, sie werde einen Brei zubereiten. Wolfi machte ein Feuer und grub aus dem Schnee mehrere Steine aus, die er in der Feuerstelle erhitzte. In einen Lederschlauch füllte er Schnee und legte die heißen Steine darauf. Einen Augenblick lang zischte es, der Schnee taute auf und das Wasser erwärmte sich. Inzwischen waren andere Steine heiß geworden. Wolfi nahm sie mit einigen Holzstäben aus der Glut und legte sie auf den Schlauch. Die abgekühlten Steine hatte er gleichzeitig fortgenommen. Spitzmaus ließ sich heute die Rolle des Heizers nicht nehmen und legte fleißig Holzscheite zu.

Inzwischen hatte die Mutter ein Schüsselchen schwarzes Mehl vorbereitet und kochte einen Brei. Wolfi gab trockenes Fleisch dazu, das er in kleine Bissen zerschnitt. Die schimmeligen Ränder gab er den Hunden. Viel war es nicht, da nur mehr ein kleines Stück übrigblieb. Morgen gehen die letzten Lebensmittelvorräte aus. Und übermorgen...?

Am nächsten Tage taute es. Zeitweise regnete es sogar; Nebel zogen über die Wälder. Nur schwer hoben die Hunde ihre Pfoten aus dem nassen Schnee. Wolfi war so müde, dass er vor Entkräftung und Hunger zusammenbrach.

Sie schleppten sich noch unter einen überhängenden Felsen, wo sie eine Deckung wie unter einem Dach fanden. Dort verzehrten sie die letzten Reste ihrer Vorräte. Für den armen Hupp blieb nichts mehr übrig. Er lag abseits von den andern und zeigte kein Interesse an der Nahrung.

In der Nacht drehte sich der Wind und hob tüchtig an zu wehen.

Der Schnee bekam eine harte, feste Oberfläche, so dass sie am nächsten Tage viel besser fahren konnten. Luba war imstande, auf einen Stock gestützt, selbst zu gehen, so dass Scherri den Schlitten allein zog.

Wenn sie nur etwas zu essen hätten! In ihren Eingeweiden nagte der Hunger!

Vom Berg aus sahen sie wieder einen breiten Streifen des Großen Flusses. Hier schoss Wolfi ein Birkhuhn, traf es aber nicht gut. Der Vogel schwang sich noch über eine Kluft und fiel dann irgendwo im Jungwald ein.

Sie schlugen ihr Lager auf und Wolfi begab sich mit Raff und Scherri auf die Jagd.

Sie fanden die Spuren eines mächtigen Auerochsen, aber an ein so großes Tier wagte sich Wolfi nicht heran. Dann spürten sie vergeblich einer Beute nach, bis die Hunde endlich einen Hasen aus seinem Nest aufscheuchten. Sofort waren sie hinter ihm her. Wolfi hatte nicht einmal so viel Zeit, den Pfeil abzuschießen. Er folgte den Spuren der Hunde und fand nach langer Verfolgung kreuz und quer —

wie eben der Hase im Zickzack gelaufen war — die beiden Hunde in einer Schneegrube. Sie zerrissen Meister Lampe in Stücke und fraßen ihn so gierig, dass von dem zerrissenen Tier nur mehr der Schädel, Fellstücke und die Läufe übrigblieben.

Traurig kehrte der Knabe zum Lagerplatz zurück.

Die Mutter warf nur einen Blick nach ihm und brauchte gar nicht mehr zu fragen, ob er etwas erjagt habe.

„Was hast du da auf der Wange?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ach, das ist nichts, ein Zweig hat mich ein wenig gekratzt. Ich kleb es mit Harz zu...“

Spitzmaus begann vor Hunger zu weinen. Er beruhigte sich, als er ein Stück Riemen zu kauen bekam.

„Hupp, komm her, komm!“ rief Wolfi den geschwächten Hund. Er streichelte ihn schweigend und führte ihn dann ein Stück zur Seite.

Nach einer Weile kamerzurück und warf den Hund mit durchschnittener Kehle zur Feuerstelle.

Er half der Mutter das Tier abzuziehen und auszunehmen. Die Innereien hing er ein Stück weiter weg so hoch auf einen Baum, dass sie von den Hunden nicht erreicht werden konnte. Er wollte sie ihnen erst am kommenden Tage geben, heute hatten sie ja den Hasen gehabt.

Luba reinigte das Bronzemesser mit Schnee und spießte den ausgenommenen Hundekörper auf ei-

nen glatten Ast. Inzwischen machte Wolfi ein größeres Feuer.

Das erste Stück des duftenden Bratens erhielt Spitzmaus.

Plötzlich erhoben sich die Hunde und knurrten unzufrieden.

Um das Lager herum huschte ein Schatten. Wolfi schaute genauer hin und ergriff den Speer. Die Hunde begannen plötzlich zu bellen und sprangen um die Lagerstelle.

Einige Schritte von dem Ruheplatz krachten die Zweige der Bäume. Dort, wo Wolfi die Innereien des getöteten Hundes aufgehängt hatte. „Mutter, Wölfe sind da!“ schrie der Junge und lief den Eindringlingen entgegen, die an dem Baum hochsprangen. Noch war es ihnen nicht gelungen, die Innereien vom Baume herunterzureißen. Wolfi durchbohrte einen mit dem Speer, musste aber rasch in den Schutz des Feuers zurückspringen. Die Wölfe verfolgten ihn voll gieriger Wut. Sie waren hungrig.

„Mutter, leg Holz ins Feuer!“ forderte Wolfi die Mutter auf und warf sich wieder auf die Wölfe. Diese rissen ihre Rachen auf und fletschten die scharfen Reißzähne. Vor dem Speer des beherzten Jungen wichen sie zwar zurück, umstellten ihn jedoch voll Schlauheit so, dass sie ihn von drei Seiten angreifen konnten.

Diese Gefahr erkannte Wolfi noch rechtzeitig und zog sich zum Feuer zurück.

Die Äste krachten — und ein riesiger Wolf riss die aufgehängten Innereien des Hundes herunter. Sofort begannen sich die übrigen Wölfe mit ihm um die Beute zu balgen. Dies nützte Wolfi aus. Er nahm aus dem Feuer einen starken brennenden Zweig und stürzte auf das Wolfsrudel los. Luba verteidigte mit den beiden Hunden das Lager von der anderen Seite.

Vor den stiebenden Funken flohen die Wölfe. Wolfi hatte einige am Rücken verbrannt. Unglücklicherweise erlosch aber der brennende Zweig — rasch also zurück zum Lagerplatz! Ach, wie weit es dorthin jetzt war!

Der starke Wolf, der die Innereien vom Baume heruntergeholt hatte, sah den laufenden Jungen und war ihm mit einigen Sprüngen auf den Fersen. Wolfi wehrte sich mit einem Prügel, versank dabei aber so in den Schnee, dass er auf den Rücken fiel.

Eben legte die Mutter einen Armvoll Reisig in das Feuer. Die Flammen loderten auf und leuchteten weithin. Sie sah den Sohn liegen — auf ihm den wütenden Wolf. Wie vom Blitze getroffen sank sie neben dem Feuer in den Schnee.

Wolfi hatte keine Zeit aufzustehen. Der aufgerissene Rachen des Raubtiers schnappte nach ihm und verbiss sich in das Fell unter seinem Halse. Aber — sieh da! Der Wolf bohrte seine Zähne nicht in den liegenden Knaben. Sobald er die Schnauze dem Körper des Jungen näherte und seinen warmen Körper-

geruch spürte, verschwand seine Wildheit wie durch einen Zauber. Er sprang auf und bellte.

Wolfi stand auf, erhob einen Ast, um das Tier zu schlagen, der Wolf schnupperte aber an seinen Beinen herum und bellte nochmals...

Der überraschte Junge erkannte, dass vor ihm kein Wolf, sondern ein verwilderter Hund stand. Er war wohl den Menschen irgendwo entlaufen und hatte sich dem Wolfsrudel angeschlossen...

Er sprach mit dem Hund und wirklich — das Tier schmiegte sich an ihn und wedelte mit der Rute. Er war offensichtlich froh, dass er wieder einen Menschen gefunden hatte, der für ihn ja den Spender von Nahrung und Wärme bedeutete.

Wolfi nahm sich Mut und streichelte den Wilden. Beseligt knurrte der Hund — es hatte ihn wohl schon lange niemand mit Liebe behandelt. Die Wölfe kehrten zurück. Wolfi musste ins Lager. Der zum Wolf gewordene Hund folgte ihm. Inzwischen hatte sich die Mutter schon erhoben und beobachtete mit Verwunderung, dass der Sohn einen großen Wolf ins Lager führte.

Wolfi warf dem Hunde ein Stück Leber vor. Gierig sprang der wilde Hund danach und verschlang es.

„Dieser wilde Hund wird wohl bei uns bleiben... Schau, Mutter, wie er sich mir zu Füßen legt! Wir werden bald gute Freunde sein, nicht wahr, Wildfang! Schau, er lässt sich sogar streicheln! Nein, das

ist kein Wolf! Scherri und Raff, kommt doch her, freundet euch an!“

Von dieser Stunde an rührte sich Wildfang nicht mehr von Wolfi. Er machte sich mit Luba und Spitzmäuschen sowie mit den beiden Hunden bekannt. Alle beschnupperte er und schloss auch mit ihnen Freundschaft. Spitzmaus fand an dem neuen Hund großen Gefallen. Er lief ihm nach und rief: „Komm her, Hündchen! na-na-na!“ Und wenn er den Hund einholte, vergrub er seine Händchen in dessen Pelz. Anfangs knurrte der Hund noch drohend, fasste sich aber gleich wieder; er drehte den Kopf und schleckte Spitzmaus das Gesicht ab.

Bis Mitternacht heizte Wolfi, nach Mitternacht legte die Mutter nach. An das starke Feuer wagten sich die Wölfe nicht heran. Sie saßen auf ihren buschigen Ruten ein Stück weiter im Kreise herum und ließen ihre Lichter spielen.

Gegen Morgen liefen sie davon.

Der gebändigte Wildfang schlief zusammengerollt auf den Beinen seines neuen Herrn.

## 11. Kapitel - AUF FREMDEM GEBIET

Ein klarer Tag brach an. Die verschleierte Winter-  
sonne begann gegen Mittag so schön zu strahlen, als  
ob sie bereits den herannahenden Lenz verkünden  
wollte.

Wolfi hatte Freude an seinem neuen Genossen,  
wusste aber nicht, wie er einen solchen Fresser er-  
nähren sollte. Das Fleisch des Hupp reichte gerade  
für den heutigen Tag — und auch da musste noch  
gespart werden!

Sie gelangten wieder zur Elbe. Sie war noch  
nicht zugefroren und auch das Randeis war heute  
nicht besonders fest. Sie schlugen also wieder den  
Weg über den Berg ein, um eine neuerliche Fluss-  
biegung abzukürzen.

Hoch oben über ihnen flog ein Sperber den  
Wanderern entgegen. „Bringst du uns Glück?“ seufz-  
te Wolfi.

Der neue Hund Wildfang kehrte zur Elbe zurück.  
Wolfi rief ihn, dachte dann aber, dass der Hund zum  
Flusse saufen gehe, und blickte ihm nach.

Wildfang duckte sich am Ufer und kroch auf  
dem Bauch. Dann machte er einen Sprung und — im  
Maul flatterte ihm eine Ente!

Wolfi lief rasch zu ihm, um die Ente zu retten,  
bevor sie der Hund zerriss. Wildfang legte die Beute  
auf die Erde und bellte sie siegesfroh an. Als er sah,

dass sein Herr zu ihm eilte, packte er die Ente und lief Wolfi entgegen.

Wolfi streichelte mit der einen Hand den Hund und nahm ihm mit der anderen vorsichtig die Ente aus dem Maul. Ja, es gelang ihm, die Beute zu bekommen! Heute wird es also ein schmackhaftes Abendessen geben!

„Du mein guter Wildfang!“ kraulte er lobend des Hundes Rücken. Wildfang hob den Kopf und blickte Wolfi an. In seinen klugen Augen las Wolfi die Antwort:

„Ich bin froh, dass ich dir nützlich sein kann!“

Am darauffolgenden Tage, als sie den Hügel schon hinter sich gelassen hatten, wehte ihnen ein schwacher Rauchgeruch entgegen. Die Hunde witterten, beruhigten sich aber nach einer Weile wieder. Vielleicht war es nur eine Täuschung, es stieg ja weit und breit kein Rauch auf.

Nach einer Weile spürten sie abermals, aber diesmal mit Bestimmtheit, den wehenden Rauch. Fröhlich schrie Wolfi auf. Luba fand ihre Kräfte wieder: „Menschen sind in der Nähe!“

Nach einer Weile drehte sich der Wind. Vom Rauch war nichts mehr zu spüren.

„Hast du dich nicht getäuscht, Wolfi?“ fragte Luba leise.

„Nein, Mutti, glaub mir, das war bestimmt Rauch“, antwortete der Sohn und entschloss sich als erfahrener Jäger sofort, auf Erkundung auszugehen.

Er führte die ermüdete kleine Schar an einen windgeschützten Ort und begab sich auf seine Forschungsreise. Er musste sich davon überzeugen, ob hier irgendwo eine menschliche Siedlung in der Nähe war.

Die vom Ziehen müden Hunde ruhten aus. Er ließ sie also im Lager. Vielleicht brauchte er sie gar nicht. Als er sich jedoch kaum ein paar Schritte von ihrem Ruheplatz entfernt hatte, kam Wildfang ihm nach und verließ ihn nicht mehr.

Beide Wanderer kämpften sich mühsam den Berg hinauf durch den frisch gefallenen Schnee. Wolfi hoffte, dass ihm oben ein günstiger Wind wieder den Rauchgeruch bringen werde. Denn wusste er nur, von welcher Seite der Rauch kam, so hatte er gewonnen. Ungeduldig hob Wolfi die Nase in die Höhe und schnupperte nach allen Seiten, aber vergebens.

Knapp über den Bäumen flog eine Elster vorüber und krächzte. Sie ärgerte sich, dass Wolfi sie gestört hatte.

„Hab’ mich doch getäuscht“, sagte sich Wolfi. „Uns ist wohl nicht zu helfen.“

Wildfang lief zwischen dem Gestrüpp auf der Windseite, wo der Schnee hart war und gut trug. Der Hund witterte ein Wild. Plötzlich machte er ein paar Sprünge, bohrte die Schnauze in den Schnee und bellte.

„Ein Häschen wäre ganz gut!“ dachte Wolfi und eilte mit erhobenem Speer dem Hund nach.

Auf einmal kreischte er auf, dass es vom gegenüberliegenden Hügel widerhallte.

„Menschliche Spuren!“

Hier war im Schnee eine Reihe tiefer Fußspuren eingedrückt. Ein Mensch war hier vor kurzem vorübergegangen.

„Ihm nach!“ sagte Wolfi und folgte sofort den Spuren. Er fühlte keine Ermüdung mehr. Vor Freude lebte er sichtlich auf. Die Spuren mussten ihn zu einer Siedlung führen und dann waren sie gerettet! Er wird der Mutter gute Nachricht bringen können. Sie wird sich freuen!

Am liebsten wäre Wolfi zu Boden gefallen und hätte diese im Schnee eingedrückten Vertiefungen geküsst. Sie bedeuteten die Rettung! Wildfang schnüffelte voraus und der Junge ging hinter ihm, so schnell er konnte. Nach einer Weile begann er so zu schwitzen, dass seine Stirn ganz feucht wurde. Doch achtete er nicht darauf, sondern eilte vorwärts.

Die Spuren führten sie zum Bach und dann weiter durch ein liebliches Tal. Auf der linken, kalten und felsigen Seite befand sich hoher Fichtenwald, auf der rechten, sonnigen Seite sah man das heitere Weiß der Birken, die mit Kiefern durchsetzt waren.

Durch die Talrinne schlängelte sich ein Bach, der stellenweise zugefroren, dann wieder eisfrei war. Hier murmelte das Wasser in schäumenden kleinen Wasserfällen und bespritzte mit seinen Tropfen die prächtig glänzenden Eiszapfen, die von den kleinen Felsstücken im Bette des Baches herabhingen.

Wolfi wendete seine ganze Aufmerksamkeit den tiefen Spuren zu. Jetzt interessierte ihn nichts anderes. Die Spuren waren frisch, ihre Ränder noch sehr gut erhalten. Vielleicht gelang es ihm, den Jäger bald einzuholen.

„Diese kleinen Gruben stammen gewiss von einem Speer“, sagte er zu sich selbst. „Der Jäger ist wohl schon recht müde und stützt sich auf seinen Speer... Wohin er wohl geht?Wahrscheinlich kehrt er nach Hause zurück — aber ohne Beute, denn seine Schritte sind ziemlich lang..“

Er musste seine Beine recht ausschreiten lassen, wenn er in die Spuren des unbekanntes Weidmanes treten wollte.

Er blieb stehen. Vielleicht gelingt es ihm festzustellen, warum der Jäger auf einmal vom Bach abgewichen ist.

„Ach — hier sind die Spuren zweier Hirsche oder Rebböcke!“rief er aus. „Nun weiß ich, warum er hier seinen ursprünglichen Weg verlassen hat. Er verfolgte ein Wild!... Und hier sind abgeknabberte Eschen... Hier hat der Hirsch geäst..“

In dem Knaben erwachte die Jagdleidenschaft. Ach, wenn er einen solchen Hirsch erbeuten könnte!

Auch Wildfang hatte die Wildspuren bereits bemerkt. Auch ihn packte die Erregung. Er gab Laut und lief in den Wald. Wolfi rief ihn zurück, aber der Hund verlor sich schon zwischen den Bäumen und Felsen.

„Verrückter Wildfang, du wirst mir noch alles verderben!“ greinte Wolfi über den unerzogenen Hund. Doch blieb ihm nichts anderes übrig als ihm zu folgen.

Die Spur des Jägers und die Hirschspuren führten nebeneinander bis zum höchsten Punkte des Hügels. Dort teilten sie sich. Wolfi überlegte betreten, warum der Jäger wohl die Wildspur verlassen hatte.

„Es ist nicht anders möglich, als dass der Jäger hier den Hirsch zu Gesicht bekam und sich entschloss, ihn gegen den Wind anzugreifen.“

Während Wolfi so Umschau hielt, irrten seine Augen auch zu einer Föhre. Er hatte den Eindruck, dass sich auf ihr ein großes Rabennest befand. Nein, das war kein Nest, das war ein Mistelbusch, der auf die Vögel und alles Wild große Anziehungskraft ausübt!

Ei, das konnte von Nutzen sein!

Wolfi entschloß sich rasch. Die Föhre war fast vom Boden an gespalten und beide Teile des Stammes besaßen ziemlich starke Zweige. „Auf die kann man wie auf eine alte Weide hinauf klettern“, sagte sich Wolfi — und war schon oben. Mit seiner Axt hackte er ein großes Büschel des saftigen Mistelbäumchens ab, das da aus dem Zweige der Föhre herauswuchs.

Dann bohrte er den Mistelzweig, der schöne weiße Beeren trug, auf einen langen Stock auf, den er in den Schnee stach.

„Jetzt muss ich aber auch aus der Windrichtung, damit mich die Hirsche nicht wittern!“

So leise wie er nur konnte, entfernte er sich, um in einem Bogen wieder auf die Hirschfährte zu stoßen, wenn die Tiere etwa weitergegangen sein sollten.

Er brauchte nicht weit zu gehen — schon hörte er das Knistern von kleinen Zweigen. Er erstarrte in Bewegungslosigkeit. Nur den Kopf drehte er langsam.

Etwa fünfzig Schritte von ihm stand ein prächtiger Zwölfender! Allein ... Stolz blickte er um sich, nach der Gefahr forschend, die er witterte. Nach einer Weile sprang er befriedigt in der Richtung zum Bach.

Wolfi nahm den Bogen herunter und bereitete den Pfeil vor. Er atmete die froststeifen Hände an und schlich dem Hirsch nach. Jetzt hatte er ihn schön vor dem Winde, so dass er nahe an ihn herankommen konnte.

Wolfi getraute sich, ihn auf vierzig Schritte zu treffen — und vielleicht kam er ihm noch näher.

In diesem Augenblick witterte der Hirsch etwas. Er hob den Kopf steil in die Höhe. Welch ein prächtiges Bild!

Der Hirsch trabte die Lehne hinauf und der erregte Wolfi sah, wie er bei seinem Mistelzweig stehenblieb. Der Leckerbissen hatte das Tier angelockt. Jetzt machte er sich am Mistelzweig zu schaffen; er fraß die Beeren ab.

Wolfi zitterte vor Erregung. Vorsichtig schlich er heran. Er legte den Bogen zurecht, setzte seinen besten Pfeil mit den kurzgeschnittenen Federn auf die Sehne. Schon war er auf sechzig Schritt an das Tiere heran...

„Vater würde ihn auf diese Entfernung ganz gewiss treffen“, sagte sich der Junge und kroch noch näher. Schon waren es nur mehr fünfzig Schritte...

Der Hirsch äste ruhig. Er riss ein Stück vom Mistelzweig ab und lauschte eine Weile. Als sich nichts rührte, kaute er ruhig weiter.

Schon hatte sich Wolfi auf vierzig Schritte herangemacht... auf fünfunddreißig!

Nun spannte er den Bogen in seiner Deckung. Indes — er lockerte nochmals die Sehne und schlich wie ein Geist noch einige Schritte weiter... Ein Moment höchster Spannung.

Wolfi dachte an die hungernde Mutter und das Brüderchen und zögerte nicht mehr, spannte aus aller Kraft die Sehne, zielte, bis er sich mit der rechten Hand auf die Wange stützen konnte, und ließ mit ruhiger Entschlossenheit den Schuss seine Bahn nehmen.

Der Pfeil pfiß kurz auf. Der Hirsch sprang hoch und fiel in den Schnee zurück. Doch gleich riss er sich wieder zusammen und begann zu fliehen. Der Pfeil steckte aber fest in seiner Kehle und der reine Schnee wurde von vielen roten Blutstropfen gefärbt.

Wolfi jubelte auf.

Dieser Hirsch entging ihm nicht mehr!

Er eilte dem verwundeten Tier nach, um ihm mit dem Speer den Garaus zu machen.

Und tatsächlich holte er den Hirsch bald ein und tötete ihn.

Nun wird es Fleisch geben, sie werden zu essen haben!

Wolfi freute sich so, dass er am liebsten um den toten Hirsch herumgetanzt wäre. Er vergaß seinen Hunger und die Ermüdung, vergaß aber nicht seine Pflicht. Die Beute musste schnellstens in das Lager gebracht werden! Die Spuren des Jägers führten ihn auch morgen noch sicher in die Siedlung. Er packte den Hirsch an den Hinterbeinen und wollte ihn schleifen.

Als er so gebeugt dastand, stieß ihn jemand plötzlich so roh an, dass er kopfüber in den Schnee fiel.

Als der überraschte Wolfi die vom Schnee verklebten Augen öffnen konnte, sah er einen hochgewachsenen Jäger vor sich. Mit der einen Hand hielt er den erlegten Zwölfender am Geweih, mit der anderen Hand umklammerte er den ganz aus Holz bestehenden glatten Speer. Wolfi war es in diesem Augenblick, als musste er verrückt werden. Er erlegte eigenhändig einen Hirsch — und jetzt wollte ihm den jemand wegnehmen? Er sprang auf den Hirsch zu und entriss das Geweih der Hand des Fremdlings.

„Der Hirsch gehört mir!“ schrie er mit zornerefüllter Stimme.

Der fremde Jäger sprach kein Wort, sondern führte nur einen Stoß mit dem Speer nach Wolfi. Zum Glück ging der Stoß kaum durch den Pelz und kratzte den Körper nur unbedeutend, denn eben kam Wildfang von seinem Streifzug herangelaufen und sprang sofort den fremden Jäger an; er verbiss sich in dessen Bekleidung und riss wütend daran. Wildfangs Angriff kam so unerwartet und heftig, dass der Jäger keine Gelegenheit fand, sich zur Verteidigung zu stellen. Der in das Pelzwerk verbissene Wildfang riss ganz gewaltig und brachte den überraschten Jäger zu Fall. Jetzt fiel ihm auch noch der Speer aus der Hand, dafür aber umklammerte er die Kehle des Hundes augenblicklich mit beiden Händen.

Der Jäger war ein starker und in Kämpfen mit wilden Tieren gewiss erfahrener Mann. Er drückte Wildfang unter sich in den Schnee und wich so jeder Möglichkeit aus, dass ihm der wütende Hund eine Verletzung mit seinen scharfen Krallen beibringen könne. Wildfang warf ihn mit sich herum, dass der Schnee nur so aufspritzte, aber der standhafte Jäger umklammerte die Gurgel immer fester mit aller Kraft, so dass der Hund sichtlich ermattete und sich nur noch schwach gegen die würgende Umklammerung wehrte.

Wolfi beobachtete den Kampf voll Erregung. Er hielt seinen scharfen Bronzespeer in der Hand und blickte auf den vor ihm liegenden Feind.

Jetzt hätte es genügt hinzuspringen, und es wäre ein leichtes gewesen, den fremden Jäger zu töten. Denn wehren konnte sich dieser nicht... Und Wolfi konnte auf diese Weise seinen Wildfang befreien und die Beute retten...

Wolfi aber war einer solchen Tat nicht fähig. Sein Speer sollte nicht mit dem Blute eines wehrlosen Feindes befleckt werden.

Wolfi flogen alte Sagen durch den Kopf, die er daheim beim Lagerfeuer seines Stammes wiederholt gehört hatte. In ihnen wurde immer der ehrliche und ehrenhafte Kampf gefeiert und heimtückische Hinterlist und Rache an dem Unterlegenen und Schwachen verurteilt. Morden wird Wolfi nie.

Der Kampf hatte bereits sein Ende gefunden, der ermüdete Jäger kniete über dem bewegungslosen Hund. Er wendete den Kopf Wolfi zu, der immer noch den vorbereiteten Speer in der Hand hielt, und maß den Knaben mit einem langen Blick. Es sah so aus, als könne sich in des Jägers zerrautem Kopf der Gedanke nicht zurecht finden, dass der starke Junge die Gelegenheit zum Angriffe nicht ausgenützt hatte. Der Jäger erhob sich.

Zugleich machte auch der Hund eine Bewegung. Der Jäger versetzte ihm einen Fußtritt und das Tier schlich sich mühsam davon. Einen weiteren Angriff versuchte es nicht mehr.

Der Jäger trat an Wolfi heran und gab ihm ohne ein Wort zu sprechen mit der Faust einen heftigen Schlag an den Kopf. Wolfi schrie zornig auf. Nicht

aus Schmerz, sondern aus Zorn darüber, dass er erkennen musste, gegen den starken Jäger nichts ausrichten zu können.

Er hatte verspielt... Er verlor die wertvolle Beute. Im offenen Kampfe mit dem Jäger hatte er keine Hoffnung auf Erfolg. Nun, er wird also ohne Beute zurückkommen.

Er drehte sich um, warf einen Blick auf den Hirsch und ging davon.

Der fremde Jäger schrie auf und lachte hämisch. Wolfi blieb stehen.

Der Jäger machte eine Handbewegung zum Zeichen, dass er zurückkehren solle.

Wolfi kam zurück.

Der Jäger gebot ihm mit unverständlichen Worten, doch umso deutlicheren Bewegungen, er möge den Hirsch dorthin ziehen, wohin er befehlen werde.

Wolfi musste gehorchen. Er befand sich in der Gewalt des Stärkeren. Fliehen konnte er nicht.

Der Junge schleppte also den Hirsch und der fremde Jäger zwang ihn mit groben Zurufen und Speerhieben zur Eile.

Natürlich, in kurzer Zeit würde es zu dämmern beginnen und der Jäger wollte rechtzeitig daheim sein.

„Mutti, Mutti!“ jammerte Wolfi...

## 12. Kapitel - IM LAGER DER JÄGER

An einem windgeschützten Hang unter einer hohen weißen Lehne ducken sich auf einer Bodenerhebung beim Bach acht armselige Zelthütten. Eigentlich sind nur die verschneiten Dächer zu sehen, die einzelne ausgehöhlte Wohngruben bedecken. In ihrer Mitte befindet sich ein kleiner Platz. Der Zaun um die Siedlung ist schon zur Hälfte vom Schnee verweht.

Vor der größten Hütte steht eine Säule mit geschnitzten Verzierungen und vor der Säule brennt ein großes Feuer. Um dieses herum sitzen mehrere Männer auf Steinsitzen. Sie wärmen sich aber nicht. Sie beschäftigt etwas anderes. Neugierig betrachten sie den Jungen. Er ist ein Räuber, der hier auf ihrem Gebiete jagte und damit das strenge Gesetz frech übertrat. Er ist des Todes würdig.

Bevor es zur Verurteilung kommt, die der Häuptling dieser kleinen Siedlung auzusprechen hat, hören sie die Anklage an. Und der breitschultrige Uhu, der stärkste Jäger in diesem Lager, schildert lebhaft, wie er den gefangengenommenen Knaben bei seinem unverschämten Frevel erwischt hat. Es ist zwar schon beinahe Abend, ein eisiger Wind weht, aber sie haben genug Zeit zu einer endlosen Beratung und am Feuer wird ihnen nicht kalt. Sie gehen alle Einzelheiten genau durch und Uhu erntet Lob für seine Beute und seinen Gefangenen. Wolfi versteht nichts von all diesen Reden. Trotz-

dem schließt er aus den Bewegungen und dem Gebaren klug auf den Inhalt der Beratung. Er begreift, dass ihn diese zwar unansehnlichen, aber in herrliche Pelze gehüllten Jäger für einen großen Verbrecher halten. Er versucht nur noch herauszubekommen, ob sie ihn gleich oder erst später töten werden. Dann blickt er in die Flammen und es interessiert ihn nicht mehr, was die Jäger über ihn erzählen.

Er denkt an sein verlassenes Nachtlager. Was wird nun die Mutter mit Spitzmaus allein beginnen? Zu ihnen laufen kann er nicht, auch wenn ihn die Jäger nicht angebunden hätten. Wehe ihm!

Das Weinen ist ihm nahe. Er wischt sich mit der Hand über die Augen und stellt sich wieder tapfer hin. Er wird doch vor diesen Jägern nicht weinen!

Plötzlich ruft ihn jemand an: „Junge, komm zu mir!“

Es ist also doch jemand da, der seine Sprache spricht. Da fühlt er sich gleich nicht so verlassen in der Fremde. Bereitwillig springt er vor den großen, düster blickenden Jäger mit den vielen Bärenhauern am Hals. Diese Zeichen der Tapferkeit waren gut zu erkennen, denn sein Bärenfell hing nur locker um die Schultern.

„Nenn uns deine Sippe und sag, wie du Bösewicht hierhergekommen bist?“ fragte der Mann. Nach der Aussprache war er gleich als Angehöriger eines fremden Volkes zu erkennen. Wolfi merkte, dass dieser Jäger beim Sprechen abwechselnd die Augenbrauen hob. Eine ließ er immer fallen und die

andere hob er bis hoch zur Stirne. Vielleicht ist dies ein Zeichen einer höheren Würde, dachte sich der Junge.

Und nun entspann sich zwischen den beiden folgendes merkwürdige Gespräch. Während desselben brach der spöttische Jäger bei jedem seiner Sätze ein Stückchen von der Rute, die er in der Hand hielt, ab und warf es ins Feuer.

Wolfi sagte, woher er sei und wohin er wandere, und fügte hinzu: „Der Weg über diese Berge hier war nicht gut.“

Der Jäger grinste und sagte:

„Weg nicht gut? Ich habe ihn noch nicht ausprobiert!“

Wolfi ließ sich nicht irre machen und erzählte weiter:

„Fünf Tage sind uns so vergangen...“

Der Jäger fiel ihm ins Wort:

„Vergangen? Warum hast du sie nicht besser gehalten?“

Wolfi wusste nicht, ob er über die Frage lachen solle oder ob er sich ernst verhalten müsse. Dann dachte er sich aber, dass der Jäger vielleicht in guter Stimmung sei und scherze, und antwortete bereits ganz sorglos.

„Die Tage haben doch keine Ohren, Onkel, dass ich sie daran festhalten kann!“

Der Jäger wechselte die Stellung seiner Augenbrauen und zog die Mundwinkel schief.

„Ich kein Onkel, ich Kuli Singar, der große Häuptling, Herr über Wasser und Land, Berge und Wälder, über alle Menschen und Tiere — dass du es weißt, du blinder, junger Hund!“

„Das ist gut!“ sagte Wolfi rasch, um sich den stolzen Häuptling geneigt zu machen, und verbeugte sich höflich vor ihm.

Der Häuptling maß Wolfis Antwort keine Bedeutung bei, sagte aber bereits mit freundlicher Stimme:

„Das ist nicht gut! Häuptling hat viele Sorgen, nicht einmal eine Frau kann er bekommen.“

Wolfi pflichtete ihm bei:

„Nun, das ist also schlimm — du Einziger auf Erden!“

Unzufrieden zwinkerte der Häuptling:

„Das ist nicht schlimm! Ich hab doch eine Frau!“

Sofort lobte Wolfi:

„Das ist gut, o Sohn der Sonne!“

Häuptling:

„Das ist nicht gut, die Frau ist alt!“

Wolfi:

„Das ist schlimm, du Erster unter den Männern!“

Häuptling:

„Das ist nicht schlimm, die alte kann Decken flechten und feines Mehl mahlen.“

Wolfi:

„Das ist gut, o Kuli Singar, großer Häuptling!“

Häuptling:

„Das ist nicht gut! Sie gehorcht nicht und streitet unentwegt!“

Wolfi:

„Das ist also schlimm, o Herrscher über Erde, Wasser, Menschen und Tiere!“

Häuptling:

„Das ist nicht schlimm! Ich trieb die Alte auf einen Baum hinauf und ging in den Wald.“

Wolfi:

„Das ist gut, weiser Häuptling!“

Häuptling:

„Das ist nicht gut, einmal fiel die Alte vom Baum und brach sich das Genick.“

Wolfi:

„Das ist schlimm!“

Häuptling:

„Das ist nicht schlimm! Ich bekam eine neue, junge Frau.“

Wolfi:

„Nun, das ist gut!“

Häuptling:

„Das ist nicht gut! Ich bin schon alt!“

Wolfi:

„Das ist schlimm!“

Häuptling:

„Ja, das ist schlimm, fürwahr schlimm!“

Er schwieg, zwinkerte mit den Augen und schrie plötzlich streng: „Du hast keine Sippe, du gibst uns keine Geschenke, du jagtest unser Wild — musst sterben!“

Wolfi fuhr erschrocken zusammen. Schon hatte er gehofft, mit einer kleineren Strafe davonzukommen. Doch der Häuptling sagte noch: „Du verlierst das Leben, wenn du entlaufen willst! Du bleibst unser Sklave, du wirst uns dienen und gehorchen!“

Der Häuptling zog beide Augenbrauen bis zur Stirne, spuckte aus und warf das letzte Stückchen der Rute ins Feuer. Das bedeutete die öffentliche Verkündung des Urteils.

Armer Junge! Alles ist zu Ende, du wirst Sklave!  
Wolfi Heß den Kopf hängen.

Alle anwesenden Männer nahmen das Urteil über den schuldigen Jungen mit einem Gebrumm der Zustimmung entgegen. Sie hatten das Urteil aus den Bewegungen und dem Tonfall des Häuptlings ganz gut herausgehört. Der Häuptling stand auf, hüllte sich in sein Fell und schloss die Beratung mit einem dreimaligen: „Hau-hau-hau!“ Die Versammelten wiederholten laut den Ausruf des Häuptlings und gingen auseinander.

Wolfi steckten sie in eine der Erdhütten, in der sie in einem Winkel einen Raum abgetrennt hatten.

Sie warfen ihm ein Stück Fleisch zu. Wolfi dachte nicht ans Essen und steckte das Fleisch in einen Beutel.

Er rollte sich unter den Fellen zusammen und kümmerte sich um nichts, was in der Hütte vorging. Seine Gedanken irrten woandershin.

Niemals wird er seine Mutter, das Brüderchen und die Sippe wiedersehen ...

### 13. Kapitel - DER KLEINE GIESSER

In der Nacht drehte sich der Wind. Früh leuchtete die Sonne und wärmte fast wie im Frühjahr.

Die Kinder aus der kleinen Jägersiedlung schauten in die Hütte, in welcher der kleine Sklave eingesperrt war. Sie schoben das über dem Eingang hängende Fell zur Seite, warfen einen Blick nach innen und sagten den anderen neugierigen Gaffern, was Wolfi mache.

Der unglückliche Junge hatte unter dem Fell fast die ganze Nacht durchgeweint. Am Morgen ließ er sich jedoch nichts anmerken. Er war so klug, seine Sehnsucht nach der Freiheit in sich zu verbergen und seine Fluchtgedanken in keiner Weise zu verraten.

Gleich in der Frühe machte er sich etwas zu schaffen, denn er war an dauernde Arbeit gewöhnt. Er spielte mit den Kindern, brachte die Holzvorräte bei der Feuerstelle in Ordnung und unterhielt dabei die ganze Familie Bussards, in dessen Hütte er untergebracht war. Niemand verstand zwar seine Reden, aber seine verschiedenen Handfertigkeiten bewunderten alle. Er schnitt aus Knochenstücken wunderschöne Pfeile und aus den Rückenmuskeln des erbeuteten Hirsches — der inzwischen auf die Familien aufgeteilt worden war — riss er wie der geschickteste Jäger lange Fäden heraus.

Der anstellige Knabe gefiel dem alten Bussard und er erzählte ihm in einer langdauernden Zeichensprache, dass er einen ungefähr gleich großen Sohn -wie Wolfi hatte. Dieser hatte sich jedoch im vergangenen Winter unvorsichtigerweise aus der Siedlung entfernt und war nicht mehr zurückgekehrt. Wölfe hatten ihn zerrissen.

Wolfi zeigte, dass er auch bereits mit wilden Tieren gekämpft habe. Dabei fuchtelte er mit seinem schönen Speer umher, dass er fast die auf Astenden und Zweigen an der Wand aufgehängten Töpfe herunterwarf.

Den Bussard fesselte in höchstem Maße sein blinkender Speer, den er mit Liebe betrachtete. Er sagte Wolfi, dass sich diesen Speer wohl Kuli Singar selbst nehmen werde.

Wolfi drückte den Speer Bussard in die Hand und deutete ihm an, er könne ihn haben, wenn er ihm dafür die Freiheit schenke. Aber Bussard schüttelte den Kopf; er durfte den Gefangenen nicht entlassen, durfte die Sippe nicht verraten.

Als Wolfi sah, wie sehr der alte Jäger den Bronzespeer begehrte, forderte er ihn auf, ihm alles zu zeigen, was er aus Bronze besitze. Bussard nahm aus einer mit einem flachen Stein zugedeckten Grube einen zerbrochenen Napf und schüttelte aus diesem einige alte Bronzestücke heraus: zerbrochene Armreifen und Nadeln sowie Stücke davon und eine halbe Sichel. Das war Bussards Reichtum! Er hatte

ihn für Tauschzwecke mit einem Händler vorbereitet.

Dem Wolfi huschte ein Einfall durch den Kopf.

Er begann sofort Theater zu spielen.

Alle blickten ihn bestürzt an.

Wolfi legte mit ernstem Zeremoniell einen Napf in die glühende Kohle der Feuerstelle und segnete ihn mit einem Tanz und eigenartigem Gemurmel. Dann nahm er seinen eigenen Speer und bohrte ihn in einen Haufen weichen Tones. Die Frau Bussards hatte ihn gerade für ein Geschirr vorbereitet. Er drückte den Speer vollständig in den Lehm und zog ihn wieder vorsichtig heraus, um den entstandenen Hohlraum nicht zu beschädigen. Dann tanzte er erneut mehrmals um die Feuerstelle herum und trug mit singender Stimme eine Beschwörungsformel vor.

Seine Zuhörer betrachteten ihn voll Respekt und Bewunderung wie einen Zauberer. Die Kinder riefen neue Zuschauer herbei, so dass die Hütte des Bussard kaum groß genug war, um all die Neugierigen zu fassen.

Wolfi machte alles so, wie er es daheim beim Vater gesehen hatte. Auch die Zaubersprüche sagte er auf, damit das Werk gelinge. Und tatsächlich ging die Sache gut vonstatten, die Bronzestücke begannen zu schmelzen.

Als Wolfi das geschmolzene Metall in die Tonform goß, wagte niemand zu atmen. Man hörte, wie

die Bronze im Lehm zischte, und sah weißgraue Dämpfe emporringeln.

Wolfi füllte mit der Bronze nicht den ganzen Hohlraum aus, sondern nur etwa die Hälfte. Er formte einen Lehmpropfen, ungefähr so groß wie ein Finger, der sich zur Spitze verjüngte, und steckte ihn in den Hohlraum. Gleich stieg die Bronze bis zu den Lehmrändern. Der kleine Gießer befestigte nun oben den Rand der Form mit Lehm, damit die Bronze nicht überfließen konnte und der Pfropfen fest hielt. Das war die größte Kunst. Davon hing die richtige Form des Hohlraumes in der Speerspitze für das Heft ab.

Da noch genug Metall übriggeblieben war, goß Wolfi auf die gleiche Weise noch eine Speerspitze.

Die Jäger drängten sich an Wolfi heran, um alles gut zu sehen. Der eine kniete, ein anderer stand breitbeinig über einem der Sitzenden und beugte sich dicht bis übers Feuer — und alle stöhnten vor Aufregung. Nun kam auch Kuli Singar sogar, der erhabene Häuptling der Siedlung, um gleichfalls das Werk des jungen Zauberers zu besichtigen, der mit Hilfe der Geister hier Wunder verrichtete. Er drängte sich zwischen die Zuschauer und verfolgte alles sehr aufmerksam.

Hier hatte noch niemand etwas Ähnliches gesehen.

Nach einer Weile schaute Wolfi nach, ob sich die Bronze bereits erhärtete. Dann sang er und rief die Geister an, worauf er den Lehm abbröckelte. Er hol-

te von draußen etwas Schnee und kühlte mit ihm die Form. Die Lehmreste wusch er ab, Dampf stieg auf. Noch einmal plapperte er etwas Unverständliches vor sich hin, bewegte die Hände hin und her — und am Boden glänzten zwei goldgelbe Speerspitzen. Die erstaunten Männer rissen die Münder auf und blinzelten mit den Augen. Kuli Singar nahm die Speerspitze in die Hand, ließ sie aber gleich wieder fallen. Gewiss hat er sich gehörig verbrannt, aber er gab keinen Laut von sich. Er grinste nur und kniff die Augen zu.

Wolfi warf Schnee auf die beiden Speerspitzen und dann konnte sie bereits jeder in die Hand nehmen.

Diese in aller Eile gegossenen Speerspitzen waren gewiss nicht besonders schön und Wolfis Vater hätte so etwas nicht einmal herumgezeigt. Aber den Jägern gefielen sie sehr gut, vor allem weil sie so schön glänzten. Sie murmelten dem jungen Zauberer ihre lobende Anerkennung zu.

Wolfi blickte von einem zum anderen und sah, dass jeder den Finger auf die Nase gelegt hatte. Das war das Zeichen, dass ihnen die Sache außerordentlich gefiel.

„Ja, wenn ich eine steinerne Gießform hier hätte, da würdet ihr erst Augen machen!“ sagte Wolfi leise zu sich selbst.

Die Jäger reichten einander die Speerspitzen von Hand zu Hand. Sie steckten Stöcke daran und

zeigten, wie sie damit stechen würden. Das musste eine Freude sein, damit gegen Bären zu kämpfen.

Was waren dagegen die alten Holzspeere, deren Holzende nur zugespitzt war!

Wolfi zog seinen Vorteil aus dieser Stimmung. Er nahm seinen Speer, den Bogen und eine Tasche, verbeugte sich vor dem Häuptling und eilte dem Ausgang zu. Noch hatte er das dort hängende Fell nicht auseinandergeschlagen, als ihn der Häuptling beim Fuße erwischte und ihn von der Stufe zurückriss. Wolfi taumelte, torkelte und fasste sich aber sofort. Er tanzte geduckt und dann in voller Größe um das Feuer und alle waren überzeugt, dass er in diesem Augenblick mit den mächtigen Geistern in Verbindung getreten sei. Plötzlich stellte er sich dem Häuptling gegenüber und rief ihm drohend zu: „Reize die Geister nicht, sonst rufst du ihren Groll herbei!“

Kuli Singar, der Herrscher über Erde und Wasser, Berge und Wälder, wich erschrocken vor dem ergrimmtten Zauberer zurück. Wieder hüpfte Wolfi um das Feuer herum und als er abermals dem Häuptling gegenüberstand, fletschte er die Zähne.

Alle Anwesenden waren entsetzt.

Aus Wolfis Mund flammte Feuer, immer heller leuchtete es in seiner Mundhöhle — und gewiss würde er im Nu feurige Flammen zu speien beginnen. Wehe dann allen!

Der Häuptling drückte sich erschrocken in einen Winkel, damit Wolfi das Feuer nicht auf ihn blase.

Wolfi wendete sich erneut dem Hüttenausgang zu und betrat die Stufe. Noch ließ er da und dort die feurige Glut dem Munde entweichen und niemand wagte es, ihn am Fortgehen zu hindern.

Dann trat er aus der Hütte, schritt über den Ortsplatz und verließ die Siedlung. Erst hier spuckte er ein geschwärztes, abgebranntes Holzstückchen aus und brummte: „Bald hätte es mir den Mund verbrannt!“ In der Hütte aber duckten sich die Jäger zusammen und begannen flüsternd zu erzählen.

Der gefangene Sklave befand sich in Freiheit...

## 14. Kapitel \_ DIE HÖHLE DER GEISTER

Über ihm krächzten Raben.

„Ihr zeigt mir den Weg!“ sagte Wolfi und schritt bergauf entlang dem Bach zu den felsigen Hügeln.

Er beeilte sich, um möglichst rasch aus der Reichweite der Macht der Jägersippe zu gelangen. Er wollte hier mit niemandem mehr Zusammentreffen. Nur weg — zur Mutter und dann zur eigenen Sippe, wo es Ruhe und Sicherheit gab!

Hinter sich hörte er ein Geräusch.

Es gab ihm einen Stoß. Verfolgten sie ihn etwa?

Er bereitete seinen Speer vor.

Aus dem Gestrüpp flog ein Tier heraus, direkt auf ihn zu. Es huschte wie ein Blitz an ihm vorbei, so dass er kaum wahrnehmen konnte, dass es ein Wolf sei.

Nein — das war ja sein Wildfang!

„Ach, du mein Wildfang, du hast mich gesucht?“

Der Hund wälzte sich auf dem Rücken im Schnee und ruderte mit den Füßen in der Luft herum, dann wendete er sich wie ein Blitz um und sprang auf Wolfi, dass er ihn beinahe umriß. Er knurrte und verbohrtete sich mit seinem spitzen Kopf in Wolfis Pelz.

Eine Weile liebte Wolfi den Hund. Doch dann erinnerte er sich daran, dass er auf der Flucht sei; er durfte keinen Augenblick verlieren. Rasch weiter!

„Genug Wildfang! Spring nicht mehr an mir hinauf! Du hältst mich auf. Was geschähe, wenn es Kuli Singar einfiel, mir nachzustellen? Wildfang, führe mich!“

Ein grimmiges Hungergefühl erinnerte ihn daran, dass er in der Tasche noch ein ziemlich großes Stück geräuchertes Fleisch besaß. Er schnitt ein Stückchen davon ab und warf es Wildfang hin. Der Hund sprang in die Höhe und fing das Fleisch im Sprung. Wolfi nahm sich selbst auch ein Stück. Gierig biss er in das Fleisch hinein. Er kaute den zähen Bissen und saugte mit großem Wohlgefallen den nahrhaften Saft heraus.

Er hatte auf das ganze Stück Fleisch Appetit, überwand sich aber und legte das Fleisch wieder in die Tasche.

„Ich bringe es der Mutter!“

Durch den eiligen Marsch hatte er sich bereits ausgiebig durchwärmt. Er blieb an einer sonnigen Stelle stehen und blickte zurück, um abzuschätzen, ein wie großes Stück Weges er bereits zurückgelegt habe. Hier befand er sich gerade an einer angenehmen windstillen Stelle. An den Fichtenzweigen hingen hundert kleine Eiszapfen und jeder hatte an der Spitze einen Tropfen wie ein prächtiger Edelstein. Auf den sonnenbeschienenen Bäumen piepsten die ruhelosen Meisen. Vielleicht suchten sie Insekten, die durch die Sonne aus ihrem Versteck herausgelockt wurden. Kahle Erdbeergärten schauten aus dem Schnee.

„Das wäre eine Weide im Sommer!“ dachte Wolfi bei sich.

In der Stille der Einsamkeit hörte man das Bächlein. Wolfi schien es, als ob es ihn mit seinem Geflüster ununterbrochen rief.

Über den verschneiten Fichten ragten Felsen empor. An den Seiten waren sie kahl, oben jedoch mit hohem Schwarzbeergesträuch und trockenem Gras bewachsen. Die Grasbüschel schauten wie große Köpfe hervor. Hier schien die Sonne wohl den ganzen Tag zu wärmen, darum hielt sich der Schnee auf den Felsen nicht.

Wildfang gab Laut und stellte sich unmittelbar gegenüber dem in Gedanken versunkenen Knaben auf. Er blickte ihm in die Augen, als wollte er erraten, warum er nicht weiterging. Der Hund wusste ja nicht, dass die wiedererlangte Freiheit unserem Wolfi die Seele für die Natureindrücke geöffnet hatte und dass sich sein Herr an dem freien Urwald nicht sattsehen konnte.

Nochmals bellte Wildfang auf und jetzt riss sich Wolfi aus seinen Gedanken und Betrachtungen heraus.

„Recht hast du, Wildfang, wir dürfen uns nicht aufhalten. Vorwärts!“

Wolfi eilte. Nun blieb er auch zwischendurch nicht mehr stehen. Ausdauernd schritt er mit Wildfang weiter, obwohl er bereits eine gewisse Ermüdung spürte.

Wird er die Mutter wiederfinden? Wird er sie wiedersehen? Er würde sich keine Rast gönnen, solange er nicht bei ihr war.

Der verschneite Wald war wunderschön. Je höher Wolfi stieg, mit umso größerer Pracht umgab ihn der Forst.

Er verlangsamte seine Schritte, blickte um sich und hielt den Atem an. Er befand sich im Zauberreich des Winters. Die Bäume waren mit Schnee wie mit einem Festgewand bekleidet. Hohe Schneepolster drückten mit ihrer Last die weit ausladenden Zweige bis zum Boden. Die schwächeren Bäumchen neigten sich tief, als verbeugten sie sich ergeben. Andere drängten sich mit ihren Wipfeln durch die Schneeschicht und schauten wie verwundert auf die veränderte Umwelt, die sie in ihrer weißen Decke gar nicht wiedererkannten.

Wolfi halte sich durch den lockeren Schnee zwischen den Jungfichten hindurchgearbeitet und kam nun zwischen die Bäume des Hochwalds. Ihre Kronen verband der Schnee zu einer einzigen zusammenhängenden Decke wie zu einer glitzernden Wölbung. Alles im weiten Kreise war mit weißen Blüten geschmückt und mit glitzernden Diamanten besät.

Dem jungen Knaben strahlten die Augen und sein Herz pochte -wild. Er vergaß das durchgemachte Leid und betäubt von der Pracht der wunderbaren Umgebung gab er sich ganz dem Zauber des Schneefeeereiches hin. Mit freudeerfüllter Seele schritt er durch die prachtvollen Pforten, zickzack-

förmigen Gänge und hell erleuchteten Grotten, voll von Tropfsteinen und Zuckerhüten aus Schnee. Dort, wo die Sonne ins Innere eindringen konnte, strahlten die feinen Schneewehen blendend auf. Sie waren mit leuchtenden Kristallen besät und spiegelten alle Regenbogenfarben wider. Glitzernde Sonnenstrahlen sprangen von einem hängenden Eislüster zum anderen, wie sie kostbarer die Menschheit nicht in den größten Domen der Welt geschaffen hat.

Märchenvisionen wurden zur Wirklichkeit. Wie ein Herrscher über alle diese Pracht drang der ergriffene Wolfi ganz allein in die unberührten Prachtsäle voller wundersamer Ruhebetten und kostbarer Throne ein und wich den verzauberten Figuren von Schafen, Bären, liegenden oder wild sich bäumenden Stieren, von Drachen, die böartige Grimassen schnitten, Klabautermännern und Gruppen anderer schreckhafter Gestalten aus, die, alle in Schnee gehüllt, bewegungslos auf die lebenbringende Berührung durch seinen Zauberstab harrten. Hier guckte Wolfi ein lächerliches Zwerglein mit hoher weißer Mütze an und hob seine verschneiten Händchen zu ihm empor, als wollte es mit ihm zum Tanze antreten.

Wildfang sprang den Zwerg an und dessen Schneemütze fiel herunter. Der Hund schnaubte, da er sich an den steifen, spitzen Nadeln gekratzt hatte.

Sonst aber war es mäuschenstill, nicht einmal ein Vögelchen war zu hören.

Der Weg durch den tiefen Schnee war sehr anstrengend. Als Wolfi auf einen gangbaren Weg kam, schöpfte er Atem und verließ den Wald, der sich nun steil zu einer hohen, unzugänglichen Lehne emporzog. Er bog entlang einer Felswand in eine sanfte Talsenkung ein und kam nach kurzer Zeit auf einen freien Platz, der nur wenig bewachsen und nicht so verschneit war.

Dabei blickte er noch einmal zurück und winkte mit der Hand wie zum Gruß dem weißen sonnenbestrahlten Wald zu. Hätte er die Mutter und den kleinen Bruder bei sich, bliebe er hier und wandelte in glückseliger Träumerei durch die Pracht der Schneelandschaft. Nun, noch ein Gruß!

„Ihr meine Wälder, wie herrlich seid ihr! Eure Arme stehen jedem offen. Ihr heißt jeden willkommen, der euch aufsucht. Ich bin so glücklich und danke euch!“

Die Sonne küsst das strahlende Gesicht des Knaben.

Wildfang schnupperte, bewegte die Ohren und stand still. Wolfi wurde sofort stutzig und schärfte seine Aufmerksamkeit.

Er vernahm ein eigenartiges Geräusch. Etwas klopfte in der Krone einer nur wenig verschneiten Birke.

Wildfang stand wie aus Marmor gemeißelt. Spitz standen ihm die Ohren am Schädel empor.

Auf der Birke tummelt sich ein rostbraunes Eichhörnchen. Es drückte sich eng an einen Ast.

Wahrscheinlich hatte es den Jungen und den Hund erblickt.

Wolfi trat näher heran, um besser sehen zu können. Leise nahm er den Bogen von der Schulter. Das Eichkätzchen blickte mit klugen Augen auf ihn herab. Es hielt etwas in der Schnauze, eine Haselnuss oder eine Eichel. Da sich der Knabe nicht entfernte, ärgerte es sich. Grunzend knurrte es und schlug mit seinem buschigen großen Schweif in die Zweige. Dann schlich es ein Stückchen auf dem Ast weiter und schaute, was Wolfi wohl beginnen werde.

Es wollte auf die nebenstehende Hagebuche springen, die große Nuss hinderte es aber wohl an seinem kühnen Sprung. Darum kehrte es auf dem Zweige zum Stamme zurück und lief entlang demselben weiter hinauf.

Wolfi stellte sich ganz nahe unter den Baum. Das verärgerte Eichhörnchen peitschte mit dem Schweife und knurrte erneut. Es zankte mit dem Jungen, weil er es belästigte. Wolfi nahm diese Beobachtung so gefangen, dass er Pfeil und Bogen vergaß. Er setzte sich auf einen Felsblock und blickte gespannt hinauf in die Zweige.

Eine Weile beobachtete ihn das Eichhörnchen, lief dann auf dem Stamme ziemlich tief herunter, als wollte es den unerwünschten Zuschauer erschrecken. Mit den Pfoten trommelte es auf den Stamm, dass man es deutlich hören konnte. Als sich Wolfi noch nicht rührte, warf es zornig seine Nuß hinunter. Damit hatte es seinem Ärger Luft gemacht. Es

lief bis an die Spitze eines waagerechten Zweiges und machte im Nu einen Salto zu der nebenstehenden Buche.

Wolfi sprang auf und schaute ihm nach. Das Eichhörnchen lief an den Zweigen der Buche entlang und sprang auf eine Fichte. Dort verschwand es und war nicht mehr zu sehen. Nur die in Bewegung geratenen Zweige zeigten Wolfi den Fluchtweg des kleinen Tieres. Wolfi kehrte zur Birke zurück und fand die heruntergeworfene Haselnuss. Es waren drei zusammengewachsene Nüsse. Er knabberte eine nach der andern auf; die erste war leer, in der zweiten war auch nichts, aber in der dritten fand sich ein kleiner, süßer Kern. Wenn er auch klein war, er schmeckte doch!

„Dank dir schön, Eichhörnchen! Es war gut, du solltest mir aber zeigen, wo du mehr davon hast!“ rief Wolfi und setzte seinen Weg fort.

Wildfang witterte wieder etwas und knurrte unzufrieden. Wolfi wollte sich aber nicht mehr aufhalten und forderte den Hund energisch zum Weitergehen auf.

Die Sonne hatte sich hinter eine Wolke verborgen und man spürte sofort den Übergang zum Frost.

Jetzt stieg Wolfi dauernd bergan. Er verließ sich auf seinen angeborenen Spürsinn, mit dem er die entsprechende Richtung zur Mutter und zum Brüderchen finden wollte. Sie konnten ja nicht weit sein! Er würde sie gewiss finden! Wie es ihnen wohl geht? Suchte ihn die Mutter nicht? Wolfi wollte nir-

gend anderswo auf der Welt sein als bei der Mutter. Nur bei ihr ist er glücklich — auch wenn er hungert und größte Not leidet.

„Mutter, Mutter, meine Mutter!“

Wildfang schnupperte verdächtig.

„Lauf nur, Wildfang, such den Weg!“

Wolfi biss von seinem Fleischvorrat ab und kauete lange.

Plötzlich erstarrte er vor Schreck.

Durch eine Lücke zwischen den schütterten Bäumen erblickte er zwei Männer... Sie gingen von der Seite her gerade auf ihn zu.

Waren das die Jäger, aus deren Gefangenschaft er entronnen war? Wolfi blickte um sich, wo er sich verstecken könnte. Er wusste, dass ihn kein Schlupfwinkel retten würde, wenn sie seine Spur im Schnee fanden.

Es blieb nichts als die Flucht.

Wildfang bellte drohend den fremden Männern zu, Wolfi schrie ihn aber an und gebot ihm, einen Weg zu suchen, auf dem sie fliehen konnten.

Ach, im Schnee konnte man nur schlecht laufen! Die Füße versanken und wollten nicht vom Fleck! Ha! — jetzt schwirrte ein Pfeil und knisterte in den Zweigen gerade über Wolfis Kopf.

Zugleich tauchten zwei weitere Männer auf und diese eilten beide auf seiner Spur weiter. Nun gab es kein Entrinnen mehr.

Wolfi sprang zwischen die Felsen, um vor den Geschossen geschützt zu sein.

Wildfang lief voraus, drehte sich nach dem Jungen um und lief erneut irgendwohin in die Felsenwildnis. Wolfi ihm nach!

Schau, hier befand sich in nicht allzu großer Höhe eine Grotte!

Ja, dort wird er sich wehren, bis er fällt!

Einem Wiesel gleich kletterte Wolfi zur Höhle hinauf und stellte sich dem treuen Wildfang zur Seite, der mit gefletschtem Rachen den Angriff erwartete.

Schon kamen die vier Jäger herbeigelaufen. Gröhlend und schreiend jubelten sie, dass sie den Flüchtling erreicht hatten.

Wolfi war zu verzweifeltem Kampf gegen die große Übermacht entschlossen. Er wird hier fallen, aber nach ruhmreichem Kampf wird er das Reich der Schatten betreten, wo ihn der Vater mit allen Ehren, die einem tapferen Manne gebühren, begrüßen wird.

Er stützte sich fest auf einen Felsvorsprung vor der Grottenöfhlung. Voll ernstes Grolles rief er seinen Feinden zu:

„Packt euch! Mich bekommt ihr nicht! Ich fürchte euch nicht. Einen nach dem andern steche ich euch nieder!“

Doch was war das? Wolfi wunderte sich selbst überrascht, wie seine Stimme mächtig dröhnte und gewaltig rollte.

Auch die feindlichen Jäger waren überrascht, ja geradezu bestürzt. Sie wichen bis unter die nächs-

ten Bäume zurück und blickten verlegen zu dem beherzten Jungen auf. Dort oben sah er wie ein erwachsener Mann aus und sein glänzender Speer richtete sich drohend gegen sie. War er etwa doch ein Zauberer?

Wolfi sah die Wirkung seiner Donnerstimme und rief noch einmal dröhnend:

„Schaut, dass ihr fortkommt, oder die Geister dieser Grotte zerreißen euch und euer Stamm verfällt dem Untergang!“

Die abergläubischen Jäger duckten sich ängstlich. Ihr Mut war erschüttert, obwohl sie Wolfis Rufe nicht verstanden. Sie waren überzeugt, dass dem Flüchtling etwas Geheimnisvolles zu Hilfe gekommen sei. Es war nicht ratsam, die Geister zu reizen. Nichtsdestoweniger getrauten sie sich dennoch, vier gegen einen anzugehen, und als die Donnerstimme verstummte, fassten sie wieder Mut und traten an die Grotte heran.

Sie begannen den Felsvorsprung zu ersteigen. Wolfi wehrte sich mit dem Speer und stieß Kampfrufe aus:

„Kommt ihr bösen Geister und Dämonen! Kommt aus den Tiefen der Erde und des Wassers und zerreißt sie unbarmherzig! Mögen sie den wilden Bestien des Waldes zum Fraß dienen!“

Wolfis Stimme klang wirklich grauenerregend. Und als sich nun noch Wildfangs wütendes Heulen dazugesellte, brauste aus der Höhle ein marker-schütterndes Getöse mit unglaublich schrecklichen

Lauten, die auch in den Herzen der Tapfersten Bangigkeit hervorriefen.

Die Angreifer zauderten. Sie waren allzu sehr in Schrecken versetzt, um standzuhalten. Schon fühlten sie sich unsicher und ihre Herzen erbebten. Mit einer letzten Willensanstrengung fasste einer der Jäger Wolfi am Bein, um ihn zu sich herunterzuzerren.

Wolfi erkannte in ihm den grimmigen Jäger, der ihn in die Gefangenschaft geschleppt hatte, und schrie in der Gefahr verzweifelt auf.

In diesem Augenblicke biss Wildfang den Jäger in die Hand, dass er unter Schmerzensrufen an den Fuß des Felsens rollte.

Gleichzeitig mit Wolfis Aufschrei erklangen aus dem dunklen Innern der Grotte schaurige Schreie der erzürnten Götter. Wildes Kreischen, Heulen und gellendes Stöhnen rollte aus der Grotte und hallte zehnmal wider. Nun mussten die Geister im Nu aus der Grotte hervorstürzen.

Wolfi war über diese schrecklichen Geräusche selbst äußerst verwundert, er erschrak aber vor ihnen nicht und ließ mit ihnen sofort auch seine eigene Stimme erklingen.

Er beschloß sein Tosen und Toben mit einem sieghaften Schrei.

Nun flohen die zu Tode erschrockenen Feinde in kopfloser Flucht. Bald verschwanden sie im Walde und Todesstille deckte ihre Spuren.

Der aufgeregte, verschwitzte und atemlose Wolfi konnte sich gar nicht fassen. Wo waren nur diese Grottengeister?

Da trat aus der Tiefe der Höhle Luba hervor...

Sie schluchzte auf und riss den Sohn in ihre Arme.

„Mein Bub, da bist du wieder! Ich hab dich wieder... Was hab ich doch an Schrecken um dich ausgestanden!“

Dann trat auch Spitzmäuschen herbei, zog Wolfi am Pelz von der Mutter fort und sagte ihm mindestens fünfmal:

„Das war ich, Wolfi, der da so gesrien hat! Spitzmausch hat viel gesrieen, bis ihm das Mäulchen wehtat!“

„Das habt ihr gut gemacht, Mutti!“ lobte sie Wolfi und küß#sste den kleinen Bruder auf beide Wangen.

Wildfang legte seine Vorderpfoten Spitzmaus auf die Schultern und leckte ihm die Nase ab.

Am Grotteneingang flammte ein Freudenfeuer auf.

## 15. Kapitel - DIE SIPPE RUFT

„Ich fürchtete schon, du wärest uns verloren gegangen...“ sagte Luba. „Was hätten wir ohne dich nur angefangen?“

Spitzmaus musste sich gegenüber dem Bruder mit einer Neuigkeit rühmen:

„Wolfi, Hund Laff ist fort und Hund Serri ist fort, und auch die Schlitten, alles ist fort...“

Wolfi erschrak.

„Die Hunde sind uns davongelaufen!“ bestätigte Luba die traurige Botschaft, als Wolfi danach fragte. Auch Wildfang war verschwunden.

„Ich habe die Ranzen hierher in die Grotte getragen. An eine weitere Wanderung können wir nicht denken...“ fügte sie mit gedrückter Stimme hinzu.

„Und doch müssen wir der Sippe folgen!“ wendete Wolfi ein. „Hier, Mutti, können wir nicht bleiben! Schau, was ich bei den Jägern erfahren habe! Sie teilten mir in ihrer Zeichensprache mit, dass im Frühjahr von Norden her hier viele Menschen vorbeigezogen sind. Und diese haben sich angeblich eine Tagesreise von dieser Stelle entfernt in südlicher Richtung niedergelassen... Das sind doch die Unseren, nicht Mutti? Denk nur, bloß eine Tagesreise von hier!“ „Wolfi, du hast da eine gute Nachricht gebracht! Sie meinten aber gewiss eine Tagesreise im Sommer. Jetzt im Schnee musst du mindestens fünfmal soviel rechnen“, erläuterte die Mutter ernst.

Wolfi aber blieb guter Laune. Er war frei und nur eine Tagesreise von der Sippe entfernt! Das ist ja nahe, dorthin gelangen sie gewiss.

Er verteilte das Stück Fleisch, das er gebracht hatte. Alle kauten und schwiegen.

Wolfi musste an die Hunde denken. Er brauchte nicht lange zu grübeln. Der Hunger hatte sie davongetrieben, sie waren einem Hasen nachgerannt und waren von diesem Ausflug nicht mehr zurückgekommen. Werden sie wieder auftauchen? Ohne Hunde wird die Wanderung schwer sein!

„Wir müssen uns nach Nahrung umsehen“, sagte Wolfi, nachdem er sich ausgeruht und alle seine Erlebnisse der Mutter erzählt hatte.

Er nahm seinen getreuen Speer sowie den festen Bogen und kroch aus der Grotte heraus. „Muss achtgeben, dass sie mich nicht abermals fangen“, dachte er und forschte vorsichtig nach den Spuren.

Bald fand er Hasenspuren, doch schienen sie ihm alt zu sein, und so ließ er sie unbeachtet.

Nach einer Weile stieß er auf andere Spuren. Er brauchte nur einen Blick auf sie werfen, um zu erkennen, dass es die eines Fuchses waren. Kein anderes Tier hinterlässt so geradlinige Spuren. Sie waren ganz frisch. Er folgte ihnen. Sie führten entlang dem Fuße hoher Felsen.

Welche Beute hat denn der Fuchs da wohl verfolgt? Hätte er doch die Hunde bei sich!

„Hm... und das hier sind Marderspuren“, sagte er sich, als er die kleinen Spuren mit den gut sichtba-

ren Krallen erblickte. Je vier Pfoten sind in einer Gruppe abgedruckt. Sie querten die Fuchsspur. Auch sie waren offenbar älter, darum hielt sich Wolfi auch mit ihnen nicht auf.

Dafür erweckten auf dem Bergsattel neue Hasenspuren seine Aufmerksamkeit ; sie waren tief eingedrückt — immer zwei kleine Vertiefungen hintereinander (die Vorderläufe) und dann zwei lange Spuren nebeneinander (die Hinterläufe).

„Dieser Lampe war aber schwer — wahrscheinlich handelte es sich um ein trächtiges Weibchen“, schloß Wolfi, als er sah, wie der Hase in den Schnee versunken war und wie mühselig er die Läufe aus den Vertiefungen unter der Schneerinde herausgezogen hatte.

„Nein, nein, das ist keine Häsin!“ berichtigte der kleine Jäger im Geiste sein voreiliges Urteil. „Zu der Zeit haben die Hasen ja noch keine Jungen... Das ist wohl ein ausgewachsenes, fettes Männchen... Das wäre ein Braten! Sicher ist der Hase müde und diese Spuren sind noch ganz frisch... Ei, der Fuchs schleicht auch hinter dem Häschen her! Da muss ich mich beeilen, um nicht zu spät zu kommen!“ Und so lief der Hase, hinter ihm der Fuchs und hinter dem Fuchs Wolfi mit vorbereitetem Bogen.

„Ei —jöö!“ rief Wolfi aus. Vor ihm zeigten sich im Schnee eine Menge verworrener Spuren rund um eine blutbefleckte, niedergetretene Bodenvertiefung. Eine Menge Fellhaare, Fellstückchen und blutige Knochen lagen im Schnee.

Wolfi musste nicht lange hinschauen und konnte bereits aus den Spuren lesen, was hier vorgefallen war.

Der Fuchs hatte den Hasen eingeholt und ihn totgebissen. Doch den Fuchs hatten die Hunde aufgestöbert und ihm den Braten verdorben. Sie hatten um den Hasen gekämpft und ihn zerrissen. Dann stürzten sie sich auf den Fuchs und jagten diesen. Das können nur seine Hunde sein! Hier sind die Spuren des Fuchses, diese von Raff, hier diese gehören Scherri — und diese größeren Wildfang! Schau, schau, Wildfang ist also auch schon bei ihnen und lehrt sie Wild jagen! — Wie ist denn das Ganze ausgefallen?

Wolfi ging den Spuren nach.

Er sah, wie der Fuchs sein Heil auf der Flucht in die Felsen gesucht hatte. Raff und Scherri setzten ihm direkt nach, während Wildfang seitwärts lief, um nach Wolfsart von der Flanke her anzugreifen. Ein Schlaukopf!

Und jetzt war fernes Bellen zu hören.

So rasch er konnte, begann Wolfi zu laufen. Und bald bot sich ihm ein interessantes Bild.

Inmitten einer Lichtung stand ein halbertwurzelter Baum. Auf ihm wehrte sich der gehetzte Fuchs gegen die hochspringenden Hunde. Wolfi legte den Pfeil auf die Sehne. Dann ließ er ihn los-schnellen — und der Fuchs fiel vom Baum. Die Hunde stürzten sich auf ihn, Wolfi aber schrie sie kräftig an. Die Hunde stutzten. In der Hitze des Gefechts

hatten sie es gar nicht gemerkt, dass ihr Herr erschienen war. Sofort jagten sie auf Wolfi zu. Wildfang als erster. Er sprang Wolfi auf die Schultern, dass er ihn fast umwarf. Dann kamen Raff und Scherri, wedelten mit den Ruten und schleckten sich die Schnauzen.

Inzwischen hatte sich der Fuchs erhoben und war ein Stück weiter ins Gestrüpp geschlichen. Wolfi sprang ihm behende nach und durchbohrte ihn mit dem Speer. Der Fuchs war ein stattliches Tier. Er warf ihn über die Schulter und kehrte zur Grotte zurück.

Nun werden sie ein Abendessen haben! Wolfi war mit seinem Jagderfolg zufrieden!

Die Hunde sprangen um ihn herum. Wolfi bemerkte, dass sie nicht gut laufen konnten. Ja es schien, dass sie hinkten, als hätten sie Fußverletzungen. Oder waren sie bloß müde?

„Mutti, Mutti, schau!“ rief Wolfi von weitem. Luba blickte aus der Grotte und begrüßte freudig den Sohn mit der Beute und den Hunden.

Sie begann sofort mit der Zubereitung des Abendessens. Der Fuchsbraten würde zwar zäh wie Leder sein, doch wollte sie das Fleisch schon auf einem Stein weichklopfen. Und das Ganze würde zwei Tage reichen. Wenn nur recht viel davon da wäre!

Das Fell hing Wolfi im Freien auf den Ast einer Buche. „Und jetzt, Mutti, muss ich einen neuen Schlitten machen!“ sagte Wolfi.

„Such lieber den alten!“ forderte ihn die Mutter auf. „Er blieb hier hinter diesem Hügel bei drei Eichen stehen. Es ist nicht weit.“ Obgleich Wolfi schon recht müde war, begab er sich doch noch gehorsam auf den Weg, um den verlorenen Schlitten zu suchen. Er hatte sich den Ort gemerkt, von wo aus er gestern auf die Hirschjagd ausgegangen war. Die Hunde nahm er mit.

Noch bei Tageslicht kam er zurück. Er hatte beide Schlitten glücklich gefunden und die Hunde vor sie gespannt. Solange die Fahrzeuge leer waren, zogen die Hunde sehr gut, als sich Wolfi aber auf dem Schlitten ausruhen wollte, schlichen sie sehr schwer weiter, als ob sie nicht ziehen könnten. Das bereitete Wolfi große Sorgen.

In der Grotte übernachteten sie gut und in der Frühe waren sie schon bei Tagesanbruch für die Weiterreise vorbereitet.

Die Sippe rief — sie spannten ihre letzten Kräfte an.

Wolfi war guten Mutes, als ob er schon morgen am Ziele der kummervollen Wanderung anlangen würde. Er nahm Spitzmaus bei der Hand und breitete ihm beide Arme zum Gebete aus. Dann sagte er:

„Über Berge und durch Täler  
Unsere Wanderung geht.  
Steh uns bei und höre gnädig,  
Herr, unser Gebet!“

## 16. Kapitel - DER LETZTE KAMPF

Die Kälte nahm wieder zu. Dunkle Wolken und stoßweise einsetzender Wind verkündeten neuen Schnee.

Die Ranzten waren ziemlich leicht und Luba wollte nicht fahren, sondern zu Fuß gehen. So legten sie nur Spitzmaus auf den Schlitten und fuhren los.

Entlang des Bergrückens ging es recht gut, dann aber erschwerten ihnen felsige Abhänge den Weg. Sie sahen, dass sie so nicht weiterkommen würden. Wolfi stieg auf einen Felsen und hielt Umschau. Es blies ein kalter Wind. Die Baumkronen bogen sich.

Wolfi entschloss sich, auf der Südseite ins Tal hinabzusteigen. Dies gelang ihnen aber nur mit größter Anstrengung. Doch unten begrüßte sie wieder der Große Fluss, der beinahe ganz zugefrozen war. Nur in seiner Mitte gab es noch einen freien Wasserstreifen.

Wolfi freute sich. Auf den Eisrändern konnte man recht bequem fahren. Das Eis hielt. Luba hatte Mut gefasst und zeigte keine Angst mehr vor dem Fluss.

Wolfi nahm seine Angel und fing einen Schlei und einen Barsch. Einen weiteren Fisch fanden sie eingefrozen in einem Stück Eis. Nachdem sie eine Weile gewandert waren, glitt Luba auf dem Eise aus und verletzte sich das Knie sehr schwer. Sie konnte nicht weitergehen und Wolfi und Scherri mussten

sie auf dem Schlitten ziehen. Raff kam nicht recht vom Fleck, obwohl er sonst Spitzmaus ohne Mühe gezogen hatte. Wolfi trieb ihn an, bemerkte dann aber, dass der Hund schlecht auftrat. Er hinkte viel mehr als am Vortage. Wolfi untersuchte den Fuß und sah, dass dem Hund zwischen den Klauen Eis angefroren war. Die scharfen Eisstückchen schnitten ihm bei jedem Schritt recht schmerzhaft ins Fleisch.

„Hast die Pfoten ins Wasser getaucht, gelt, Raff!“ sagte er rügend zum Hunde und reinigte ihm sofort sorgfältig die Pfoten. Das brachte dem Tiere eine große Erleichterung, auftreten konnte es aber trotzdem noch nicht. Die kranken Füße eiterten und der Schmerz vergrößerte sich, sobald Raff auszuschreiten versuchte.

Wolfi sah sich den Hund von allen Seiten an, streichelte ihn, aber Raff machte immer nur einige Schritte und blieb wieder stehen. Er schleckte sich die Vorderpfoten, die ihn wohl am meisten schmerzten. Wolfi seufzte.

„Wolfi, werden wir weiterkommen?“ fragte die Mutter mit trauriger Stimme.

„Wir müssen! Die Sippe ist nicht mehr weit — wir werden sie erreichen! Wirst sehen, wie ich Raff auf die Beine bringe!“

Wolfi öffnete den Ranzen mit den Fellen und nahm ein kleines Pelzstück heraus, das aus Eichhörnchenfellen zusammengenäht war. Er riß ein Stück ab und verband damit Rapps Vorderpfote. Den

Verband zog er geschickt mit einem Riemen zusammen.

„Ein guter Einfall von dir, Wolfi“, lobte ihn die Mutter und band selbst ein Eichhörnchenfell um Rapps andere Vorderpfote. Es sah aus, als hätte er Hausschuhe an.

„Raff hat Schuhe wie ich!“ freute sich Spitzmaus und spornte sofort den Hund mit einem ‚Wüja, wüja!‘ an.

Und siehe da, der Hund raffte sich auf, zog an und der Schlitten begann mit dem lachenden Bublein weiter zu gleiten.

Nun ging die Fahrt auf der zugefrorenen Elbe ziemlich gut voran. Wolfi freute sich schon mit der Mutter, dass sie auf diese Weise in etwa zwei Tagen zur Sippe stoßen konnten. Wenn nur das Eis gut fahrbar bliebe! Mit den Nahrungsmitteln mussten sie sehr sparen. Die Hunde erhielten wenig, nur bescheidene Abfälle. Vom Fuchs war fast nichts mehr übrig geblieben. Wildfang lief oft fort und Wolfi fürchtete, er werde ihm aus Hunger wohl wieder zu einem Wolfsrudel entlaufen. Er würde ihn nur ungern verlieren, denn er hatte sich schon sehr an ihn gewöhnt, sättigen aber konnte er ihn nicht. Wildfang war dauernd hungrig und balgte sich mit Raff und mit Scherri um jeden mageren Bissen. Der Hund wollte alles hinunterwürgen, was noch als Vorrat verwahrt werden musste. Wolfi nahm das Ränzeln mit dem Essen gar nicht mehr vom Rücken herun-

ter, damit die hungrigen Hunde sich nicht darauf stürzten.

Gegen Abend machten sie halt.

Wolfi war ganz zufrieden, sie waren immerhin zwei Windungen des sich schlängelnden Flusses weitergekommen.

Aber als er seine Augen über die weitere Wegrichtung schweifen ließ, wurde er traurig. Er erblickte ein unüberwindliches Hindernis vor sich: Der Fluss war mit Eisschollen verrammelt.

Weiter würden sie nicht kommen!

Viele, viele scharfkantige Eisblöcke versperrten das Flussbett. Hochaufgehäuft erhoben sie sich wie ein unüberwindlicher Wall. Raben flogen über dem Eis und späten nach Fischen.

Sie mussten mit ihrem Schlitten abermals aufs Ufer!

Wolfi bereitete ein Nachtlager vor und überlegte, was weiter zu machen sei. Es blieb wohl nichts anderes übrig, als erneut einen beschwerlichen Weg über die Berge zu suchen. Dadurch würde sich allerdings die Wanderung um einige weitere mühselige Tage verlängern ... Und was geschah mit der Mutter? Auf den Berg konnten sie sie nicht hinaufziehen... Die Hunde waren zu schwach; viel würden sie nicht mehr aushalten.

Luba beobachtete, wie nachdenklich Wolfi war, und erriet leicht den Grund.

„Ich lege mir Schnee auf das Knie und du sollst sehen, wie wir morgen marschieren werden!“ tröstete sie den Sohn.

„Mutter, du wirst dich am Schlitten festhalten und es wird gehen!“ ermunterte Wolfi die Frau.

Der Nordwind nahm in der Nacht zu, es fror durch Stein und Bein. Sie lagen in einer Mulde aneinandergeschmiegt und konnten vor Kälte nicht einschlafen. Nicht einmal das Feuer nützte ihnen etwas, weil der Wind die Wärme davontrug. Wolfi wärmte im Feuer große Steine, auf die sie sich dann legten.

Fernes Heulen von Wölfen weckte Wildfang auf. Er schnupperte eine Weile und schmiegte sich dann wieder eng an seinen Herrn.

Dann kamen die ärgsten Tage des ganzen Weges.

Der Nordwind drehte auf Nordost und brachte viel Neuschnee.

Luba überwand sich und spannte alle Kräfte an, um wenigstens ein Stück gehen zu können, sank aber bald wieder zusammen. Auch Wolfi war nicht mehr bei Kräften. Sie mussten oft rasten.

Der Hunger quälte sie unerträglich. Die Hunde zerrissen und verschlangen das Fuchsfell, das noch gar nicht ordentlich getrocknet war. In einem Wasserriß, der nur halb verweht war, sprang ihnen eine Kufe des Schlittens auseinander und alles fiel in den Schnee. Wolfi hackte eine neue Stange zurecht und besserte den Schlitten aus, fror dabei aber derart

durch, dass er ein Feuer machen musste. Nachdem er sich ausgeruht hatte, hielt er Umschau in der Umgebung und hatte dabei den Bogen vorbereitet. Er kam zu einigen Eichen, bei denen es weniger Schnee gab. Er begann unter den Bäumen zu wühlen und fand einige Eicheln. Fast eine halbe Tasche voll sammelte er davon. Er ließ sie in der Asche ein wenig bräunen und zermalmte sie. So stillten sie wenigstens den ärgsten Hunger. Den Hunden konnten sie allerdings nichts geben.

Dann kamen unsere Wanderer unter eine Berglehne, wo viel Schnee angeweht war. Hier blieben sie stecken. Weiter würde es heute nicht mehr gehen. Hier mussten sie übernachten.

In der Nacht balgten sich die Hunde. Sie bissen sich so wütend, als ob sie die Tollwut bekommen hätten. Wolfi versuchte sie vergeblich mit einem brennenden Zweig zu trennen. Namentlich in Wildfang war die blutrünstige Bestie erwacht. Mit offenem Rachen jagte er die anderen beiden Hunde. Wenn er sie erwischte, musste dies den Tod eines der anderen Tiere bedeuten.

Nach einer Weile wälzte sich Scherri mit durchbissener Gurgel im Schnee.

Zu spät sprang Wolfi herbei — er rettete den treuen Hund nicht mehr. Er hob das tote Tier auf. Der wilde Wolfshund sprang jedoch herbei und packte Scherri beim Schädel. Wolfi wollte ihm den toten Hund entreißen, Wildfang aber war stärker und gab nicht nach. Rasch griff der Junge hinter sei-

nen Gurt und zog sein Bronzemesser heraus. Er schnitt darauf los, bis er den Hundekopf, in den Wildfang immer noch verbissen war, fast abgeschnitten hatte. Wildfang riß an — und der Kopf Scherris gehörte ihm.

„Erschlag ihn! Erschlag ihn doch!“ sagte die Mutter erregt, als sie die Wildheit des Wolfshundes sah. Sie schürte das Feuer, damit man besser sehen konnte.

„Er wird wieder brav werden“, antwortete der Sohn und häutete den toten Hund sofort beim Feuer ab. Die Abfälle warf er Raff zu. Auch Wildfang kam herbeigelaufen. Es machte den Eindruck, dass ihm seine Wildheit bereits vergangen sei. Auch er bekam seinen Teil. Gesättigt schliefen sie dann für den Rest der Nacht ein.

Es wurde ein trauriger Morgen.

Raff zog Spitzmaus und Wolfi spannte sich vor den großen Schlitten. So gingen sie ein Stück weit, als aber Luba nicht weiterkonnte und jammernd auf den Schlitten zusammenbrach, reichten Wolfis Kräfte nicht aus, um die schwere Last allein zu ziehen.

„Ihr guten Geister, du Vater und alle Ahnen — wißt ihr denn nichts von uns?“ lallte er mit geschlossenen Lippen und sank auf einen verschneiten Steinblock.

Der kleine Spitzmaus nahm den Stock der Mutter und machte einige Schritte im Schnee, um sich dann entschlossen „auf die Jagd“ zu begeben. Gleich hinter dem Schlitten war ein dickbäuchiger Bär

über eine Beute gebeugt, die er mit den Vordertatzen festhielt.

„Da hast du!“ rief Spitzmaus kämpferisch aus und stieß dem Bären den Stock in die Flanke. Wieder und wieder! Der ganz durchstochene Bär hatte bereits die Hälfte seines aus Schnee bestehenden Körpers verloren und als auch sein Kopf abfiel, suchte sich der Bub ein anderes „Wild“. Er stach mit dem Stock in die Schneewehen und Überhänge und kämpfte siegreich mit großen Raubtieren und Ungeheuern. Der kleine Knirps war in dem tiefen Schnee gar nicht zu sehen. Dem „großen“ Jäger aber gefiel dieses Spiel ganz ausgezeichnet. Er stampfte im Schnee weiter und vergaß den Hunger, ja, er hörte nicht einmal auf die Mutter, die ihn zurück zum Lagerplatz rief.

Luba wusste, dass der Bub nicht weit Weggehen konnte, und hatte darum keine Sorge um ihn; trotzdem stand sie aus Vorsicht auf und sah sich nach ihm um. Plötzlich schrie sie entsetzt auf.

Spitzmaus griff gerade wieder einen riesigen Bison aus Schnee an, als unter den vom Schnee zu Boden gebogenen Zweigen ein starker Wildeber hervorstürmte. Eine große Schneewolke flog in die Höhe, als der Eber aus seinem Versteck hervorbrach. Entsetzt winselte Spitzmaus auf und fiel in eine Schneemulde. Er fiel wie ein Stein ins Wasser und war nicht mehr zu sehen. Der wütende Eber scharrte den kleinen Buben mit Schnee zu und grub grunzend mit dem Rüssel nach ihm.

Mit leeren Händen stürzte Luba im Nu herbei, faßte den von Spitzmaus fortgeworfenen Stock und zerschlug ihn am Rücken des Ebers. Wolfi sah die große Gefahr. Er zögerte nicht und stürzte sich mit seinem schönen Speer ohne Überlegung in den Kampf. Er hatte zwar nicht die geringste Hoffnung, über den starken Eber zu siegen, vielleicht gelang es ihm aber, ihn zu vertreiben. Aber Wolfi war eben doch zu sehr ermüdet. Früher als er war Wildfang zur Stelle. Er bellte vor Kampfeslust und verbiss sich sofort in die Hinterläufe des Ebers. Dieser sprang auf und machte kehrt, um Wildfang mit seinen starken Hauern aufzuschlitzen. Der tapfere Hund war aber wohl kein Neuling in einem solchen Kampfe. Gewandt sprang er zurück und ließ sich von unten nicht fassen, dafür griff er nun selbst schlau den Eber an der Gurgel an, wo er einzig und allein Erfolg haben konnte. Luba zog Spitzmaus aus dem Schnee heraus und kehrte mit ihm zum Schlitten zurück. Sie band Raff los, damit er — so schwach er auch war — den anderen zu Hilfe eile.

Gut, 'dass sie das getan hatte, denn kaum war sie aufgestanden und hatte einen starken Prügel in die Hand genommen, da bemerkte sie, dass Wölfe auf sie losstürzten. Eins — zwei — drei — vier — fünf Wölfe! Ein ganzes Rudel!

Den ersten schlug sie aus ganzer Kraft mit dem Prügel, nach einem zweiten schnappte Raff.

Als die Wölfe einen Menschen und den Hund sahen, griffen sie nicht mehr an, sondern mischten

sich in den Kampf mit dem Eber. „Wolfi, komm her!“ rief die Mutter.

Wolfi bedurfte keiner Ermahnung. Er sah die Wölfe und zog sich sofort zum Lagerplatz zurück.

Nun war der Eber in die Enge getrieben. In tiefe Schneewehen zurückgedrängt, stützte er sich auf einen starken Kiefernstamm und wehrte sich gegen die Angriffe Wildfangs und der fünf Wölfe. Seine Feinde stürzten sich wie Hornissen auf ihn. Zwei von der einen und zwei andere von der zweiten Seite, ein Wolf und Wildfang von vorne. Jetzt war Wildfang wieder Führer eines Wolfsrudels. Entschlossen griff er den Eber an. Wenn nicht so viel Schnee gelegen hätte, wäre der Eber gewiss schon unterlegen. Der Schnee aber erschwerte den Angreifern sehr ihre Bewegungen.

Das Wildschwein war bereits schwer verwundet; seine Hinterläufe waren bis auf die Knochen zerfleischt, so dass es sich in den Schnee setzte, um seine Rückseite zu schützen. Mit schäumendem Rüssel hieb es wuchtig in die Unterseite eines Wolfes, um ihn aufzuspießen, blieb aber an einer festgefrorenen Wurzel hängen und brach den einen Hauer ab. Die bis zur Tobsucht hungrigen Wölfe griffen immer wütender an. Sie sprangen um den Eber herum, wichen seinem einzigen noch übriggebliebenen, aber dennoch furchtbaren Reißzahn schlaue aus. Zwei Wölfe waren trotzdem so verletzt, dass sie sich im Schnee wälzten und ihn mit ihrem roten Blut färbten.

Inzwischen war Wolfi bereits zur Mutter zurückgekehrt und stellte sich mit vorgehaltenem Speer vor den Schlitten. Beide blickten auf den furchtbaren Kampf, der sich unweit von ihnen zwischen den Bäumen abspielte. Das Heulen der kämpfenden Tiere hallte erschreckend durch die Waldesstille.

„Wir könnten Wildschweinfleisch gebrauchen“, seufzte Wolfi einen Wunsch aus der Tiefe seines Herzens. „Das würde uns helfen.“

„Schon ist es so weit, Wolfi!“ rief die Mutter.

Denn eben war es Wildfang gelungen, den Eber unter der Gurgel zu packen und seine starken Kiefer öffneten sich nicht mehr, so sehr sich der Eber auch hin und herwarf.

Der Schnee stob in ganzen Wolken nach allen Seiten, so bemühte sich der Eber, aus der tödlichen Umklammerung freizukommen. Vergebens! Auch die Wölfe hatten sich bereits in seine Läufe verbissen — das Schicksal des Wildschweins war entschieden. Wild zerrissen die Sieger die Eingeweide des Ebers, der zuckend sein Leben ließ.

Wolfi machte unwillkürlich eine Bewegung, doch Luba schrie ihn gleich strenge an:

„Hiergeblieben! Sie würden dich wie den Eber zerfleischen!“

„Wenn sie uns wenigstens ein Stück übrigließen!“ sprach der hungrige Wolfi sehnsüchtig.

„Mach lieber Feuer, damit sie nicht noch über uns herfallen!“ riet die Mutter.

Der vernünftige Wolfi folgte sofort und brachte aus dem nahen Gehölz einen Haufen Äste.

Als er mit einigen starken Prügeln wieder zum Lagerplatz zurückkam, sah er durch den Wald einige geduckte Schatten huschen. Er erkannte sie, es waren neue Wölfe. Der Geruch des frischen Blutes lockte sie an.

Schnell Feuer machen!

Wolfi sagte der Mutter, was er gesehen hatte; sie durften den Lagerplatz keinen Schritt mehr verlassen.

Unweit von ihnen balgten sich auf dem Kampfplatz zwei Wolfsrudel um die Beute. In ihr Heulen mischte sich auch das Kampfgebell von Wildfang.

Allmählich wurde es dunkel.

Wolfi löste sich mit der Mutter beim Feuer ab.

Als er am kommenden Morgen erwachte, fühlte er etwas Warmes auf seiner Wange. Wildfang schmiegte sich an seinen Kopf und wärmte ihn...

Von den Wölfen war nichts mehr zu sehen.

Wolfi ging sich die Reste des Festmahls der Wölfe ansehen. In dem mit Blutspuren bedeckten Schnee fand er nur noch einige abgenagte Knochen. Die größeren davon klaubte er zusammen — er würde sie spalten und das wohlschmeckende Mark aus ihnen herauskratzen. An einem Knochen fand sich noch ein Stück Fleisch.

Als Wolfi wieder zum Lagerplatz zurückkehrte, saß die Mutter am Schlitten. Sie war in Gedanken versunken und hielt die Hände im Schoß gefaltet.

Vor ihr im Schnee lag ein Knochen. Es schien, dass sich an ihm noch etwas Fleisch befand. Wildfang hatte ihn gebracht.

Wolfi sprach kein Wort und stieß den Knochen in die glühende Asche. Nach einer Weile nahm er den heißen Knochen heraus, zerschlug ihn und reichte ihn der Mutter. Auch für sich stocherte er Mark aus dem Knochen. Er saugte ihn aus und schleckte sich noch lange nach diesem Leckerbissen den Mund ab.

Ein Stückchen bekam auch Spitzmaus.

Alle stimmten darin überein, wie gut das gemundet hätte. Es war aber doch zu wenig für ihren großen Hunger. Das reizte nur den Appetit zum Essen an.

Sie wurden traurig.

Spitzmaus begann vor sich hinzuplappern.

„Spitzmausch gestochen — und Schweinchen flog heraus und stieß Spitzmaus.“

Der Junge sprach zu sich selbst. Weder Luba noch Wolfi horchten auf sein Geplapper. Sie hatten den Kopf voller Sorgen. Was sollte nun weiter geschehen? Wie konnten sie von hier fortkommen? Was sollten sie nun anfangen?

Luba erhob sich, um die übriggebliebenen Reste des Wildschweins zusammenzusuchen. Viel war nicht mehr da...

Wildfang legte sich auf den Rücken und wälzte sich im Schnee. Mit den Füßen scharrte er gegen Wolfi, als ob er spielen wollte.

In seiner schweren Not fiel es Wolfi ein zu versuchen, Wildfang einzuspannen.

Er gab ihm ein Stückchen Fleisch, streichelte ihn und als er sah, dass Wildfang mit der Rute wedelte, zog er ihn zum Schlitten und befestigte die Riemen an ihm... Dann schrie er: „Wia, wia!“ und schob den Schlitten an, um ihn in Bewegung zu bringen. Wildfang zog aber nicht, sondern begann Sprünge zu machen und die ihm hinderlichen Riemen durchzubeißen.

„Laß ihn, Wolfi! Der wird nicht ziehen, er zerbeißt höchstens das Geschirr ...“

Wolfi gab aber seinen Versuch nicht auf. Nochmals spannte er Wildfang ein und stellte sich selbst neben ihn in den Schlitten. Und siehe! Als er jetzt an dem Schlitten zog, legte sich Wildfang in die Stränge und zog gleichfalls. Seine große Kraft genügte allein und Wolfi ging nur neben ihm her.

Es dauerte nicht lange und Wildfang blieb stehen, um wieder an den Riemen zu nagen. Er bekam etwas Fleisch, und als ihn Wolfi streichelte, zog er wieder.

Sie fuhren in einen großen Talkessel, der sich zum Großen Fluss hinunterzog.

Hier entdeckte Wolfi untrügliche Zeichen eines verlassenen Lagers. Die abgehackten Baumkronen meldeten, dass an dieser Stelle die Sippe Tschechs auf ihrer Wanderung in die neue Heimat gelagert hatte.

Wenn nicht alles verschneit wäre, mussten sie  
hier gewiss noch mehr sichere Spuren finden.

Wolfi küßte die markierten Bäume.

Dies war sein Gruß an die ferne Sippe.

Wenn sie nur schon bei ihr wären!

## 17. Kapitel - IN DER UMARMUNG DES TODES

Sie übernachteten auf dem verlassenen Lagerplatz. Auch hier war die Elbe mit Eis gesperrt. Darum mussten sie sich am nächsten Tag wieder den Bergen zuwenden.

Mit Hilfe des starken Wildfang kamen sie auch glücklich auf einen Hügelrücken. Hier oben schien es bereits, als ob die Berge aufhörten. Gegen Süden breitete sich eine unübersehbare Ebene aus. In nebelhafter Ferne erhob sich ein einzelstehender Berg gegen den Himmel. Er sah aus wie eine Kuppe oder wie ein Pilz.

Auch an diesem Tage hatten sie wieder nichts zu essen. Alle waren geschwächt und Raff taumelte nur matt weiter. Wolfi fühlte, dass er der Ermüdung nicht unterliegen dürfe. Wenn er jetzt halt machte, würde er sich zu einem weiteren Weg nicht mehr aufraffen können.

In einer vom Winde frei gefegten Vertiefung erblickte er bei einem Baum große Büschel Heidelbeerenkraut. Die eingetrockneten Früchte waren schwarz. Hungrig stürzte sich Wolfi auf sie. Sie waren fast ohne Geschmack, aber dennoch brachte er eine Handvoll der Mutter. Luba reichte sie Spitzmaus.

Sie fuhren noch über einen Berg, aber dann war das Ende ihrer Kräfte gekommen.

Als das Gefährt in ein von Gestrüpp verborgenes Wasserloch versank, bemühten sich alle vergeblich, es ans Ufer zu ziehen, besonders Luba konnte sich kaum mehr aufrechterhalten.

Wolfi spannte die beiden Hunde aus. Mit herunterhängenden Zungen plumpsten sie in den Schnee.

Aus den Jungfichten fiel ein Schneepolster zur Erde.

Wer war dort?

Zwei Wölfe stürzten aus dem Dickicht hervor.

Bevor sie noch die Wanderer anspringen konnten, warfen sich ihnen Wildfang und Raff entgegen.

Ein Kampf auf Leben und Tod begann.

Lautlos, aber mit ungeheurer Wildheit balgte sich Wildfang mit dem einen Wolf, Raff schnappte wütend nach dem anderen.

Wolfi schlug mit seiner Axt einem Wolf den Schädel ein. Das kämpfende Rudel zog sich weiter ins Gestrüpp zurück. Der Junge besaß nicht mehr die Kraft, die Wölfe zu verfolgen. Auch wusste er, dass die ermüdeten Hunde einen langen Kampf mit den hungrigen Wölfen nicht aushalten würden.

Wolfi umschlang die Mutter.

Luba streichelte ihn. Eine Träne rollte aus ihren Augen auf seine Wange. War nun alles verloren?

Der Kampf des Rudels verstummte in der Tiefe des Waldes... Raff und Wildfang, um euch war es geschehen!

Nach einer Weile raffte sich Wolfi wieder auf. Es war doch nicht mehr weit bis zu ihrem Ziel. Viel-

leicht konnten sie schon morgen zur Siedlung der Sippe gelangen. Dann waren sie gerettet... Würden sie noch einen Tag durchhalten?

Spitzmäuschen weinte vor Hunger und Kälte. Mit letzten Kräften sammelte Wolfi einen Holzvorrat und entfachte ein Feuer. Wenigstens wärmen wollten sie sich noch ein letztes Mal. Er brachte ein umgebrochenes Bäumchen angeschleppt und trug noch einen Armvoll trockene Zweige herbei. Unterwegs fiel er einige Male in den Schnee. Luba beobachtete die übermenschlichen Anstrengungen des Sohnes und erwartete mit Tränen in den Augen das unabwendbare Ende. Sie glaubte nicht mehr daran, dass sie noch weiterkommen würden. Im Herzen aber war sie dennoch stolz auf den tapferen jungen Sohn! Welch heldenhafter Mann wäre aus ihm geworden! Hoch schlugen die Flammen. Traurig legte Wolfi Holz nach, als bereitete er sich selbst den Scheiterhaufen.

In einer dichten Säule wälzte sich der Rauch aus dem Walde zum Himmel. Das letzte Feuer...

War wirklich schon alles zwecklos? Nein! Noch gab er den Kampf nicht auf. Ein Letztes wollte er noch versuchen — er wird allein nach Hilfe Ausschau halten.

„Es ist genug Holz hier,“ sagte Wolfi mit verschleierter Stimme. „Lege zu, Mutter, lege recht viel zu, damit der Rauch hoch über den Bäumen zu sehen ist...“

„Warum denn, Wolfi?“

„Damit ich wieder zurückfinde!“

„Wohin willst du denn gehen? Mach mir keine Sorgen, Bub! Ich habe Angst um dich, du bist ja viel zu müde!“

„Mutter, wir sind doch unseren Stammesgenossen schon ganz nahe! Allein komme ich doch eher hin...“

„Geh also, mein braves Kind, und bring Hilfe herbei, wen immer du findest! Ich sehe schon, dass es sonst keine andere Rettung mehr für uns gibt... Ich werde unablässig Holz nachlegen und ohne Unterlaß für dich beten... Swantowit ist mächtig und gnädig... Gib dann acht, wo unser Rauch aufsteigt, und verirre dich nicht auf dem Rückweg! Und ich bitte dich, Wolfi, geh nicht zu weit — wenn das Wetter schlechter wird, komme gleich zurück!“

Wolfi steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen Pfiff aus. Nach einer Weile pfiff er noch einmal. Werden ihn seine Hunde hören?

Die Mutter reichte dem Sohn den Speer, der im Schnee steckte. Er würde für ihn unterwegs eine gute Stütze sein.

Es knisterte im Gestrüpp, der abgehetzte Wildfang schmiegte sich mit heftig bebenden Flanken und heraushängender Zunge an Wolfi. Wolfi streichelte den Hund. „Hast für uns gekämpft. Wildfang, ich danke dir!“

Er blickte umher. „Wo ist Raff? Wo ist Raff geblieben?“ Wildfang kauerte sich an Wolfi und in sei-

nen Augen las Wolfi den Verlauf des Kampfes mit den Wölfen.

Raff wird nicht mehr zurückkommen...

Der Junge und der Hund schauten einander eine Weile in die Augen, als gelobten sie sich Treue bis zum letzten Atemzug:

Wildfang scharrte mit den Pfoten, dass der Schnee hochspritzte.

„Wildfang, komm, wir bringen Hilfe herbei! Vielleicht finden wir eilten Menschen oder stoßen auf eine Hütte.“

„Mutter, Mutti — leb wohl, leb wohl!“

Und Wolfi, der tapfere Junge und gute Sohn, machte sich auf seinen — vielleicht letzten — Weg...

Schwer stapfte er durch den tiefen Schnee. Er wollte den Hang entlang gehen — vielleicht fand er dort eine Siedlung oder begegnete, wenn er Glück hatte, einem allein gehenden Jäger.

Nur mit Anstrengung hob er die Füße. Der Schnee umklammerte sie und hielt sie fest. Er fiel tief in die Verwehungen. Immer wieder machte er sich frei, ging einige Schritte und brach wieder ein. Die Kräfte nahmen ab. Seine heißen Lippen kühlte er mit Schnee. So schleppte er sich auf eine Lichtung, die sich entlang dem Hügelkamm dahinzog. Er richtete sich auf, doch die Beine blieben im Schnee stecken und der Sturm warf ihn um. Wieder raffte er sich auf, stemmte sich dem Wind entgegen und beobachtete, dass der Schnee hier härter wurde. Er war mit einer Eiskruste bedeckt, die vom Winde festge-

presst worden war, und diese Eisdecke trug ihn ziemlich gut. Er kam gut voran und brach nur noch stellenweise ein.

Auf einer freigewehten Stelle mit dichtem Bestand an Schwarzbeer- und Preiselbeerkraut riss er einige Früchte ab, die ihm aber nicht schmeckten.

Er kroch über einen entwurzelten Stamm, der bereits ganz verfault war und beobachtete eine gerade Linie weicher Spuren, die in eine nahe Wassergraben führten.

„Hier hat vor kurzem ein Fuchs gewechselt“, sagte er sich, aber ohne jede weidmännische Erregung. Er war einer Ohnmacht nahe. Fast unbewusst ging er der Spur nach. Zwischen den Bäumen war der Schnee wieder locker.

Kaum war er dem Fuchs auf einen Pfeilschuß nahegekommen, da sank er plötzlich in einen verwehten Bach ein. Zum Glück breitete er sofort die Arme aus. Dadurch rettete er sich.

Er watete im Wasser weiter und bemühte sich aus dem Loch herauszukriechen, der Schnee um ihn sank jedoch ein, so dass er sich nur mit knapper Not über dem Wasser hielt. Endlich stieß er mit dem Fuß an einen starken Ast. Auf ihn gestützt, konnte er nun aus dem Wasser heraus. Eine Weile verschnaufte er.

Der Wind piff durch den Wald.

Die Bäume rauschten, knarrten und schlugen aneinander. Sie bogen sich unter dem Stößen des Sturmes. In den Windpausen säuselte es leise, fast

lieblich. Dann aber wurde das Geäst im Augenblick aufs neue aufgepeitscht, es warf sich herum und stöhnte wie im Schmerz. Ein Baum schlug mit seinen Zweigen gegen den andern, beide verflochten sich ineinander, umarmten sich und peitschten mit ihren Ästen in wilder Bewegung wie in einem harten Kampf.

Wolfi torkelte, von einer inneren Kraft getrieben, vorwärts. Aber er wusste im Innern, dass er es nicht mehr lange aushalten würde.

Hier richtete sich der, dort ein anderer Baum siegreich auf und ein dritter bat gebeugt um Erbarmen und um eine Ruhepause. Das dunkle Gestrüpp versperrte wie grinsende Schlünde schwarzer Grotten dem armen Jungen den Weg. Am Boden duckte sich das Niederholz wie verstört zur Erde und fasste ihn am Fuß.

Eine Schneeflocke schaukelte vor dem Knaben wie ein glühendes Leuchtkäferchen, doch schon packte sie ein Windstoß und schleuderte sie fort. Kein Vogel war zu hören, kein lebendes Wesen zu sehen. Im Wald herrschte nur der starke Atem des Sturmes. Alles wich vor ihm zurück, alles beugte sich vor ihm. Er allein brauste dahin, warf alles zu Boden, und niemand konnte sich ihm in den Weg stellen. Kleine Zweiglein fielen von den Bäumen und gewaltige Eichen beugten sich vor dem einzigen Herrn, vor dem sie sich fürchteten. Ganze Büschel von Zweigen flogen erneut gegen den Himmel, kreuzten sich, wirbelten durcheinander und verban-

den sich zu schwarzen Wolken eines aufgewühlten Meeres. Ein starker Ast fiel krachend und lärmend zu Boden. Und der Sturm holte zu immer neuen Angriffen aus. Jetzt stürzte mit Zischen und Prasseln wie mit einem tosenden Aufschrei ein gewaltiger Baum zur Erde...

Über den furchtbaren Sturz des Riesen erschrocken, erdröhnte die Erde.

Dann herrschte eine Weile Stille.

Der Wald säuselte ein kurzes Lied, aber bald krachte und brauste er wieder. Der Wind heulte und pfiß, griff in die schmerzhaft knarrenden Kronen der Waldriesen und zwang sie wieder zum Kampf. Schwere Wolken rasten dahin, wie mit der Peitsche gehetzt, und deckten den aufgewühlten Wald mit ihrem Dunkel zu. Finsternis verbreitete sich über den gequälten Forsten. Unterholz, Gestrüpp und Baumkronen flössen in eins zusammen — in ein unendliches, geheimnisvolles, schmerzvoll stöhnendes Meer von Finsternis.

Die Dunkelheit wuchs, der Sturm sauste und warf ganze Schichten des leichten Schnees auf den Jungen. Die Hände wurden ihm steif, die Finger konnte er nicht mehr bewegen. Der Hund schmiegte sich an ihn.

„Wildfang — bist du da? Ich gebe dir deine Freiheit wieder... Suche sie dir im Walde. Ich erreiche mein Ziel nicht mehr...“

Es brauste ihm im Kopf, als hörte er ferne Wasserfälle. Er versuchte sich aufzurichten, vergebens.

Er fiel in den Schnee. Dort liegt man so weich. Er wird nicht mehr weitergehen... Im Schnee fühlte er sich so wohl, er empfand keine Kälte mehr.

Die Sippe in der Ferne rief nicht mehr...

Um den zusammengekauerten Wolfi befand sich eine freie Stelle. Die nächste Fichte stand einige Schritte weiter weg. Fast im Kreise waren einige Baumgruppen verstreut. Jetzt war alles vollkommen still, kein Zweiglein rührte sich. Das dauerte jedoch nur kurze Zeit. Ein Fichtenbäumchen nickte mit seinem verschneiten Köpfchen und erhob seine Zweige; und als ob sie auf dieses Zeichen gewartet hätten, begannen sich sofort alle Bäume zu bewegen. Der Wind pfiff durch die freien Stellen zwischen den Stämmen und streute zarte, weiße Federchen um sich.

In der wachsenden Dunkelheit schien es, als ob die Bäume immer näher an Wolfi herankämen. Sie winkten mit ihren weißen Zweigen, als wenn sie die Arme ausbreiten wollten, um den Knaben zu streicheln und zuzudecken.

Wolfi dankte den Fichten; es war ihm so warm und so wohl. Der Schnee fiel und flog wie weiche Federn eines großen weißen Schwanes um ihn herum.

Aus seinen Träumen weckten ihn für einen Augenblick rauhe Stimmen. Waren Menschen in der Nähe? Um Gottes Willen, helft! Hilfe, Hilfe!...

Aus dem Mund des Jungen aber drang kein Ton. Er konnte nicht aufschreien, er seufzte nur...

Er hatte das Bewusstsein verloren.

Tatsächlich waren Menschen gekommen und sahen den Jungen im Schnee liegen. Und es schien ihnen, dass er noch lebe.

Wildfang stand über Wolfi und warnte mit zornigem Knurren jeden näherzutreten. Er wollte seinen Herrn verteidigen.

Der starke Dub glaubte, dass es ein Wolf sei, warf sich als erster auf Wildfang und schlug auf ihn ein. Und die andern halfen ihm.

Der halb zu Tode geprügelte treue Hund entrannte nur mit Not in das Gestrüpp.

Die Späher der Sippe des Tschsch entdeckten nicht weit davon die Feuerstelle und bei ihr den Schlitten mit der Frau und dem kleinen Buben... Die Frau konnte nicht mehr aufstehen.

Das Feuer war bereits fast erloschen. Der Wind piffte und verklebte den Männern die Augen mit Schnee.

## 18. Kapitel - IN DER NEUEN HEIMAT

Die Sonne strahlte lieblich und warm, wie sie eben nur im Mai strahlen kann. Das frische, von Tausenden von Blüten bunt durchsetzte Grün schmückte mit seinem Prunklied die wiedergeborene Erde. Jubilierender Vogelgesang erschallte über den Feldern und den Wäldern der herrlichen Welt.

Auf dem pilzförmigen Berg, der heute Rip, das heißt der Pilz genannt wird, wimmelte es von Menschen.

Dort beendeten die slawischen Stämme ihre weite Wanderung. In dieser fruchtbaren Gegend ließen sie sich nieder.

Altvater Tschech, der Führer des Volkes, überblickte ergriffen das weite Land, die neue Heimat. Er konnte sich von dem lieblichen Bild nicht losreißen. Er hatte den Göttern und den Vorfahren bereits Dank gesagt dafür, dass sie sein Volk in dieses Land geführt hatten, und alle Stämme brachten nun Dankesopfer dar.

Und Stammesvater Tschech sprach zu seinem Volke:

„Ihr meine lieben Gefährten! Ihr habt den schweren Weg gewagt und euch durch den unwegsamen Forst hindurchgekämpft. Darum bringt ihr nun den Vorfahren ein wohlgefälliges Opfer! Dank ihrer wohlwollenden Hilfe hat unsere Wanderung ein Ende gefunden.“

Dies hier ist jenes neue Land, das ich euch so lange versprochen habe! Ein Land voll Wild und Vögeln, ein Land, das voll süßer Milch und Honig ist. Viele Flüsse durchziehen es, und seht, sie sind voll von Fischen!

Und dieses prächtige Land ist nun in eurem Besitz!“

Die Hörner erschallten und ihre festlichen Klänge ertönten weit über das Land.

„Ein Wort noch, geliebte Brüder, bevor wir uns über die auserwählten Gebiete verstreuen!“ rief Tschsch. „Wir wollen, so wie wir dies versprochen haben, unsere verwandten Stämme in der alten Heimat wissen lassen, dass dieses Land ihrer harret. Mögen sie unserer Wanderung folgen und unsere Zahl verstärken. Hier finden sie eine neue Heimat. Nun, wer will sich mit der Botschaft auf den beschwerlichen und weiten Weg begeben?“

Die stattlichen jungen Helden blickten einander an und verständigten sich mit Blicken. Schließlich traten Bogul vor und Tschadraga und Slawoj. Sie schreckten vor dem beschwerlichen Weg nicht zurück, sie würden den fernen Brüdern die Botschaft überbringen. Zufrieden nickte der Stammesvater.

Doch seht, wer steht noch hinter den heldenhaften jungen Menschen? Dieser Junge will auch mit der Botschaft in das ferne Land? Ja, auch er meldete sich. Fest und unerschrocken steht er da.

Wolfi ist es, der Sohn des verstorbenen Wolf, des Gießers.

Schon hat auch Stammesvater Tschech den Knaben erblickt. Lächelnd winkte er ihm vorzutreten.

Beherrscht blickte der Junge dem Stammesältesten in die Augen. Er war groß und stark. Gesund wie eine Eiche, frisch wie ein Fisch und stark wie eine Buche. Jeder würde ihn für vierzehn oder fünfzehn Jahre halten.

Kaum hatte die Menge des versammelten Volkes Wolfi vor dem Stammesvater erblickt, da rief sie dem tapferen Knaben Hochrufe zu.

Sie hatten ihn alle gern. Die Mütter stellten ihn als Vorbild eines braven Sohnes hin. Seit der glücklich beendeten heldischen Wanderung mit der Mutter und dem kleinen Bruder zu der fernen Sippe war er der Stolz und der Liebling des ganzen Stammes.

Unvergesslich blieb allen Sippenangehörigen der feierliche Augenblick, als Altvater Tschech damals im Winter bei den lodernnden Flammensäulen diesen Jungen zum Manne erklärte. Von einer derartigen Heldentat eines jungen Knaben, wie es die große winterliche Wanderung Wolfis gewesen war, hatte man noch nie gehört; auch die alten Sagen wussten nichts ähnliches zu berichten.

Und Wolfi hatten sich für immer die Worte ins Gedächtnis eingepägt, die der Stammesvater damals zu ihm gesprochen hatte:

„Du hast viel durchgemacht, bevor du die neue Heimat erreichst. Du bist ein Mann! Und Männer, die so viel auf sich nehmen mussten wie du, schätzen die neue Heimat — sie werden sie tapfer vertei-

digen und lassen sie sich niemals entreißen! Solange solche jungen Helden zur Welt kommen, wird die Sippe nicht zugrunde gehen!“

Tief ergriffen zog dann der Stammesvater aus dem eigenen Stirnreif eine lange Adlerfeder heraus und reichte sie Wolfi.

„Damit jedermann sehe, dass der tapfere Wolfi ein Mann, der Stolz unserer Sippe ist!“

So sprach er damals vor der ganzen Menge und küsste den Jungen. Und es traten die besten Männer der Sippe hinzu, der berühmte Jäger Akamir, der wackere Bogul, der starke Dub, der weise Lubiga und viele andere und reichten Wolfi Falken- und Habichtsfedern von ihren Kopfbedeckungen.

Ihnen allen dankte Wolfi freudig für die ungewöhnliche und hohe Ehrung. Und von diesem Tage an saß er in der Versammlung der Männer und beteiligte sich an den Jagden und feierlichen Zeremonien.

Und wie er da heute vor dem Stammesvater stand, konnte man in seinem Stirnband zwölf lange Federn sehen. Nur selten konnte ein Sippenhäuptling das aufweisen.

Die Menge drängte sich um die auserwählten Boten. Wolfi errötete, als er die anschwellenden Hochrufe vernahm, stand aber hochauferichtet vor dem Stammesvater.

„Wird dir der weite Weg nicht zu schwer werden?“ fragte ihn Tschech gütig.

„Jetzt kann man ja leicht wandern, aber damals im Winter...“

Der Junge sprach nicht zu Ende. Er wollte sich mit seiner winterlichen Leistung nicht rühmen.

„Nun denn, geht also ihr vier. Und die Götter mögen eure Schritte leiten!“ entschied der Stammesvater und segnete die Boten.

„Ich segne dich, Bogul, ich segne auch dich, Tschadraga, und dich, Slawoj; und auch dich segne ich, lieber Wolfi! Die ewigen Götter will ich bitten, dass eure Wanderung von Erfolg gekrönt werde. Führt unsere Bruderstämme in dieses Land — sehet, wie es ausgebreitet und freudig hier vor uns liegt; wir werden in ihm alle eine glückliche Heimat besitzen...!“

Und wieder ertönten die Hörner und ihr voller Klang erschallte von dem Berge in die weite und breite Ebene.

Vier Sperber kreisten über dem Berge. Die Menschenmenge beobachtete sie und hielt Ausschau, wohin die Vögel flogen. Sie verloren sich aber im Sonnenglast in südlicher Richtung.

„Sie fliegen der Sonne entgegen!“ „Zur Sonne fliegen sie!“ raunte die Menge in freudiger Erregung. „Das ist ein gutes Zeichen!“

Der kleine Spitzmaus zog den Stammesältesten an seinem langen Mantel. „Opa, Opa, geht Wolfi fort?“

Lächelnd nickte der Alte.

„Da muss ich aber hierbleiben, Opa!“

„Warum denn, Spitzmaus?“

„Wer würde sich denn hier um die Mutti kümmern?“

„Hast recht, Spitzmaus, hast recht — du musst hier bleiben!“ pflichtete Tschech ihm bei und nahm den kleinen Buben aufs Knie.

An Wolfi schmiegte sich ein großer, starker Hund an; ein halbes Ohr fehlte ihm.

„Natürlich, Wildfang, ohne dich mache ich keinen Schritt!“ sagte der Junge und streichelte dem Tier über den Rücken. „Ich will mich noch von der Mutter verabschieden.“

Nicht weit von ihm kniete Luba auf dem weichen Rasen und verneigte sich vor der klaren Sonne. Sie pries den allgewaltigen Gott Swantowit, den gütigen Vater der Sippe des Tschech:

„Sonne, du ewige, seit Urbeginn lebende! In Pracht erstrahlst du am Himmelsgewölbe. Mit deinen Strahlen umarmst du die Erde bis zum Ende aller Dinge, die du geschaffen hast. Vor dir neige ich mich im Staube der Erde und danke dir für deine unendliche Güte. Auf der ganzen Welt gibt es keine Mutter, die glücklicher wäre, als ich! Ewiger Gott, du hast meinem Stamme ein herrliches Land geschenkt und mir einen Helden zum Sohne: Oh, wie danke ich dir!“ Stammesvater Tschech schaukelte Spitzmaus auf den Knien und fragte:

„Spitzmaus, wird dir nicht bange sein um Wolfi? Wirst du weinen, dass er fortgeht?“

Der Bub rümpfte die Nase und meinte:

„Schpitzmaus wird weinen — abends tschuhause...“

„Ja warum, Spitzmaus, wirst du erst abends weinen?“

Der Kleine antwortete:

„Warum schollte ich jetzt schon weinen? Jetzt hab ich doch keine Zeit!“

Tschech lächelte Spitzmaus zu und streichelte seinen Lockenkopf.

Vom Berge erklang in feierlichem Choral ein gewaltiges Lied. Die ganze Menge sang:

„Sei uns gegrüßt, du Land, in das wir aufgebrochen  
Und das die Götter uns so heiß versprochen!  
Beschütze uns und schenke uns den Frieden

Samt unsern Nachkommen hienieden

Zu jeder Zeit —

In Ewigkeit!

Swantowit, du unser Schützer und Retter,

Swantowit, du größter aller Götter!“

Auf dem Bergesgipfel loderte eine riesige Flamme und der Rauch stieg mit den Gebeten zum Himmel.

Stammesvater Tschech segnete sein Volk und übergab ihm das lange versprochene Land.

Mögen die Götter den slawischen Stämmen in der neuen Heimat alles Glück bescheren.